ANTON
GRAF
BOSSI
FEDRIGOTTI

STAND-SCHÜTZE BRUGGLER



ANTON
GRAF
BOSSI
FEDRIGOTTI

STAND-SCHÜTZE
BRUGGLER

ANTON GRAF BOSSI FEDRIGOTTI

Standschütze Bruggler

ANTON GRAF BOSSI FEDRIGOTTI

Standschütze Bruggler

Roman

1936

„Zeitgeschichte“ Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H.
Berlin W 35

44. bis 46. Tausend
 Gedruckt bei Emil Herrmann sen. in Leipzig

Dieser Roman behandelt ein Thema, dessen Unterlagen der deutschen Öffentlichkeit zuerst in kurzen Zügen dargestellt werden müssen.

Ein uraltes Gesetz in Tirol, das sogenannte Landlibell von 1511, das von Kaiser Max, dem letzten Ritter, auf den Wunsch der Tiroler bestätigt wurde, bestimmt, daß jeder Tiroler in Zeiten der Gefahr vom 16. bis zum 50. Lebensjahr verpflichtet ist, die Waffen zu ergreifen und die Heimat zu verteidigen. Wir haben hier das älteste Wehrgesetz mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, das es im deutschen Raum gibt. Dieses Gesetz schrieb vor, daß sich die im obigen Alter befindlichen Wehrfähigen während der Friedenszeit allsonntäglich auf ihren Schießständen zu versammeln hatten und sich im Gebrauch der Waffen übten. In Kriegszeiten versammelten sich die Wehrfähigen der Dörfer im zuständigen Gerichtshauptort und wurden dort zu selbständigen Schützenabteilungen formiert. Ihre Offiziere und Führer wählten sie nach altem Brauch aus ihren eigenen Reihen, wobei sie sich nicht von dem Gesichtspunkt leiten ließen, ob der eine oder andere die nötige Schulung und Bildung besaß, die der Führerberuf erforderlich macht, sondern für die Schützen war es lediglich maßgebend, den im Ort oder im ganzen Bezirk als besten Schützen und auch sonst als besonders wehrfähig bekannten Mann zum Führer zu bestimmen. Aus diesen Schützenformationen heraus entstanden die Freiheitskämpferkompagnien Andreas Hofers und

entstand auch das später unter dem Namen „Standschützen“ bekannte Tiroler Schützenkorps.

Diese Standschützen wurden während des Weltkrieges, als Italien 1915 den Krieg erklärte, wieder aufgeboten, und so erlebten wir es in Tirol, daß, während die aktiven Soldaten als Kaiserjäger und Kaiserschützen und Landstürmer an den Fronten in Rußland und Serbien kämpften, in den Maitagen 1915 nach uraltem Brauch das letzte Aufgebot der Schützen aufgerufen wurde.

Der Name „Standschützen“ kommt von Schießstand, dem Ort, wo sich die Schützen allsonntäglich, wie oben bereits erwähnt, im Waffenhandwerk übten. Den Leistungen dieser Standschützen ist es in erster Linie zuzuschreiben, wenn den Italienern der Einbruch nach Tirol nicht gelang. Wichtig ist dabei die Feststellung, daß diese Standschützen natürlich nur mangelhaft ausgerüstet waren und größtenteils aus nicht gedienten Leuten bestanden. Waren sie auch keine Paradetruppe, so leisteten sie als Bergführer, Patrouillengänger, Kundschafter und vor allem als Abwehrkämpfer Außerordentliches. Aus dieser, in seiner Art vom übrigen Fronterlebnis des Weltkrieges vielfach ganz verschiedenen Welt spricht der junge Tiroler Schütze nun zum deutschen Menschen der Nachkriegszeit. Alles, was er erlebt, ist aus der Fülle der Kämpfe, der Eindrücke und Gespräche seiner Kameraden aus den Hochgebirgskämpfen in den Dolomiten herausgegriffen. Wenn auch da und dort die Freiheit des Schriftstellers manche Kampfhandlung vorverlegte oder deren wirkliche Auswirkung änderte, so geschah dies lediglich, um echte, dem Inhalt zugrunde liegende Tatsachen dem Geschehen des Romanes anzugleichen.

„Toni, jetzt trifft's di aa!"

Ich fuhr von meinem Knödel auf und spuckte die angebissenen Brocken in die Suppe zurück, daß die Speckstücke aus dem Teller herausplanschten und auf dem schweren Eichentisch herumspritzten.

In der Tür stand die Mutter.

Sie hielt ihre von der Arbeit geröteten groben Hände gottergeben vor der blauen Schürze gefaltet und sah mir mit einem Ausdruck von unbeschreiblichen Kummer gerade ins Gesicht.

„Jo, Bua, die weardn's zwar net holen, aber der Pfarrer hat's heit in der Maiandacht von der Kanzl verkündet, daß ös alle giahn müßt!"

Der Pfarrer hatte es von der Kanzel verkündet, — dann war also nun wirklich wahr, was alle im Tale seit Wochen im Wirtshaus und am Feierabend vor den Haustüren besprochen hatten.

Es ging los!

Was wohl der gestrenge Pater Jochum im Brixener Seminar sagen würde, wenn sein Anton Bruggler nicht mehr Anlaß zu einer Strafpredigt über ein schlecht präpariertes Lateinpensum geben würde.

Merkwürdig, daß ich in diesem Augenblick nur an das verdutzte Pharisäergesicht meines Ordinarius denken mußte, wie mir die Mutter eröffnete, daß auch ich mit meinen sechzehn Jahren ausrücken müsse. —

Plötzlich stand ich draußen vor der Hoftür, stürmte die Dorfstraße hinab und hielt erst, vom raschen Laufen tief keuchend, am Kirchplatze. Dort standen noch immer Gruppen von Leuten, obwohl der Abendgottesdienst doch seit einer Stunde aus sein mußte.

„Jessas, der Toni", schrie da der Theißen Anderl, der Junge.

„Grüa'ß di Anderl! — Ja ist's wirklich wahr, was sö sag'n!"

„Freila ist's wahr, Toni, — mir müass'n alle mit, der Elsner, der Temele, der Karlan Waschtl und goar der Strobl Hansl aa!" —

Die alten Männer grüßten und traten auseinander, der hochwürdige Herr Pfarrer war eben aus der Kirche getreten.

„Ja, Leut', der Krieg mit Italien ist wohl erklärt", sagte der greise Mann. Dabei schüttelte er unaufhörlich den weißen Kopf.

„Der Herr Wachtmeister Keller ist heute vor dem Gottesdienst zu mir gekommen und hat mir die Botschaft gebracht. Es ist, wie ich es in der Kirche verkündet habe. ‚Alle wehrfähigen Standschützen stehen morgen um 10 Uhr vor dem Gasthof Pircher, wo einige Herren Offiziere, die vom Innichener Landesschützenregiment herüberkommen werden, die Leute für den Kaiser in den Eid nehmen werden'."

Der Kaiser nahm die Standschützen in den Eid!

Wir Tiroler Buben wußten, was das hieß.

Das hieß Krieg an der eigenen Gemeindegrenze, Krieg in Tirol.

Als ich heimkam und in die Stube trat, kniete die Mutter vor dem Herrgottswinkel und schluchzte.

Unter diesem Herrgottswinkel war meine eigene Wiege gestanden. Und später auch der Sarg des Vaters.

Es war fast dreiviertel Jahr her. Der Vater war damals von Galizien gekommen und im Urlaub von einem Deserteur, den er draußen an der Rienzbrücke anhielt und stellte, niedergeschossen worden.

Der Vater, der nie einem Tiere etwas zuleide getan hatte und der sicherlich den einsamen Soldaten nur vor dem Gendarmerieposten an der Grenze warnen wollte! —

Noch stand ja der Loisl, mein älterer Bruder, beim Marschbataillon in Innsbruck. Und jetzt hatte es auch mich erwischt, wie alle Buben in Tirol.

Zu Anderl Hofers Zeit war es wohl auch so gewesen.

Wie hatte doch Professor Amann in Brixen immer zu uns gesagt:

„Studenten, Bauern und Geistliche griffen zu den Waffen, ließen den roten Adler voranwehen und zogen aus, die Franzosen zu vertreiben!"

Jetzt sollten auch wir „Feinde vertreiben"!

Da tönte plötzlich die Stimme der Mutter, die mein Eintreten gehört hatte und aufgestanden war, an mein Ohr.

„Toni, i han dir da a Paar Socken und dö Unterhose'n vom Vatta g'richt. Und dann magsche aa die festen Schuach anziag'n. So, wie der Pfarrer verkündet hat, sollt ös alle guate Schuach anleg'n, weil dö Militaristn grad nichts vorbereitet hab'n auf'n so plötzlich'n Ausmarsch von dö Standschütz'n!"

Geschäftig lief die große, herbe Frau aus der Stube in die Küche und von der Küche wieder in die Stube, holte aus der Truhe die Uniform und Mütze des Vaters hervor, — strich dann ein wenig über die zerknitterte Hose, sah nach, ob die Blusenknöpfe alle an ihren Knöpfen hingen, und legte sie neben ein Paket, das einen wollenen Spenser, ein paar Pulswärmer und ein Gebetbuch enthielt.

Dann setzte sich die Mutter zu mir an den Tisch.

Sie sprach nicht viel. Kaum das, was eine Tiroler Bäuerin, die den Mann verloren, den ältesten Sohn auf dem Wege zur Front und den jüngsten Sohn vierundzwanzig Stunden vor der ersten Schützensalve weiß, diesem Jüngsten und Letzten zu sagen pflegt. Ihre Hauptsorge galt der Haltung des Hofes. Nun mußte sie doch die Meilingerin und den krummen Prediger Peter in Kost nehmen, denn mit dem Großvater allein schaffte sie die Wirtschaft nimmer. Gerade jetzt vor der Heumahd. Nun war mein verlängerter Pfingsturlaub vom Seminar zur Anbauarbeit auch wieder umsonst gewesen. Ich riet der Mutter, beim Gemeindevorsteher um einen Russen anzusuchen. Der Franz, des Vorstehers Sohn, rückte ohnehin mit mir morgen aus. Ihn konnte ich noch bitten, bei seinem Vater für die Mutter ein gutes Wort einzulegen.

Und dann sollte die Mutter ja nicht vergessen, die „Liesl" gleich nach'm Kalben zu verkaufen, ehe die Zwangsrequierierung kam und sie für das Vieh keinen roten Heller mehr bekam. Kriegswitwenunterstützung mußte sie auch noch anmelden. Doch das wollte ich noch mit dem Vormund, dem Häusler-Sepp, selbst alles besprechen gehen. Ich mußte mich ohnehin noch beim Pfarrer verabschieden und mich auch für das Lehrgeld am Seminar bedanken.

Die Mutter gab mir die Hand, und ich ging.

Als ich zur Tür hinaus wollte, war es mir, als hätte sie meinen Namen gerufen.

Ich drehte mich um.

Doch da stand sie schon wieder und suchte aus einer Blechschachtel Nähzeug und Knöpfe für mich zusammen.

Draußen war klare Pfingstnacht.

Wunderbar funkelten die Sterne über dem Haunold und Birkenkofel.

Da drinnen also standen wir vielleicht schon morgen abend und führten Krieg.

Da war ja die Sarl, unsere Alm, auch in der Front.

Wo trieb dann die Mutter heuer das Vieh auf?

Darüber mußte ich ja auch mit dem Seppl sprechen.

*

Am nächsten Morgen standen wir alle vor dem Gasthaus „Zum schwarzen Adler“ und warteten auf die Landesschützenoffiziere aus Innichen. Der Pfarrer hatte beim Hochamt ganz schlicht gepredigt. Er hatte nicht vom Heldenmut und Heldentod gesprochen, wie das der junge Kooperator immer gern tat, sondern daß den Tirolern nichts anderes übrig bleibe, als sich zu wehren. „Wenn man eure Höfe, auf denen ihr seit Jahrhunderten sitzt, plötzlich wegnehmen wollte und sie einem anderen Herrn übergeben würde, würdet ihr euch auch wehren. Und mit dem Italiener ist's genau so“, hatte er gesagt. „Kein Mensch hat ihm was zuleid getan. Aber er will unsere Dörfer, er will das ganze Pustertal und drinnen Bozen und Meran für sich haben und aus uns dann das gleiche arme Volk machen, wie es die Bauern über der Grenze drüben im Comelico und hinterm Kreuzberg im Cadore seit 1866 geworden sind. Wir wollen aber nicht als Pfannenflicker in der Welt herumziehen, weil wir daheim zu arm sind, um uns das tägliche Brot schaffen zu können.“

Darüber sprachen wir alle heraußen.

Es war kein Juhu und Heil herum, wie vor einem Jahr, als das Landesschützenregiment nach Galizien fuhr und mit ihm alle unsere besten Männer aus dem Dorfe.

Was hier am Platze herumstand, das waren wohl durchschnittlich Fünfziger und Lausbuben.

Wenn die anderen aus Galizien nicht kamen, die Ge-

meinden gegen die neuen Feinde zu schützen, was blieb denn übrig, so mußten wir eben hinauf.

„Da war gar nicht viel zu dischkutieren."

Der Jörgl Taschler spuckte unaufhörlich seinen Tschick aus und stank schon gleich nach dem Gottesdienst nach Schnaps. Er war früher bei den Bozener Kaiserjägern Tragtierführer gewesen und erzählte uns Jungen, daß die Hauptsache beim Militär sei, stramm und schneidig seine Vorgesetzten zu grüßen. Wer grüße, bezeuge damit Ehrfurcht vor den Herren Offizieren. Die Herren Offiziere seien aber Stellvertreter des Kaisers. Wer den Kaiser ehre und achte, sei ein treuer Tiroler, und ein treuer Tiroler sei immer ein guter Soldat.

Gerade in seine Erklärungen hinein platzte die Baumgartner Tresl mit einem Weinkrug und Gläsern.

Da vergaß nun der Taschler Jörgl seine weiteren Soldatentugenden aufzuzählen und wäre der Tresl beinahe um die Hüften gefallen, wenn die ihm nicht einen Stoß vor die Brust gegeben hätte, daß ihm das Wasser vor die Augen quoll.

„Dan Wein magsche no trinken, Jörgl", sagte sie, „aber mit'n Bussl geaht niacht. Sischt erwischt di der Peater."

Die Männer und Buben ringsum lachten, spuckten aus, nahmen die Gläser aus den Händen der Dirn und tranken ein Viertele auf das Wohl des Peters, der wohl irgendwo in den Karpathen herumschoß, und auf den Baumgartner, der den Wein spendiert hatte.

Da rief einer an der Verschönerungsvereinstafel: „Se kemmen."

Gleich darauf hupte ein Auto um die Straßenecke und hielt mitten unter uns Leuten.

Ein kaiserlicher Major und zwei Leutnants saßen drinnen. Vorne beim Fahrer saß noch ein Schützenunterjäger aus Innichen.

„Grüß Gott alle miteinander", rief der Major.

Er war im Auto aufgestanden und hielt eine Ansprache an uns.

Neues erfuhren wir ja eigentlich auch nicht.

Nur daß er sagte, „daß uns der Kaiser rief", während wir doch genau wußten, daß der Italiener unsere Dörfer haben wollte. Wir verehrten alle den alten Kaiser in Wien. Aber rufen hätte er uns doch gar nicht brauchen. Wir gingen schon selber, die Heimat deutsch zu erhalten.

Der Major stieg dann aus, sprach ein paar Minuten mit den Herren Offizieren und wandte sich dann an uns.

„So, liebe Kameraden!" — Kameraden nannte er uns!

„Also, liebe Kameraden. Ihr werdet euch jetzt in zwei Gliedern der Größe nach aufstellen. Rechter Flügel, der Unterjäger hier, und dann wollen wir sehen, wer von euch frontdiensttauglich ist und wer hinter der Front Verwendung finden kann!"

Wie schnell dieses Aufstellen ging.

Drüben an den Türen und Fenstern standen die Frauen und Mädeln und sahen uns zu. Auch die Mutter mit der Meilingerin stand dort.

Ich kam zwischen den Temele Louis und den jungen Unterhuber Anderl zu stehen. Das paßte mir gut. Der Anderl war immer mit mir Hütbub auf der Alm gewesen und später mit mir auf Gams gegangen.

„Ruhe!" brüllte ein junger Leutnant plötzlich und schaute ganz grimmig drein.

Der Major machte ihm ein Zeichen und sagte halblaut, aber so, daß wir es hören konnten:

„Voigt, das sind doch keine Rekruten, sondern ernste Männer."

Wir Buben waren also auch ernste Männer.

Das gab uns einen gewissen Stolz gegenüber den Frauen da drüben.

Nun standen wir in zwei Gliedern, bunt durcheinandergewürfelt, Alte und ganz Junge nebeneinander und drückten uns gegenseitig die Ellenbogen, daß es plötzlich den Temele nach vorn schob und er aus dem Gliede gestoßen wurde.

„Handbreit Abstand halten", rief der Leutnant, der vorhin geschrien hatte, und lief an den rechten Flügel, von wo aus er nun die Glieder entlang ging und zwischen jedem mit der Hand hinein fuhr.

„Sie werden es schon beim Gewehrexerzieren zu spüren bekommen, wenn Sie keinen Abstand nehmen", sagte er zu mir und schob mich nach vorne.

Nun sollten alle die Hand aufheben, die gedient hatten.

Der andere Leutnant zählte ab.

„Einhundertachtzehn Mann, davon zweiundsiebzig gediente", meldete er dem Major.

Die Gedienten mußten vortreten.

Wir Jungen schämten uns eigentlich ein wenig.

Waren wir weniger als die graubärtigen Männer, die nun zwei Schritte vor uns standen und krampfhaft taten, als ob sie stramm stehen würden?

Zum erstenmal sah ich, daß der Micheler eine schiefe Schulter hatte.

Kam wohl daher, weil der alte Micheler jeden Tag die Milch von den Berghöfen zur Dorfsennerei trug.

Mochte auch schon bald ein Sechziger sein, der Micheler.

Jetzt ließ sich der Major diejenigen zeigen, die Unteroffiziersgrade oder Dienstzeichen gehabt hatten.

Das Scharfschützenzeichen hatten sie alle.

Warum der Major eigentlich danach frug?

Standschützen, die nicht schießen konnten, das gab's doch in Tirol nicht.

Plötzlich sagte der Gemeindevorsteher etwas zum Major.

Der sah schnell zu mir herüber.

„Anton Bruggler."

Schon wollte ich „bitte" sagen, da fiel mir ein, daß die Kaiserjäger immer „zu Befehl" geschrien hatten, wenn sie in den Brixener Auen exerzierten.

So rief ich auch laut.

„Zu Befehl, Herr Major!"

„Brav", sagte der und winkte mir, zu ihm hinzukommen.

Ich spürte, wie ich plötzlich ganz rot wurde.

Ungeschickt stieß ich auch noch den Micheler beinahe um, als ich mich vordrängte. Dann stand ich vor dem Major.

„Sie sind Theologiestudent."

„Jawohl, Herr Major."

Natürlich hatte ich das „Zu Befehl" schon wieder vergessen.

„Sie müssen nicht mitgehen, wenn Sie nicht wollen", sagte der Offizier und sah mich dabei aus seinen grauen Augen freundlich an.

„Außerdem sind Sie erst sechzehn Jahre alt, wie ich höre, und das letzte Kind."

Drüben stand die Mutter und sah mich aufmerksam an.

Sollte ich zurück?

Ich konnte dann wohl meine Studien beenden und später dann als Feldgeistlicher mitgehen. Wir Theologiestudenten brauchten ja nicht einzurücken.

Doch da hätte ich auf die Schulbank zurück müssen.

Wieder zwischen Horaz und Xenophon meine Tage verbringen, nein, das tat ich nicht.

„Ich gehe mit, Herr Major", sagte ich fest und ruhig.

„Gut", meinte der. „Dann können Sie gleich hierbleiben und schreiben, was ich diktiere."

Der Prediger Peter hatte einen Tisch aus dem „Schwarzen Adler" geholt und zwei Stühle. Auf den einen setzte sich der Major, auf den anderen ich.

Der eine Leutnant legte ein großes weißes Papier, über dessen Kopf der Kaiseradler stand und darunter in großen Lettern zu lesen war „K. u. k. Landesverteidigungskommando für Tirol" vor mich und reichte mir Tinte und Feder.

Und nun schrieb ich.

„K. u. k. Standschützenbataillon Sillian, Kompagnie Toblach. Alois Hackhofer, Unterjäger, Kaiserjäger zwei, Schmied, Sebastian Bauer, Oberjäger, Landesschützen drei, Lehrer, Christian Ennemoser, Patrouillführer, reitende Tiroler Landesschützen, Tischler."

Und so fort und fort, bis ich alle Gedienten in einer langen Reihe auf dem Bogen hatte.

Dann ließ der Major alle wieder in ein Glied treten.

Der Namensaufruf und die Eintragung der Nichtgedienten ging schneller, weil weniger zu schreiben war.

Inzwischen war es hohe Mittagszeit geworden.

Als ich auf die Uhr sah, fiel mir auf, daß niemand um zwölf die Glocken geläutet hatte.

Da kam der Gendarmeriewachtmeister Keller plötzlich mit acht Landstürmern, die aus dem Inntale waren, um das Posthaus herummarschiert. Alle trugen die Stutzen mit aufgepflanztem Bajonett und Rucksäcke. Wie er bei uns herankam, ließ er halten, kam auf den Major zu, salutierte am Gewehr und meldete:

„Ich melde gehorsamst, Wachtmeister Keller mit Gendarmerieassistenz auf dem Marsche an die Front!"

Der Major hatte sich erhoben.

„Keller", sagte er, „also Sie marschieren so lange, bis

Sie auf italienische Patrouillen stoßen. Dort suchen Sie Stellung und suchen den Feind so lange aufzuhalten, als Sie können. Dann ziehen Sie sich langsam zurück, bis Sie auf Verstärkungen stoßen. Gott mit Ihnen, macht's brav!"

Das war also die „Truppenmacht", die wir ins Höhlensteintal und Ampezzotal schickten, um den Feind aufzuhalten.

Noch sehe ich Keller um die Ecke biegen.

Begleitet von den Grüßen der Bauersfrauen.

Der Major ließ jetzt abtreten und befahl, daß alle sich im Feuerwehrmagazin zu versammeln hätten, wo nach altem Standschützenrecht die Wahl der Standschützenoffiziere vorgenommen werden müsse.

Kopf an Kopf standen die Männer zwischen den Spritzen und Leitern. Der Major saß auf dem Bock des Gerätewagens und ermahnte die Schützen, eingedenk zu sein, daß Standschützenoffizier nur derjenige werden könne, der in der Gemeinde geehrt und des Vertrauens seiner Kameraden würdig sei. Notwendig wäre natürlich auch eine gewisse militärische Vorbildung, weshalb er vorschlage, um die Sache kurz zu machen, die Charge des Hauptmanns dem Oberjäger und Lehrer Bauer und die des Leutnants dem Dr. Kugler, Gemeindearzt, und Herrn Breitegger, dem Finanzinspektor a. D., zuzuerteilen.

Auf diese Worte des Majors blieb erst alles still.

Der Malfertheiner Schorsch blinzelte erst zu mir herüber, schüttelte dann den Kopf und hob die Hand.

„Herr Major, nit für unguet", begann er, „net daß wir eppes gegen die Herren hätten, de von Ihnen genannt worden san. Beileibe net. Aber bei uns Schützen, und söll hat mei Vater, der da neben mir sitzt und anno sechsundsechzig a no draußen g'wes'n isch, immer g'sagt, also bei uns Schütz'n muaß der beschte Schütz der Führer san und derjenige, der grad die Berg drinnen am Zinnenplateau und

in der Hochen Gaißl am beschten kennt. Und sell isch meiner Meinung nach der Theißen Anderl, der Vater. Er hat die meisten Gams oag'holt, isch Bergführer wie der Innerhofer Sepp in Sext'n drin und außerdem in Bosnien dabei g'wes'n. I moan holt, daß er am beschten geeignet war, inser Hauptmann zu sein."

Der Theißen Anderl Vater wehrte zwar ab, doch wir schrien alle:

„Anderl, jetzt hasche gor nicht zu red'n, jetzt bisch Hauptmann und setzt di aufi zum Major auf die Spritz'n."

Der Anderl schüttelte noch immer den Kopf, nahm die dargebotene Hand des Majors und dankte mir auf einmal, der ich neben einem Wagenrade stand und das Protokoll aufnahm.

Zu Leutnants wurden der Lehrer Bauer und der Doktor Kugler gewählt.

Der Finanzwachter wurde dienstführender Oberjäger, und dann schrien sie alle, ich solle Kanzleiunteroffizier werden, weil ich „a Gschtudierter" wäre.

Da protestierte nun der Major, indem er sagte, Unteroffizierschargen dürfen nur an Gediente verliehen werden. Er wolle aber sehen und sei davon überzeugt, daß ich bald vor dem Feinde befördert werden könne, was wertvoller sei, als jetzt gewählt zu werden und nicht zu wissen, was das Dienstreglement sei.

Mir war's auch lieber, denn den alten Männern befehlen zu sollen, das erschien mir unmöglich, und überhaupt bei uns Tirolern überflüssig. Ich konnte doch den Vater Micheler nicht einfach anbrüllen „Ruhe", wie es vorhin der Leutnant getan hatte.

Die Offizierswahl hatte nicht einmal eine halbe Stunde gedauert.

Nun traten wir vor dem Feuerwehrmagazin an.

Dort war inzwischen ein Trainwagen mit Landesschützen vorgefahren, der hochbepackt mit Gewehren, Uniformen und Rucksäcken war.

Wie wir heraus kamen und herumstanden, fuhr plötzlich eine scharfe Kommandostimme zwischen uns hinein.

„Antreten, Vergatterung!"

Sakkerlot, das war der Anderl.

Tatsächlich, dort stand er mit erhobenem Arm und sah so aus, als hätte er nie etwas anderes im Leben getan, als kommandiert.

Mit Hilfe der anderen neugewählten Unteroffiziere stellten wir uns zwar noch etwas schwerfällig, aber doch schon ziemlich rasch wieder in zwei Gliedern auf und rührten uns nicht.

„Ruht!" kommandierte dann der Herr Hauptmann und ging mit großen Schritten noch einmal die Front ab, da und dort die Richtung und die Haltung ausbessernd.

Dann trat er vor die Kompagnie, und wir hörten ihn mit einer Stimme, wie wir sie bei ihm nie gehört hatten, uns anreden.

„Mander! Es habt mi z'enkern Hauptmann g'macht. I dank enk für die Ehr und werd' dös Vertrau'n zu halten wiss'n. Wir hab'n koane Zeit zu red'n. Jeder, der no koa Uniform hat, faßt sie jetzt aus, ebenso das G'wehr. Es san deitsche G'weahr, weil inser Oberkommando z'wenig hat. Mauser heißen se se und fünfschüssig san's aa. Dann faßt es Patronentaschen, Überschwünge, Bajonett und Rucksäcke aus. Nachher kennt es a Stund hoam giahn, z'ess'n und die Wäsch inzupack'n. Guate Schuach als zwoates Paar, zwoa Hemden, a Unterhos'n und feste Sock'n nehmt es mit. Punkt viere seid es wieder g'stellt. Die Adler, die enk, jedem zwoa,

ausg'händigt weard'n, näht es am Kragen an, so wie bei die Landesschütz'n das Edelweis. Die Adler sind das Zeichen für ins Standschützen —. Und no oans. Außer Dienst bin i für enk nach wie vor der Theißen Anderl und net der ‚Herr Hauptmann', wie der Viertler Sepp grad zu mir g'sagt hat. Und jetzt, wann der Herr Major außerkimmt, kommandier' i ‚Habt Acht!'. Aber söll sag i enk, wenn des net aussieht, als wenn a Kaiserjägerkompagnie auf Achtung steht, nachher laß i enk hinter der Front ‚nacherezieren'."

In diesem Moment trat der Major mit den beiden Leutnants aus Innichen vor das Gemeindehaus.

„Kompagnie ... Haaabt Aaaacht!" brüllte der Anderl.

Brrrruck ging es durch die Glieder.

Der Anderl drehte sich mit knallenden Absätzen herum, jagte die rechte Hand an den verbleichten Hut mit der Spielhahnfeder, salutierte und meldete unter der atemlosen Stille des ganzen Dorfes.

„Herr Major, Standschützenhauptmann Andreas Unterhuber meldet sich mit der k. k. Standschützenkompagnie Toblach gehorsamst zur Stelle!"

Der Major dankte, sah einen Augenblick lang auf uns alle und sagte dann laut zu den beiden jungen Offizieren:

„Wie ich den Hauptmann um diese Mannschaft beneide!"

Dann wandte er sich an uns.

„Im Namen Seiner Majestät unseres allerhöchsten Kriegsherrn und allergnädigsten Kaisers Franz Josef des Ersten ..." und dann kam es Wort für Wort, das wir nachsprechen mußten, mit erhobener Hand, in Gegenwart des Pfarrers, der zum Major getreten war und sein kleines Brustkreuz hoch in der Hand hielt.

„Wir schwören ... wir schwören ..."

Mochten die Soldaten, die uns oft begegnet waren, auch

über das Schwören spöttische Witze gemacht haben. Dieser Augenblick war nicht patriotisch, nicht erhebend, nicht salbungsvoll.

Er war tiefernst.

Es war ein E i d, den die Tiroler Standschützen in den Frühlingstag und in die noch schweigenden Berge schwuren!

Nun sind wir schon vier Tage an der Front!

Wie seltsam das hier heroben klingt!

Wir haben uns am Nordosthang des Monte Piano ein paar Baracken zusammengenagelt, die wir notdürftig mit Bruchsteinen und Baumästen unter den Felsüberhängen zusammenstützen konnten.

Irgendwo ist der Name „Schwalbennester" aufgeflogen.

Der ist gut, denn vom Tale gesehen erscheinen diese Hüttchen tatsächlich wie Vogelnester, die an die Felsen gepickt sind.

Aber wehe, wenn uns die Stützen unter den Bodenbrettern und an den Außenwänden versagen. Dann geht's beinahe tausend Meter talwärts mit der Ablösung, die gerade in der abrutschenden Baracke schläft.

Das wäre kein schöner Tod fürs Vaterland!

Zum Ausbauen von Wegen und Stellungen haben wir noch keine Zeit.

Wir sind hier heroben fünfundvierzig Mann unter der Führung von Leutnant Bauer und dem Oberjäger Breitegger. Diese fünfundvierzig Schützen müssen nun den ganzen Steinblock des Monte Piano, der sich mit seinen zweitausendvierhundert Metern Höhe zwischen Misurina, dem Tal der schwarzen Rienz und dem Ampezzotal erhebt, „halten"!

Der übrige Teil unserer Kompagnie hält den Westhang des Piano bis nach Schluderbach besetzt. Der Theißen

Anderl mit dem Kompagniekommando liegt unten im Tal, vor Landro.

Die alte Talsperre Landro ist von der Halbbatterie mit tschechischen Artilleristen geräumt worden, die dort lagen. Die beiden einzigen Geschütze haben sie herausgezogen und verwenden sie „im Ernstfalle" in Sexten am Kreuzberg und, wenn es bei uns hier notwendig erscheint, am Pianohang oder drüben am Ruffredopaß.

Das soll dann so zugehen. Wenigstens erzählte uns der Taschler Jörgl, der die Trainkolonne führt, die Geschichte so.

In der Früh werden die Geschütze aus den Felskavernen hinter der Festung, wo die Artilleristen mit Pferden jetzt untergebracht sind, herausgezogen, bespannt und bemannt. Dann geht es in scharfem Trabe hinein nach Toblach, von dort über die Felder im Galopp nach Innichen und dann wieder im Trab nach Sexten hinein. In Sexten werden die Geschütze abgeprotzt und dann wird dort ein paarmal nach Padola hineingeschossen. Von Sexten kommen dann die Geschütze am Nachmittag zurück, um bei uns zur Verfügung zu stehen. Gestern nachmittag hörten wir sie auch zum erstenmal.

Drüben beim Gemärk krachte es plötzlich hintereinander in schweren Schlägen. Wir Jungens liefen denn auch gleich alle über den Notsteg, der unter der Gratwand hinläuft, und starrten nach dem Cristallo hinüber. Aber es war nichts zu sehen. Die alten Schützen lachten und meinten, wir würden bald nicht mehr so neugierig sein. Gesehen haben wir natürlich auch nichts.

Aber was das Merkwürdigste für uns ist, das ist der Gedanke, daß wir hier an der Front sind.

Da liegt vor uns gerade das Zinnenplateau mit „Ihnen".

„Sie", das sind die Drei Zinnen, das Wahrzeichen unserer Heimatsgemeinde.

Gut, daß die Standschützenkompagnie Sexten drüben, am Kreuzberg, am Seikofel, am Elfer und auf dem Toblingerknoten liegt. Denn die Sextner und wir Toblacher streiten uns seit Jahrzehnten um das Recht, die Drei Zinnen im Wappen zu führen. Die Zinnen gehören aber zum Gemeindegebiet Toblach, und wenn die Sextner ihr Recht haben wollen, dann können sie ja zeigen, wie sie jetzt die Zinnen halten werden. Freilich, auch die Sextner haben ein ganzes breites Tal mit zwei Einbruchstellen und etliche hohe Bergkuppen zu halten, und dabei ist ihre Kompagnie schwächer als wir. Und was das Schlimmste ist: wir haben alle keine Maschinengewehre. Erst morgen oder übermorgen soll ein südungarisches Regiment, das größtenteils aus Serben besteht, kommen und zwischen uns aufgestellt werden. Aber wir danken für diese Soldaten, die schon 1914 nach Südtirol geschickt wurden, weil sie in Serbien überlaufen wollten. Da schützen wir uns schon alleine besser.

Und dabei liegen die Zinnen so friedlich da, während ich schreibe. Wir sollen auf einmal nicht mehr hinüber dürfen und im Juli die ersten Edelweiß vom Schartl holen. Hier am Piano hat es nie schöne Edelweiß gehabt. Der Temele hat gestern noch mit dem Bacher Lois gestritten. Der Bacher hat nämlich behauptet, daß es in der Pianonordwand, also ungefähr hundert Meter unter uns, die allerschönsten Edelweiß gäbe. Der Temele sagt aber, so schöne Edelweiß wie drüben am Rinbianco unter der Westzinne gäbe es in ganz Tirol nicht. So sind sie immer ärger aneinandergeraten, bis ich gemeint habe, am besten wird sein, wir steigen im Juli einmal hinunter und hinüber auf die Rinbiancoalm und klauben das Edelweiß. Wer dann das weniger schöne hat, zahlt beim Bauer am Toblacher See einen Doppelliter. Da ist nun aber der Lehrer Bauer, halt, der Herr Leutnant Bauer schön in das Dischkutieren gefahren.

Ob wir denn vergessen hätten, daß wir an der Front seien und daß drüben im Rinbianco der Feind stehe.

Das war gestern abend.

Heute morgen sind wir nun alle oben in den Scharten gehockt und haben uns die „Front“ genau angesehen.

Da ist zum Beispiel die Zinnenhütte drüben. Grad vor einem Jahr haben wir da oben eine Hetz gehabt. Der Taschler, der Theißen Anderl, der Sohn, und ich. Die Zinnenhütten liegt aber mitten zwischen der Front.

Da sind doch sicher noch die ganzen Betten und die Küchen-einrichtung drinnen, die holen sich jetzt sicher die Sextner, diese Lackeln, vom Toblinger Knoten her. Und wir müssen hinter den Steinen hocken und wissen bei Nacht nicht, ob wir mitsamt unserem Schwalbennest abifahren ins Tal.

Ja, und der Schwalbenalpenkopf und drüben die Almen, das ist jetzt also alles Front.

Daß die Welschen nit am Rinbianco Fuß fassen, dafür wollen wir schon sorgen. Das heißt, der Strobl hat heut g'meint, das schadet nichts. Dort hat ja ohnedies immer das Jungvieh von Misurina g'weidet, und wir hätten von der Gemeinde nur Streit und Prozesse g'habt, wegen der Fremd-weiderei. Wenn jetzt die Wallischen dort in Stellung kommen und wir mit den Kanonen richtig hineinpumperten, dann gäb es keine Scherereien mehr, weil die Almwiesen doch zerstört würden.

„Denn wo so a G'schoß hinschlägt, da wachst koa Grüns mehr“, hat der Strobl g'meint. Und der muß es wiss'n, weil er zwei Buben in Galizien hat.

Er hat ja recht, der Unterjäger, zu was soll'n wir der Gemeinde Scherereien machen. Also lass'n wir die Wallischen auf die Alm vom Rinbianco.

Heute nachmittag haben wir Gewehrunterricht gehabt und unsere Gewehre auseinandergelegt.

Es ist das deutsche Infanteriegewehr Mauser Modell 98, das wir bekommen haben. Wir saßen alle unter der Kammwand, ober dem Steig, in der Sonne und zerlegten die Gewehre, fetteten sie ein und setzten dann alles wieder zusammen.

Der erste und vierte Zug war inzwischen „oben" und hielt Ausschau nach den Italienern.

Die Gewehrinstruktion hielt der Leutnant Bauer. Ich hätte dem Lehrer Bauer nie zugetraut, daß er über Nacht solche militärische Kenntnisse gesammelt hätte. Der muß tatsächlich Nacht für Nacht und in der dienstfreien Zeit das Unteroffiziersreglement auswendig lernen. Denn jede Minute ruft er uns mit dem Breitegger zusammen, sucht eine geschützte Stelle aus und belehrt uns.

Da gibt es ja allerhand ganz Neues.

Dinge, die mir wenigstens viel mehr zusagen als der Plutarch und Vergil.

Wir müssen lernen, Deckung zu suchen. Steine, Felseinsteige, Kamine als Zugangs- und Rückzugslinien festzuhalten. Wir unterscheiden jetzt schon zwischen Flanke, Front und toten Schußwinkeln. Wir wissen, was ein Streuungswinkel und ein indirektes Schießen ist, kurzum, wenn wir alle um den Lehrer Bauer herumhocken, dann hören auch die ältesten Schützen vergnügt zu.

Nun hat er heute bei der Gewehrinstruktion eine höchst unerfreuliche Nachricht gebracht. Wir müssen Stege und Stellungen bauen. Die alten Schützen, besonders der Fasser und der alte Friedler Sepp, die beide schon in Bosnien dabei gewesen waren, haben aber da die Köpfe geschüttelt, wie der Herr Leutnant das sagte.

„Wo soll'n mir denn da in die Steinwänd Steige anlegen, und wia meinscht du denn, Lehrer, was für a Schtel-

lung söll'n mer drin in die Schart'n anleg'n!" hat der Fasser gemeint.

Da hat der Breitegger ganz wichtig zum Fasser g'sagt: „Wann der Herr Leutnant eppes sogt, hasch du net zwisch'n zu red'n, Fasser!"

Der Herr Lehrer hat zwar abgewinkt und gemeint, unter uns sei er immer der alte Lehrer Bauer, aber die Tagesordonnanz hatte den strengen Befehl vom Herrn Major Aigner aus Landro gebracht, und von nun an gäbe es auch für uns Standschützen nur ein Gebot: Befehl sei Befehl.

Wir müssen also „Staner klopfen".

*

So haben wir also heute zu bauen angefangen.

Das schreibt sich leichter, als wie es ist.

Es geht von Landro nämlich nur ein Steig hinauf bis zu uns. Der alte Militärweg ist auf der Südwestseite eingesehen. Dann führt er auch bis unter die Grenze, die den Südteil des Piano auf den gegen Italien sanft abfallenden Almwiesen überquert. Wir müssen aber herüben am Steingrat bleiben.

Vom Tal sind auch heute ein paar polnische Arbeiter gekommen. Sie tragen furchtbar zerlumpte Zivilkleider, alte Militärmützen und eine schwarzgelbe Armbinde, deutsch sprechen kann keiner, außer einem kleinen Juden, der ihr Zugführer ist. Diese armen Teufel kleben wie die Fliegen an den Felsen und getrauen sich nicht an die Außenseiten des Steiges, weil sie Furcht haben abzustürzen. Was sollen wir also mit den Leuten hier anfangen. Sie stehen mit ihren Schaufeln und Pickeln nur im Wege. Mit Schaufeln ist hier heroben auch gar nichts anzufangen. Hier braucht es Brechstangen. In die Löcher der Brechstangen müssen Eisenstangen oder schwere Baumäste geschoben und im Fels vermauert werden, daß man darüber Bretter legt.

Der Breitegger hat deshalb die Polen erst bis zur Waldgrenze hinuntergeschickt, damit sie dort Bäume fällen und die dicken Äste und Baumwipfel zu dicken Knüppeln verarbeiten sollen.

Dann können wir weiter sehen.

Sechs Schützen haben sich mit Seilen an die Wand gehängt und brechen mit den paar Eispickeln, die wir heroben haben, die Steine an verschiedenen Stellen locker, wo wir vorläufig Stützen einbauen wollen.

Wir anderen stehen am Notsteg und graben und brechen aus der Felswand, wo sie ein wenig lockerer ist, Ausweichen aus.

Der Theißen Anderl, unser Hauptmann, der heute früh heroben war, sagt, daß wir die Wege so ausbauen müßten, daß die Tragtierkolonnen mit den Kochkisten und dem Wasser bis knapp unter die Gräben herauf könnten. Vor allem sei dies für den Verwundetentransport notwendig. Beim Wort „Verwundetentransport" überlief es uns ganz eigentümlich.

Noch war bei uns heroben kein Schuß gefallen.

Wir Jungens gehen heute Nacht das erstemal auf Posten. Bisher sind nur die „Gedienten" oben in den Lucken gewesen.

Der Theißen Anderl hat auch gesagt, daß von den Scharten, also direkt auf dem Vorgelände, bis zu dem Grenzgraben hin, der die weite Almwiese am Pianoplateau halbrechts vor uns überquert, richtige Schützengräben ausgeworfen werden sollen. Wir bekämen heute Nacht Drahtnetze herauf. Die müßten mit nassem Geröll und Gesteinschotter gefüllt werden. Das gäbe bessere Kugelfänge wie jeder vorschriftsmäßige Sandsack.

Eben werden draußen vor unserem Schwalbennest die Arbeitskolonnen für diese Nacht bestimmt. Wir vom ersten

Zug haben jetzt Ruhe, denn heute gehen wir Jungens das erstemal auf — Feldwache! Hoffentlich bekommen wir noch vorher etwas in den Magen. Das Essen gibt es nämlich immer erst um elf Uhr nachts. Die Kochkisten müssen vom Taschler Jörgl und seinen acht Schützen jeden Abend vier Stunden lang auf Stangen heraufgetragen werden. Das ist ein schweres Stück Arbeit, weil der Weg sehr steil ist, und stellenweise müssen die Essenträger auf den Knien rutschen und die Kochkisten über schwierige Stellen schieben oder seilen. Wie gestern Nacht der Rutter Pepi den Jörgl wegen seines Küchenfrontdienstes verlachte, wurde der Jörgl fuchsteufelswild.

Ich glaube, er hat ganz recht. Denn wenn die Essenträger wenigstens junge starke Leute wären, wäre es vielleicht ein angenehmer Dienst. Aber diese Kochkistenschützen sind alle halbe Krüppel, der einäugige Unterberger Michl und der krumme Brunner sind auch dabei. Um so mehr anzuerkennen also, wenn diese alten gebrechlichen Leute auch das Ihre zum Frontdienst beitragen. Die bekommen nicht so leicht eine Tapferkeitsmedaille und sind doch ebenso wacker wie wir, wenn's drauf ankommt.

Nur eins hat der Jörgl.

Er stinkt immer nach Schnaps.

Der kleine Rienzner, der heute im Dorf unten gewesen ist, weil seine Mutter sich beim Heuladen den Fuß gebrochen hat, hat uns erzählt, daß der Herr Pfarrer gar erbost gewesen sei, weil er den Jörgl, der immer ins Dorf mit zwei Trainwagen Lebensmittel fassen fährt, vorm Friedhof bei dem Goier seiner Bäckerei schnapstrinkend gefunden hat und dieser dem Herrn Pfarrer, als er dem Jörgl sein sündhaftes Tun zu einer Zeit, „wo die Welt in Flammen stünde" und wo er als Tiroler Standschütz die Pflicht hätte, auch nicht „in angetrunkenem Zustande ein lächerliches Beispiel zu

geben", vorgeworfen habe, die andere Körperhälfte gezeigt und ihm ein gar sündhaftes Wort des Herrn Goethe zugerufen habe.

Wie sternenklar diese Nacht ist!

Bis hinüber auf die Marmorole kann man jede Spitze unterscheiden. Nur die Tofanen und rechts das mächtige Cristallomassiv liegen im tiefen Dunkel.

Rückwärts unter uns arbeiten sie.

Man hört deutlich das Hämmern der schweren Holzkeulen, mit denen sie Stützen in die lockeren Bruchstellen des Steins einrammen.

Vor einer Stunde war Leutnant Bauer bei uns. Er hat sich lange mit mir unterhalten. Erst gab er uns noch Anweisungen über den Wachtdienst. Es waren Wiederholungen seiner Unterrichtsstunden in den Schwalbennestern. Nur hier waren sie „präziser", dem Terrain angepaßt, wie der militärische Ausdruck heißt. Ich stelle mir aber unter „Terrain" eigentlich etwas Flaches, Ebenes vor. Höchstens, daß ein paar Bodenwellen darinnen sein können. Hier vor uns ist aber alles nur Stein. Fels und zerklüftetes Spitzengewirr.

Wir liegen am äußersten linken Flügel der „Stellung". Links neben mir geht die Nordostwand des Piano ungefähr achthundert Meter tief hinunter in die Schlucht der schwarzen Rienz, die vom Zinnenplateau herauskommt. Da hinunter müssen wir sperren. Die Nacht ist so klar, daß man im Mondlicht deutlich die weißen Schaumwellen des Baches unterscheiden kann. Da unten kommt keine Katz durch. Außerdem sperrt unten bei der Einbiegung der Schlucht ins Landrotal die Gendarmerieassistenz die kleine Straße. Dort waren wir noch letztes Jahr auf die Rehböcke gegangen. — Und heute lauern wir auf anderes Wild.

Warum der Katzelmacher eigentlich nicht daheim geblieben ist? Kein Mensch hat ihm hier etwas getan gehabt. Die Sprachgrenze ist so scharf, daß man in unserem Gemeindegebiet kein welsches Wort und auf dem Aronzogemeindegebiet kein deutsches Wort gehört hat. Was will er von uns also? Wir leben bald seit tausend Jahren auf unseren Höfen, wir haben das Land hier gerodet, bebaut, und haben nicht einmal die Bayern über uns herrschen lassen, und jetzt kommt der Italiener und will unseren deutschen Grund und Boden haben. Das geht doch nicht!

Der Wald da drüben am Hang des Schwalbenkofl, der gehört zum Beispiel dem Feichter. Der Feichter ist aber ein Bauer, dessen Ururgroßeltern schon unter dem Kaiser Max hier als Bauern gearbeitet haben. Jetzt schlagen unsere Leute plötzlich die schönsten Stämme aus der einen Seite heraus und bauen Baracken davon unten in Landro. Und auf der anderen Seite kommt der „Katzinger" und holt sich die schönsten Bäume für seine Steige. Was soll der Feichter machen. Er geht halt mit in den eigenen Wald unten am Bach und schlägt mit den polnischen Arbeitern die schlagnötigen Bäume heraus. Aber ich möcht nit dabei sein, wenn er so a paar Alpini erwischt, die ihm aus seinem Wald die Bäume stehlen.

Genau vor uns, anschließend an den Abhang der Schlucht, ist alles ganz zerbröckeltes Felsgestein. Zwischendurch hat es ein paar Almflecken, ganz kleine nur, die kaum für ein paar Schafe und Ziegen zum Weiden genügen. Daneben, mehr nach rechts hin zu, also in südwestlicher Richtung, wie das der Lehrer Bauer so nennt, gegen das Zinnenplateau zu, werden die Almen flacher, bis ein Einschnitt kommt, durch den die Grenze läuft und das Hochplateau dann einen Buckel hat, der in Italien liegt. Der Buckel sollte uns gehören. Aber wir haben „Befehl", nicht vorzugehen, sondern

nur abzuwarten und „nach besten Kräften zu verteidigen". Wir „wären zu schwach, einen so exponierten Stützpunkt zu halten", so hat Bauer bei der Befehlsausgabe verlesen. „Das kostbare Menschenmaterial muß gespart werden", hat es weiter geheißen. Den meisten Schützen geht das aber nicht ein. Von dem Buckel dort übersieht man ganz Misurina und die zwei Straßen, die dort hinausführen. Ein Zug könnte von dort drüben die Italiener sehr stören.

Nichts hat sich bei meiner ersten Wache gerührt. Ich bin mit dem Anderl, des Theißen-Uhrmachers Sohn, zusammengelegen und hab geschaut und geschaut. Nicht einmal Murmeltiere haben wir gespürt. Ein eigentümliches Gefühl war das, die erste Feldwache. Wie oft haben wir als Buben Wache gespielt. Oder später, noch in Brixen, am Gymnasium. Wenn wir einander ablauerten drinnen im Schalders-Tal oder Vahrn. Bis die untere Klasse vorbeikommen würde und wir sie heftig verhauen konnten. Wie lange das her ist. Und jetzts ist's Wirklichkeit. Wenn der Anderl und ich nicht aufgepaßt hätten, dann hätt's leicht sein können, daß die Mutter unten im Dorf morgen arg geweint hätt? Und dann noch eins. Wir sind begierig, die ersten Alpini zu sehen. Bei uns heroben hat sich noch nichts gerührt. Drüben in Sexten haben sie schon aufeinander geschossen. Auch mit der Artillerie. Und drüben in Ruffredo haben wir selber unsere Geschütze vorgestern gehört. Aber hier, wo eigentlich der Berg ist, der im Frieden schon immer als Übungsgebiet für die Landesschützen gegolten hat, rührt sich keine Katz.

Meine Ablösung ist gleich wieder herum. Der Anderl hat sich gleich, nachdem uns der Micheler und der Temele abgelöst haben, zum Schlafen hinter einen großen Stein gelegt. Ich hab g'schrieben und mein Kerzenstumperl so vorsichtig brennen lassen auf dem Stein, daß kein Mensch von dem Licht etwas zu sehen bekommen hat. Jetzt will ich auch

noch eine Stunde ausruhen, bis wir zwei wieder aufstehen müssen.

*

Teufel! Heute früh haben wir also das erstemal wirkliche Italiener gesehen.

Drüben am Buckel, von dem ich noch gestern geschrieben habe, daß es gut wäre, wenn ein paar Schützen dort lägen, sind sie aufgetaucht. Wir waren bei der zweiten Wache. Ein ganz klein wenig heller war es schon geworden. Außerdem hatte der Breitegger uns gerade das Essen und eine Feldflasche schwarzen Kaffee durch den Pahler heraustragen lassen. So gestärkt und ganz zufrieden, daß es bald Tag würde, sind der Anderl und ich dann wieder ganz nach vorne bis zu den äußersten Felsblöcken gekrochen.

Plötzlich hör ich den Anderl rufen:

„Wallische!"

Und schon knallt er einen Schuß zwischen den Steinen durch, daß mir die Ohren summen.

Wie diese deutschen Gewehre krachen.

Ich will ihn anrufen:

„Wo?"

Da brennt er schon wieder einen los und noch einen und noch einen. Das ganze Magazin.

„Kruzifix" denk ich und schäm mich als Studiosus und Anwärter der heiligen Ecclesia gar nicht ob des lächerlichen Fluches.

„Wo sieht denn der Teifel die ‚Pelze'?"

Ich schau und schau, da schreit er zu mir herüber:

„Sem enten, auf'n Pianokopf lafen sie!"

Freilich liefen dort drüben ein paar Gestalten.

Eins, zwei — sechs, das waren ja viele auf einmal. Jetzt verschwanden sie in einer Bodensenkung.

Die mußten von der Misurinaseite heraufgekommen sein.

Atemlos lauschten wir in die Dämmerung.

Wie die Pulse jagten!

Schritte und Gepolter waren schon hinter uns. Der Micheler und der Temele kamen zu uns heraufgesprungen.

Wie die Blechpatronentaschen von denen klapperten. Man hatte uns Patronentaschen aus Blech mit einem breiten Lederband als Haltestück für die Überschwünge gegeben. Diese Überschwünge waren aber aus hartem Stoff. Wenn sie naß wurden, rollten sie sich zusammen wie Kapuzinerschnüre und ließen die Blechpatronentaschen klappern wie eine Fastenratsche.

Nun lagen wir alle vier heroben am Anschlag.

Der Anderl drüben spuckte aus und fluchte.

Ein brenzliger Geruch zog uns durch die Nase.

Wir kannten ihn gut.

Vom Schießstand her aus fröhlichen Tagen.

Jetzt ging's aber auf lebendige Scheiben.

Wie ich gegen die Steinblöcke drüben zwischen den kleinen Almflecken hinschau, kommt es mir plötzlich vor, als husche dort etwas.

„Tapum", ohne daß ich es will, geht mir der Schuß auch schon los.

„Wo?" schreit der Temele.

„Wo?!"

Ich sehe selbst nichts mehr.

War es nur Einbildung?

Wenn es doch endlich lichter würde.

Da pfeift's.

Ssss — peng, klatsch.

Oben und in der Wand hat sich's abgeprallt.

Also doch!

Sssss — peng, peng, peng.

Gleich drei hintereinander.

Wie die in die Steine klatschen. Das gibt so einen dummen patzigen Ton.

Die sollen ärger sein, als richtige Treffer.

Die Feldwache Numero eins, Anführer Andreas Unterhuber junior, genannt Theißen Anderl, der Bua, war die erste Schützenabteilung unserer Kompagnie, die im Feuer gestanden hatte.

Darüber waren wir ein wenig stolz, denn wir beide, der Anderl und ich, waren eigentlich, die drei vierzehnjährigen Buben, die so mitgegangen waren, abgerechnet, die jüngsten Schützen der Kompagnie.

Im Feuer gelegen waren wir zwar, aber gesehen, nach den ersten Schüssen, hatten wir nichts mehr vom Feinde.

Wir konnten also nur melden, „daß er da sei" — der Wallische! —

Temele kroch mit der Meldung zurück.

Eine Viertelstunde später war Bauer mit acht Schützen bei uns.

Inzwischen war es lichter Morgen geworden.

Zu sehen war trotzdem nichts.

Bauer ließ die acht Schützen unter dem Kommando vom Steiner Peter bei uns als Verstärkung und zum Ausbau der Feldwache da. Dann bestimmte er einen Platz für das Maschinengewehr, das heute abend heraufgebracht werden sollte.

Es ist schwer, Krieg zu führen ohne Waffen.

Wenn die Italiener inzwischen angriffen!

Herrgott, wir waren ja nur fünfundvierzig Mann am ganzen Piano, ohne ein einziges Maschinengewehr.

Aber den ganzen Morgen über rührte sich nichts mehr.

Drüben am Innichriedel, beim Paternkofl, fielen gegen Mittag etliche Schüsse.

Wie das in den Bergen widerhallte.

Die Gemsen mochten wohl jetzt schlechte Zeiten bekommen.

Gerade drüben am Zinnenhang haben wir im Herbst mit den Sextnern um die Wette gejagt.

Jetzt saßen die natürlich wieder mitten drin und hatten die schönsten Böcke unter den Läufen.

Wenn sie nur die Katzelmacher nicht fanden. Denn die kennen kein Erbarmen mit dem Wild.

Arme Gemsen!

Der Temele fand noch zwei plattgedrückte Geschosse. Sie sind um etliche Millimeter schwächer als die unsrigen. Beinahe hätte es noch Streit wegen der Geschosse gegeben. Der Anderl beanspruchte die noch heißen Dinger für sich und mich, weil wir „damit gemeint" gewesen wären. Das ging dem Temele nicht ein. So entstand ein Wortwechsel, der damit endete, daß wir das Los mit Schwefelhölzchen zogen.

„Fiat Justitia!"

Der Anderl und ich haben gewonnen.

Abends, nach der Ablösung um elf, mußten wir unten beim Leutnant Bauer erzählen. Eigentlich konnten wir gar nichts erzählen. Aber die plattgedrückten Geschosse am Signalpfeifenschnürl sprachen dafür um so mehr. Wir waren ebenso stolz, als wenn wir aus Galizien gekommen wären.

*

Oben in den Scharten hat es heute die ganze Zeit geschossen.

Wir liegen in Bereitschaft, an die Felsen gedrückt und warten auf den Befehl, eingesetzt zu werden.

Der Steiner Peter soll verwundet sein.

Zu sehen sei aber doch nichts, meldeten die Verbindungsordonnanzen, das sind nämlich die vierzehnjährigen Jungschützen.

Bauer flucht, daß die Maschinengewehre immer noch nicht heroben seien. Der Jörgl soll gestern erzählt haben, daß es

einen fürchterlichen Krach zwischen dem ungarischen Oberstleutnant von den Neunundzwanzigern und dem Hauptmann Theißen Anderl gegeben habe.

Der Herr Oberstleutnant soll dem Theißen Anderl gesagt haben, er übernehme jetzt das Kommando hier und ließe sich von einem Standschützenhauptmann keine Vorschriften machen, wohin er Maschinengewehre zu postieren hätte. Darauf habe der Anderl wieder geantwortet, er kenne seit Kindheit hier jeden Stein und könne es mit gutem Gewissen verantworten, wenn er die Maschinengewehre oben am Piano und herüben am Cristallohang beanspruche. Da sei der Herr Oberstleutnant denn noch wütender geworden und habe den Anderl angeschrien: Wo er denn Taktik gelernt hätte? Er befehle die gesamte Einsetzung seines Bataillons in Ruffredo, dort, wo bei Peutelstein die Haupteinbruchsmöglichkeit für die Italiener sei und im übrigen sei es ein Wahnsinn zu glauben, daß der Feind mitten im Hochgebirge angreifen würde. Dort käme ja keine Katze hinauf. Der „Herr Hauptmann“ möge bei der Brigade die nötigen Maschinengewehre anfordern. Sein Bataillon gäbe keine Patrone ab.

So erzählte es wenigstens der Jörgl.

Eigentlich waren wir ganz froh, daß wir diese Serben nicht bekommen haben. Was hätten wir auch mit diesen Kerlen hier heroben anfangen sollen?

Wo wir Deutsche allein sind, können wir sicher sein. Aber wenn das Volk, das schon in Galizien immer davongelaufen sein soll, auch hier eingesetzt werden soll, dann wird es mit der Landesverteidigung schlecht ausschauen.

Besser eine Standschützenkompagnie ohne Maschinengewehre als ein Bataillon solcher Leute mit Maschinengewehren. Denn daß dieses „ungarische Infanterieregiment Nummer 29“ aus serbischen Mannschaften besteht, das

wissen wir genau. Und noch eins ist zu bedenken. Ob die Italiener tatsächlich nicht hier heroben durch wollen. Sie haben genug Gebirgssoldaten.

Solche Erzählungen machen aber böse Stimmung.

Ist denn der Theißen Anderl, der Vater, weil er von Beruf Uhrmacher ist, schlechter als der ungarische Oberstleutnant? Gewiß, der Anderl ist nur ein „gewählter Standschützenhauptmann". Aber ein Kaiserjägeroberstleutnant hätte sicher den Anderl angehört, weil der Anderl doch auch nichts anderes will, als den Feind von der Gemeinde fernhalten. Der Anderl hat ebensoviel Mut wie der Ungar, auch wenn er nicht ein kaiserlicher Offizier ist. Wenn sie uns nicht gebraucht hätten, dann hätten wir ja auch daheim bleiben können.

Wenn nur bald unsere Leute aus Galizien kämen. Mit denen wird es dann leichter hier heroben sein. Deutsch und Deutsch ist gut! — — —

In der Nacht haben wir wieder bauen müssen. Die Polen und Ruthenen sind auch wieder heroben. Eine Notbaracke ist am Spätabend plötzlich „abgefahren". Gott sei Dank, daß gerade keiner drinnen war. Gerade während wir noch in Bereitschaft draußen an den Wänden lagen, knackte es in dieser Baracke vom zweiten Zug und schon ging das ganze „Nest" kopfüber in die Rienzschlucht hinunter.

Der Theißen Anderl war auch heroben und hat nach dem Rechten gesehen. Wir sollen jetzt nach Möglichkeit Steinbaracken unter Felsüberhängen anlegen. So wie die Kalkofenhütten beim Drauursprung aussehen. Dann hat er lange mit seinem Buben, dem Anderl, und mir gesprochen und uns ausgefragt. Sonst war er guter Dinge. Wir haben uns gar nicht getraut, ihn nach den Maschinengewehren zu fragen. Er hat nur gesagt, daß heute unser Brigadier, der General Egger aus Innichen, mit dem Major bei ihm unten gewesen sei und ihm gesagt hätte:

„Solang ich meine Standschützen habe, brauche ich keine Maschinengewehre!“

Da hat's nun der ungarische Oberstleutnant mit seinen Serben.

Der Anderl war auch oben bei den Feldwachen, hat den Steiner mit seiner Verwundung gesehen. Der hat nur einen Streifschuß an der linken Wange. Dann hat uns der Hauptmann selber geholfen, die erste Steinbaracke zu bauen. Viele sind ihm ja wegen des „Hauptmanns“ neidisch. Aber ich sehe ihn eigentlich immer als wirklichen Führer an, denn er gönnt sich keinen Augenblick Ruhe und weiß für alles einen Rat und das richtige Wort. Dann ist er auf seine drei Offiziersterne auch nicht im mindesten stolz. Wenn er kommt, sitzt er mit dem Bauer und Breitegger unter uns allen, leiht sich vom Temele einen Tabak für die Holzerpfeife und „hebt uns zu inschtruieren an“. So war's wohl auch Anno neun. Wenn wir im Sterben gleich sind, warum sollen wir dann sonst Unterschiede kennen!

Jetzt ist die erste Steinbaracke fertig.

Das heißt, Barackenartiges hat sie gewiß nicht. Man reißt einfach an einer etwas gangbaren Stelle den Boden unter einem Überhang aus, meißelt dann die Wand ein und legt dann links und rechts schwere Steine übereinander. Das Ausbrechen von ebenem Grund ist ja das Schwerste. Es geht nie ohne, daß zwei oder drei sich anseilen, die dann, während wir oben halten, an die Wand herangehen und einen Bruch lockern; der gefährliche Moment ist immer dann, wenn der Block so locker ist, daß er jeden Augenblick ausbrechen kann. Die „Hänger“ müssen sich ja beim Arbeiten mit den Füßen gegen ihn stützen. Bricht der Stein zu früh ab, so kann er uns und die Gehaltenen herunterjagen.

Das poltert dann nicht schlecht, wenn so ein schwerer „abhaut“.

Wenn wir wenigstens Sprengpatronen und Bohrer hätten.

Aber wir haben gar nichts als unsere Pionierwerkzeuge und ein paar Beile. Wenigstens haben wir jetzt Brechstangen bekommen.

Die polnischen Landstürmer arbeiten jetzt tief unter uns in den Geröllhalden an einem Weg. Außerdem zimmern wir jetzt Sturmleitern zusammen. Aus Zirbelästen. Wenn die Leiter nicht bis zu dem vorgesehenen Felsvorsprung reicht, werden einfach zwei aufeinandergenagelt und mit Draht an die Steine gewickelt. Die Leitern hängen zwar etwas luftig, aber schwindelig sind wir alle nicht. Der Leutnant Bauer übt mit uns denn auch fleißig auf- und abklettern. Da lachen denn unsere früheren Feuerwehrsteiger aus dem Dorf die anderen aus, denen das Schwanken am Fels nicht gerade angenehm erscheint. Wenigstens haben wir noch Zeit zum Ausbauen dieser Stellung. Wenn der Italiener uns nicht in Ruhe ließe, wär's schlimmer. Auch daß wir bei Tageslicht arbeiten können, ist gut.

Der Steiner war zwei Tage im Dorfe, um seinen Streifschuß zu kurieren. Er hat für alle fast etwas mitgebracht. Die Mutter hat mir ein Tuchel voll „Krauttürteln" geschickt und eine Bauchbinde. Schön grüßen lassen hat sie auch, und den Zipfanger hat ihr der alte Barershansl mähen geholfen. Müssen jetzt halt alle untereinander helfen, die ganz Alten und die Weibsleut.

Im Tal unten soll Gebirgsartillerie angekommen sein. Ganz junge Leute von einer Marschbatterie. Sie wollen auch zwei Geschütze zu uns herauf bringen, hat der Steiner erzählt.

In den Stellungen schießt's ab und zu, — sonst hat der Katzinger noch nichts von seinem Einmarsch spüren lassen.

Zwei Tage war jetzt Ruhe, kaum daß ein Schuß gefallen

ist, und heute nacht, so gegen vier Uhr früh, da ist es mit einemmal losgegangen.

Zuerst hat es ein dumpfes Dröhnen hinter Misurina gegeben, so stark, daß beinahe die Felswände gezittert haben. Dann ist einmal ein wildes Geheul und Gekreisch dahergeflogen, daß wir alle die Köpfe zusammengesteckt haben und dann hat's eingeschlagen.

Richtig eingeschlagen!

Herrgott, hat das hier in den Wänden gekracht.

Steine sind geflogen, Steine und immer wieder Steine und dazwischen kamen so schwarze Eisenbrocken daher.

Ssss—sscht — zim — bum.

Der erste Granatschuß.

Er sauste in eine Schutthalde, ungefähr dreißig Meter halblinks unter uns, und hat nichts angerichtet.

Aber gleich darauf kam ein zweiter, ein dritter, und schließlich gingen immer vier Einschläge zugleich hinter uns nieder.

Salvenfeuer nannte das der Lehrer Bauer.

Es schießt aber zu weit.

Schwer mag es schon sein, richtig zu treffen hier heroben, denn soviel ich weiß, bezeichnen diese Granaten eine Elipsenbahn. Nun ist aber das „Terrain" nicht ebenerdig, sondern fällt schroff und zerklüftet genau unter unseren Stellungen ins Rienz- und Höhlensteintal ab. Er schießt zu kurz, um Landro zu treffen, aber zu weit, um uns die Scharten abzurasieren.

Trotzdem sind wir alle ganz still an den Felsen und in den Kaminen gelegen.

Das Abschießen und Heulen macht einen so unsicher.

Ob wir Angst haben?

Ich glaube ja.

Wenn man so in den Scharten drinnen liegt und selber schießen kann, ist es lange nicht so gefährlich.

Aber so, am Kamin, auf den Sturmleitern und am Notsteg zu kleben und zu wissen, daß es einen treffen und dann viele Meter hinunterwerfen kann, das macht doch Angst.

Herrgott, die Soldaten in der Ebene haben es doch besser. Wenn da einer im Feuer getroffen wird und hinfällt, bleibt er wenigstens liegen. Wir aber, wir müssen noch im Sterben oder als Schwerverwundete eine Flugbahn beschreiben, bis es so einen armen Schützen irgendwo in die Schluchten oder auf eine Platte hinschleudert, daß das, was noch ganz an ihm war, auch vollends zerschlagen wird.

An die vierzig schwere Granatschüsse haben wir heute abbekommen. Und doch noch keinen Verwundeten.

Aber den „Menageplatz“ hat es uns einfach in die Tiefe gerissen.

Dort war eine Steinplatte gewesen, die wir mit Geröll und Holzbrettern vergrößert hatten. Jetzt klafft zwischen den beiden Steigenden ein fünf Meter breites Loch, unter dem ein Kletterkamin durchführt. Der arme Jörgl wird sich heute nacht nicht freuen, wenn er mit seinen Kochkisten mit einemmal in der Dunkelheit nicht weiter kann.

Wir werden die Kisten einfach mit Seilen heraufziehen und wieder herablassen.

Zum Ausbessern ist jetzt keine Zeit, denn es ist Angriffsbereitschaft.

Der Italiener schießt schon wieder.

Jetzt ist es elf Uhr. Gerade heut nacht gehen wir wieder auf Feldwache.

Der Bauer hat mich zu sich berufen und mir anbefohlen, dem Breitegger beim Austeilen der Handgranaten zu helfen.

Eine ganze Holzkiste mit Eierhandgranaten steht in der Höhle, wo der Oberjäger sein „Magazin“ aufgeschlagen hat.

Die beiden Zugführer und sechs Unterjäger kriechen und klettern zu uns herüber und fassen die „Eier“ in die Brotsäcke. Vier Stück für jeden Schützen.

Wir müssen sparen.

So hocken wir noch immer überall zusammengekauert unter jedem nur möglichen Stein, angeklebt in den Kaminen und warten.

Bei Tag greift er doch nicht an.

Er schießt jetzt schon kürzer. Eben ist dem Leutnant Bauer ein faustdicker Stein gegen die Schulter geflogen, daß er die Hand wegreißen wollte von der Leiter.

„Obacht!“ habe ich noch rechtzeitig gerufen, sonst wäre der Bauer, der zuoberst von uns auf der Leiter im Steigkamin steht, auf uns heruntergefallen.

Jetzt hat er uns!

Grad über dem Ausstieg preßt es uns plötzlich zusammen, daß wir schier aufeinander fallen wollten.

Aber jeder hat sich krampfhaft an der Leiter und an den Kletterhaken festgehalten.

So stark war der Luftzug.

Premmmm — tut es gleich darauf, eine schwarze Wolke quirlt neben und unter uns auf, und dann kracht es, daß einem die Trommelfelle platzen wollen.

Steine poltern, Eisen klatscht gegen das Gestein, aber immer wieder knallen diese verfluchten Steine über uns hin und her, die ärger sind als die heißen Eisenstücke, die so schön klingen können, wenn sie abprallen.

Dem Temele hat es richtig die Kinnlade zerschlagen. Das Blut rinnt ihm aus dem Mund. Er ist ganz blaß geworden und schüttelt nur immer den Kopf. Währenddem rinnt und rinnt ihm das Blut. Jetzt auch schon aus der Nase. Er preßt den Kopf gegen den Oberarm und läßt sich langsam herunter. Die drei anderen Schützen unter ihm nehmen einen

Fuß von den Sprossen weg und hängen sich frei heraus, damit der Blutende herunter kann. Herunter von der Leiter können die anderen nicht, weil immer nur einer Platz zum Aufsteigen hat.

„Sanität!“ brüllt der Micheler.

„Sanität!“

Der Temele krümt sich unter uns, kniet sich auf die Platte, auf der die Leiter aufgestützt ist, nieder und hält die Finger vor den Mund, als ob er speien wollte. Wie rot das Blut jetzt über seine Hände und den Ärmel quillt.

„Zuheben!“ schreit irgendeiner von den Leitern.

„Zuaheben, Louis!“

Der wimmert aber nur, schüttelt den Kopf und schüttelt ihn wieder.

Endlich ist der Mutschlechner bei ihm, der Sanitätspatrouillführer ist.

Der Mutschlechner kriecht auf dem Bauch neben dem Temele, schiebt den einfach fest gegen die Wand her, wirft ihn an den Schultern herum und packt dann, liegend und sich mit einem Fuß an den Stein stützend, das Verbandszeug aus.

Gerade will der Mutschlechner den Temele um den Kopf fassen, da hören wir wieder ganz dicht über uns das

Hühühüüüüü.

Prempem — — — ssst — — —

„Ooooh“ schreit irgendeiner dazwischen, und dann ist wieder schwarzer Rauch, — Rauch, und dann kommt schon das verfluchte Schlagen von den Steinen wieder.

Platt haben wir die Gesichter an den kalten Steinen zwischen den Sprossen gelegt — keiner mag aufsehen.

Pfui Teufel, hab ich Angst?

Eine dicke Träne kommt mir aus den Augen.

Ich glaube doch, daß es keine Angst war. Aber der bei-

zende Rauch von den Granaten treibt einem ja das Wasser über die Augen.

Wie ich hinuntersehen will, nach dem Temele, ist dort alles still.

Da liegt ja nur mehr einer, und der redet kein Wort.

Der Temele liegt jetzt auf dem Rücken, hat die Arme weit von sich nach vorn gestreckt und läßt das linke Bein über den Abhang herausragen.

Ganz starr liegt er da, ganz ausgestreckt, aber dort, wo der Kopf gelegen war, ist nichts mehr als ein blutigbreiiges Geklebe von Haaren aus ausgetretenem Hirn, auf dem scheußlich weiß die Mittagssonne gleißt.

Ich möchte speien, speien und schreien.

„Mander, der ist weg, Herr gib ihm die ewige Ruhe!“ sagt einer unter mir.

Wars der Micheler?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich in diesem Augenblick hätte brüllen, brüllen mögen, nur um etwas Luft, um Atem, um — — — Schrecken zu kriegen.

Daß es den Mutschlechner überhaupt weggeschlagen hatte und daß drinnen im Dorf die schöne schwarze Miezl jetzt, nach knapp drei Monaten, einen neuen Bräutigam suchen mußte, das kam mir gar nicht zum Bewußtsein.

Gegen Abend ließ das Schießen nach.

Wir krochen wieder auf unsere Plattformen und in die Unterkünfte, um erst einmal das eben Durchgemachte ordentlich verarbeiten zu können.

So dachten wir nämlich.

Aber Bauer und das Feldtelephon sagten anders.

Das Feldtelephon hatten uns ein paar Artilleristen vor zwei Tagen bis zu Bauers Unterkunft heraufgelegt. Es lag frei über die Hänge und Steine gelegt und verlor sich dann tief unten in der Waldgrenze.

„Schärfste Alarmbereitschaft, da für die Nacht ein Angriff zu erwarten ist."

Bauer besprach mit jedem Zug die möglichen Rückzugslinien.

Jede Abteilung sollte, falls sie dazu gezwungen würde, selbständig die Abstiege vollziehen. Hielten wir uns nicht, war eine tiefere Stellung am Pianohang natürlich ausgeschlossen. Wir hätten dann bis nach Landro heruntermüssen und eine neue Stellung vom Schwalbenkofl über die Plätzwiese bis zur Hohen Gaisl besetzen müssen.

Das Zurückgehen wäre aber hier über die einzelnen Steige hinunter, besonders aber über die Leitern, kein Vergnügen gewesen.

Warum immer gleich an das Zurückgehen denken.

Freilich, das Kommando unten im Tal hatte nicht unrecht.

Wir waren ja nur anderthalb Bataillone vom Travenanzes-Tal bis Sexten, die diesen Riesenabschnitt zu halten hatten.

Versagten drüben in Ruffredo die Neunundzwanziger, dann schnitt uns der Italiener am Piano zwischen Gipfel und Fuß ab und wir wurden gefangen. Es ging aber ein Gerücht, daß sich hartnäckig hielt, daß der Italiener keine Standschützen anerkenne und sie standrechtlich erschießen lasse.

Erst abwarten also, bis er uns fing!

Der Temele liegt jetzt vor Bauers Steinschloß. Eine Decke haben sie über den Kopf geworfen. Wo sollen wir ihn hier heroben begraben, im harten Fels?

Der Jörgl wird ihn in der Nacht mit den Kochkisten mitnehmen.

Die Leiche wird mit den Kisten über die Wand herunter-

gestellt, bis dorthin, wo der Jörgl heute nacht heran kann, weil der abgeschossene Weg ihn aufhalten wird.

Sonst sind sechs Schützen verwundet.

Der Burger Sepp hat einen Granatsplitter im Bauch.

Er liegt drinnen, beim Leutnant, am Boden. Seinen Mantel und Bauers Decke haben wir ihm unter den kaltnassen Körper gebreitet. Dort liegt er nun, ganz blauweiß im Gesicht, mit dicken, blau aufgelaufenen Lippen und wimmert.

„Wasser, Wasser."

Auch wenn wir heroben ein Wasser hätten, dürften wir es dir nicht geben, Sepp.

So jung ist der Sepp.

Erst siebzehn Jahre und einziger Sohn.

Oben am Ratzberg hat er einen schönen Hof, an sechzehn Stück Vieh stehen darauf und viel Wiesen und Äcker.

Jetzt hat er nichts mehr davon.

Ich muß neben ihm beten. Auch der Micheler und der Holzer Franz sind neben ihn hingekniet und beten ihm in seinem Sterben ein Vaterunser vor.

Andere Völker mögen das nicht verstehen. Wir Tiroler beten in solchen Augenblicken und schämen uns nicht. So war's unter den Vätern, und so halten wir Standschützen es auch.

Wie der Sterbende das Vaterunser von uns hört, wird er schön still.

Er faltet auch die Hände über dem blutdurchwirkten Fetzen Uniform, der ihm über dem Notverband am Bauch klebt, und lispelt ganz still das Vaterunser mit.

Eigentümlich, daß Beten doch die Sterbenden beruhigt.

Es ist gut, daß wir Tiroler das Beten nicht verlernt haben in solchen Zeiten.

Der Seppl ist dann auch ganz still geworden. Er atmet jetzt ganz tief, so, als wenn einer nach einem schweren Rausch eingeschlafen daliegt.

„Wenn er jetzt nicht stirbt, dann bringt ihn der Abtransport um", sagt der Leutnant, der ganz still hereingekommen ist.

Freilich auch den Sterbenden müßten sie abseilen, wenn Aussicht bestand, ihn zu retten.

Ich glaube aber nicht, daß er leben bleibt.

Der aufgerissene Hinterschädel vom Temele will mir nicht aus dem Kopf.

Wenn ich auch — — —

„Heilige Maria!"

Herrgott, bin ich ein altes Weib oder ein Tiroler Standschütze!

Aber sie treffen alle so still und in sich gekehrt ihre letzten Vorbereitungen zum Besetzen der Stellung, diese alten und jungen Standschützen.

Keiner redet ein überflüssiges Wort. Jeder ist gedankenvoll mit sich beschäftigt und bereitet sich vor — — — auf was?

Warum gerade heute abend alles so herrlich um uns heroben ist. Die Sonne ist noch einmal hinter der Hohen Gaisl hervorgekommen und hat rings um uns ein Gleißen und Leuchten spielen lassen, wie noch nie in diesem Jahr. Jetzt werden die Felsen langsam violettrot, — das erste Mal in diesem Frühjahre 1915. Sonst haben wir in diesen Tagen das Vieh auf die Almen ringsum aufgetrieben. Voriges Jahr, da war noch der Vater dabei. Dort drüben, über die Flodige, bin ich mit ihm hinter dem Vieh hergegangen.

Ja, mit dem Vater. Wielange ist der schon tot!

*

Seit wir heroben bei den Feldwachen liegen, regnet es. Trotz des schönen Abendhimmels, der uns die zwei ersten Toten zudeckte.

Als wir heraufstiegen, lag der Nebel noch dicht hinter den Tofanen geballt. Jetzt zieht er sich aber schon zu uns herüber. Das ganze Cristallomassiv ist verhängt. Wenn das noch eine Stunde so weitergeht, hat der Italiener das schönste Angriffswetter, das er sich wünschen kann.

Wir liegen alle auf verschiedene Posten verteilt, ziemlich dicht beieinander.

Bei dem Wetter muß man in Fühlung bleiben. Der Leutnant Bauer hat von den Sturmleitern bis zu jedem Postenstand Seile ziehen lassen, damit wir in der Dunkelheit nicht fehlklettern und irgendwo hinunterkollern. So können wir uns für alle Fälle bis zu den Abstiegstellen zurücktasten.

Der Regen rieselt und rieselt.

Es ist ein feiner Nachtregen, so ein richtiger Nebelregen.

Wenn man nur zehn Schritt weiter sehen könnte.

Drüben in Misurina ist ein dumpfes Rollen und Rattern.

Die fahren ihre schweren Batterien von Auronzo herauf.

Überhaupt liegt so eine merkwürdige Unruhe drüben.

Ja, da drüben.

Da drüben steigen sie jetzt wohl in die Ausgangsstellungen und Laufgräben und drücken sich an die nasse kalte Steinwand.

Sturmbereit — auf uns!

Heute schläft keiner von uns hier heroben.

Eine halblaute Stimme ruft uns plötzlich von rückwärts an.

Es ist der Hauptmann.

Gut, daß er heute nacht bei uns heroben ist. Er sucht seinen Buben, den Anderl. So kommt er zu uns herauf und

legt sich neben uns in die Steine. Er hat seinen Jagdkugelstutzen bei sich, den mit dem Fernrohr drauf.

Daß er das „Wildern" nicht lassen kann, der Theißen Anderl.

Ob heute Stunden Minuten sind oder Minuten Stunden?

Wer von uns weiß es heute nacht.

Der Regen rieselt einem so eintönig in die Mantelklappen. Dann gießt er kleine Bächlein über die Schultern, gluckst ein wenig unter den Achseln auf und verliert sich dann irgendwo in den Hosen.

Es ist nur der Regen, gewiß!

Drüben hustet jemand.

War das bei uns oder vor uns?

Wieder ist dieses Husten zu hören.

Das ist doch der Steiner.

Seit der vom Dorfe zurückgekommen ist, wird er das Husten nicht los.

•

Ich bin doch eingeschlafen.

Da war der Regen und das eintönige Rieseln daran schuld. Plötzlich war ich so müde, müde, — und dann saß ich wieder auf der Schulbank. Neben mir war Plattner und der Eggele, der kleine lustige Meraner, der immer die Spucker des Professor Jochum mit Tintenkreiseln umzeichnete. Ja, und dann stand neben dem Jochum plötzlich der Temele und sah dem dicken kleinen Professor immer in das Vergilbuch hinein. Und der Jochum schob ihm den Kopf immer zur Seite. Da hatte der Temele plötzlich keinen Kopf mehr, sondern nur eine breiige, blutige Masse, aus der einen die Augen anstierten, anstierten, anstierten — bis der Plattner plötzlich laut neben mir aufschrie und mich beim Arm packte.

Eine feste Hand hatte die meine gerüttelt und sie auf den Gewehrverschluß gestoßen. Jemand rief laut:

„Sie kemmen!"

Mit einem Schlage war ich ganz wach.

Vorne lag der Nebel dicht im Gelände.

Ich hatte mir aber am Abend einen Felsblock gemerkt, der genau aussah wie ein aufgestellter Kornsack, der oben etwas nach links eingesackt war.

Genau über den eingesackten Zipfel des Sackes lag der Kamm, auf dem wir bei der letzten Feldwache die ersten Italiener laufen gesehen hatten.

Heute abend, beim Beziehen der Postenstelle, hatte ich ihn mir gleich als Orientierung gemerkt.

Wenn ich sie auch nicht sah, so wußte ich doch, daß ich, wenn ich den Kornsack geschickt überschoß, nicht zu weit fehlen konnte.

Man hörte deutlich das Trampeln von vielen, vielen Schritten, die drüben über den Almboden zu laufen schienen.

Griff der Welsche denn nach dem Exerzierreglement an?

Es hörte sich wenigstens so an.

Kein Laut ist bei uns.

Jeder liegt, das Gewehr an das Gesicht gepreßt und lauert, lauert.

Wie der Kornsack doch so recht patzig da drüben steht.

Eigentlich sieht er doch nicht wie ein Kornsack aus.

Wem gleicht er nur?

Ich denke nach — wo habe ich nur schon — — Natürlich.

Das „Frankfurter Würstl" am Zinnenplateau, gleich unterm Paternkofl, ober der Hütte, hatte beinahe dieselbe Form. Daß ich das nicht gleich erkannt hatte.

Es wird schon heller.

Der Nebel treibt höher, — die Spitze vom Kornsack wird schon ganz scharf.

Da — Menschen!

Zwei Umrisse von Sichvorwärtsbewegenden tauchen links neben dem Kornsack auf.

Ta—pum.

Ta—pum.

Wild haben die Schüsse die Schleier zerrissen.

Der Hauptmann hat scharf hintereinander geschossen.

Dort liegen zwei Italiener, keiner rührt sich mehr, neben dem Kornsack.

Ja, er trifft, wenn er schießt, der Vater vom Anderl.

Jetzt aber wird's mit einem Male lebendig.

Sie schreien:

„Avanti — a-avanti — Sa-voi-a!"

Ganz deutlich kann man die Worte unterscheiden.

Überall tauchen jetzt Stürmer auf.

Sie kommen in langauseinandergezogenen Linien hinter den Steinblöcken heraus, springen, hüpfen und klettern über die Löcher und Blöcke, die sich ihnen in den Weg stellen, und kommen richtig daher, wie die Landesschützen am Innichener Exerzierplatz.

Bei uns hebt ein tolles Schießen an.

Jeder knallt, knallt wie toll in dieses vorwärtsgehende und hüpfende Schauspiel hinein. Die Läufe sind schon ganz heiß — die Magazine schnellen mit ihrem hellen Kling auf die Steine unter uns — jedesmal, wenn wieder fünf Schuß hinausgehetzt sind, irgendwo da hinein in diese tapferen Kerle, von denen überall welche niederbrechen und die doch ruhig vorwärtslaufen.

Einige besonders Schneidige sind jetzt bis auf dreißig Schritt herangekommen.

Freilich, wenige.

Sie können nicht auf uns zielen, weil wir sehr gut hinter unseren Steinen gedeckt sind.

Es hilft nichts.

Wir müssen auch die vordersten abschießen.

Das ist kein schönes Sterben für sie und kein gutes Schießen für uns.

Da heißt's einfach das Gewehr hinhalten, ohne lang zu zielen und abzudrücken.

Wie ein getroffener Stier legt sich der erste, ein baumlanger Kerl, auf die Seite.

Zwei reißen die Gewehre an die Wangen und drücken gegen uns ab.

Dem einen geht die Kugel des Micheler aber noch vor dem Abdrücken ins Gesicht. Er reißt jäh das Gewehr hoch, das losgeht, und hält sich beide Hände vors Gesicht. Dann bricht er in die Knie.

Die Angriffslinie ist mit einemmal ganz zerrissen.

Überall liegen und hängen ein paar Italiener und versuchen zu schießen.

Sie treffen aber nichts.

Es geht alles viel zu hoch.

Nicht einmal Querschläger gibt es.

Dafür ist der Nebel ganz aufgestiegen und gibt uns ein herrliches Schießfeld.

Am Zinnenplateau drüben kracht es hart hintereinander.

Da haben die Sextner heute auch zu tun, daß die Zinnen „in ihrer Gemeinde bleiben".

Der Angriff flaut schon ab.

Das hat doch gar nicht solange gedauert.

Man sieht kaum ein paar Italiener mehr vorgehen. — —

Hinter dem Kornsack prescht es plötzlich auf.

Taktaktaktak.

Ah, so meinen die das! Maschinengewehrfeuer wollen sie auf unsere Deckungen legen. Aber auch das geht viel zu hoch.

Sssssssing macht das irgendwo ober uns und streut nach hinten.

Zwei, drei schwere Detonationen sind ganz weit rechts.

Das sind die ersten Handgranaten drüben bei den alten Schützen, wo unsere gefährlichste Einbruchstelle liegt.

Ganz deutlich können wir von uns aus die schwarzen Rauchstriche sehen.

„Da brauch'n mir uns net zu schrecken", höre ich den Hauptmann laut sagen.

„Dö kemmen dort net durch!"

Wenn sie nur auch wirklich nicht durchkommen!

Freilich, mit dem Langsam-vorwärts-kriechen und Schießen werden sie uns nicht vertreiben.

Wieder haut es drei, vier Schläge am rechten Flügel drüben in die Steine.

Sind denn die schon so nah aufeinander?

Die Toten vor uns liegen so still da. Das Feuer auf beiden Seiten flaut merklich ab. Ob sie uns jetzt doch wieder anspringen wollen?

Ich hätte mir einen Sturmangriff doch viel gewaltiger vorgestellt.

Da las man doch in den Zeitungen ganz anders.

Auch der Vater hatte erzählt, wenn sie vorgegangen seien, dann habe immer „so ein Schwung" drinnen gesessen, der alle mitgerissen habe.

Hier heroben kämpft's sich freilich anders!

Hinter uns schreit einer:

„Sie gehen zurück."

Tatsächlich springen ein paar Italiener an verschiedenen Stellen zurück. Gleich geht bei uns wieder ein wildes Geschieße los.

Das Maschinengewehr drüben rattert noch einmal wie wahnsinnig ein paar Schußgarben hinter dem Kornsack hervor.

Dann sieht man die Besatzung mit ihrem Maschinengewehr rasch zurückrennen.

Überall hasten sie jetzt nach rückwärts.

Das waren viele, die da zurückgingen, — vor uns dreiundvierzig!

*

Es hat bei uns doch Verluste gegeben.

Hinten.

Die „Reserve", der dritte Zug, eigentlich sind es nur zwölf Schützen, weil die andere Hälfte des Zuges an der Grenzbrücke unten liegt, hat drei Verwundete. Einen Oberschenkelschuß und zwei Streifschüsse. Durch das zu hohe Schießen der Italiener haben die ein paar Treffer abgekriegt.

Wir bleiben alle heroben.

In der Nacht wird die wirkliche Stellung ausgebaut.

Der Theißen Anderl gibt überall die Stützpunkte bekannt.

Die Wachen werden weiter vorgelegt bis an die ersten italienischen Toten heran.

Inzwischen sollen wir und die Polen „Gräber auswerfen".

Was will er denn hier auswerfen, am harten Stein?

*

Wir haben in der letzten Nacht wieder „gebaut".

Der Grund hat soviel nachgegeben, daß wir gerade hinter den Böschungen knieen können. Tiefer geht es nicht. Der Fels gibt nicht nach. Wir nehmen jetzt einfach Steine und schichten sie nebeneinander vor uns auf. Die Drahtnetze werden unter den Leitern mit feinem Schotter gefüllt und zu uns herauf-

gezogen. Dann tragen sie ein paar Polen im Laufschritt bis zu uns herauf und werfen sie hin. Wir schieben dann diese „Steinsäcke“ zwischen die aufgeschichteten Steine und stopfen die Löcher mit dem Mattenmoos, das wir überall auskratzen können.

Wenn nur nicht immer alles über die Leitern heraufgezogen werden müßte.

Der Italiener arbeitet sich auch ein. Seine Linien werden immer ausgeprägter. Sogar am hellichten Tage werfen sie Gräben aus. Freilich, die haben es leichter, die haben weichen Almboden unter sich.

Seit vorgestern bekommen wir jeden Morgen um elf Uhr eine Salve Schrappnellschüsse herübergeschickt. Die Geschütze hat er drüben am Rinbiancohang stehen.

Immer punkt elf Uhr.

Wahrscheinlich haben die da drüben dann Essenszeit und glauben, daß auch wir um elf Uhr zu Mittag speisen.

Aber die „illistrissimi“ irren sich.

Unser Kaiser gibt uns erst um zwei Uhr nachts etwas zu essen.

Der kleine König ist etwas großzügiger.

Die Schrappnells machen uns eigentlich immer viel Spaß.

Wir erwarten mit der Uhr in der Hand das Schießen.

Ssscht — bum — kommen sie dann an und treiben ihre Eisen und Kugeln bellend in die Steine.

Der Anderl hat sie sogar getauft.

Sie heißen jetzt überall bei uns die „Tschimbum!“

Die toten Italiener haben liegen bleiben müssen. Wo sollen wir sie auch begraben. Ihre Verwundeten haben sie sich in der Nacht nach dem Gefecht wohl geholt.

Wenigstens hörte man keinen mehr schreien.

Einer rief immer:

„mamma, mamma!“

So ganz langgezogen in die Nacht hinaus.

Es ist das dreiundfünfzigste Infanterieregiment, das uns gegenüberliegt.

Von der Brigade Basilicata. Also Süditaliener, keine Alpini.

•

Heute nacht haben wir Stacheldraht bekommen.

Das war kein leichtes Arbeiten mit den Polen. Die Burschen fürchten sich und müssen dabei immer bewacht werden. Sonst laufen sie einfach davon.

Wir haben alle eine große Wut auf sie.

Der Stacheldraht wird kreuz und quer von Steinblock zu Steinblock gezogen. Dann klemmen wir die Drahtenden mit Steinen und Schutt fest, oder umwickeln einfach ein paar Blöcke damit.

Viel läßt sich ja hier nicht aufbauen.

Aber das Schwerste kommt erst.

Die Gebirgsartillerie ist da.

Sie haben sich hinten, unter unseren Unterkünften, einen neuen Steig durchgehauen und wollen morgen die Geschütze über die Kamine und Leitern heraufziehen.

Ein Geschütz soll ganz links am Osthang unserer Stellung, wo der Anderl und ich die erste Feldwache hatten, eingebaut werden.

Als Flankenstützpunkt.

Das zweite kommt hundert Schritt weiter rechts auf eine Felsplatte hin, die rechts und links durch ein paar kleine Wände geschützt ist.

Hinten herum soll ein Laufband gezogen werden, das die Geschütze verbindet.

Ein ganz kleiner oberösterreichischer Fähnrich kommandiert die Artilleristen.

Er war während der Nacht mit dem Bauer und dem

Hauptmann bei uns und ließ sich die Gegend genau erklären.

Ein feiner Kerl! Er war schon in den Karpathen und hat die große silberne Tapferkeitsmedaille. Die Italiener scheinen ihm nicht sehr zu imponieren. Jedes zweite Wort bei ihm ist:

„Die Russen, ja die Russen!"

Die alten Schützen schütteln die Köpfe.

„Wenn wir erscht amol dö G'schütz heroben hab'n, nachher werd's seg'n, wia der Teifl los san wird!"

Das glauben wir Jungen auch.

*

Was ein Tiroler Standschütz im Kriege alles sein muß!

Erstlich einmal Schütze. Dann kommt gleich Steineklopfen. Dann Bergführer, dann Feuerwehrmann — das ist wegen der Leitern — dann Tragtier, und jetzt sind wir schon Artilleristen geworden und würden doch wahrscheinlich unten — im „Hinterland", wie jetzt unsere Gemeinde heißt — wegen miserabligen Gewehrexerzierens vom General bis zum Kaiserjägerpatrouillführer ausgelacht werden.

Ob der General lachen würde, kann ich zwar nicht im voraus behaupten. Vielleicht würde er auch schimpfen. Aber hier heroben war er gut.

Wirklich gut!

Er war nämlich den ganzen Vormittag mit unserem Major heroben und hat mit jedem von uns gesprochen und außerdem ist er bis zum äußersten Schützen vorgekrochen und hat sich die italienischen Gräben erklären lassen.

So müssen die alten österreichischen Generale gewesen sein, von denen wir in den Lesebüchern gelesen haben.

Der General sagt auch zu jedem „Du" und verlangt kein Grüßen und Habtachtstehen. Mit dem kleinen Artilleriefähnrich hat er lange, lange gesprochen.

Dann ist er als erster, sozusagen, über den neuen Notsteg gegangen, den wir für die Kanonen angelegt haben.

Das war eine üble Nacht gewesen, die Nacht bevor der Major und der General mit etlichen Stabsoffizieren heraufgekommen sind.

Kaum als es dunkel wurde, ging das Granatfeuer von drüben wieder los.

Und diesmal brannte es uns zwischen der neuen „Stellung" und den Scharten, wo unsere Sturmleitern anliegen, an die dreißig schwere Schuß her.

Für die vorgesehene Arbeit mit den Geschützen war das kein großes Vergnügen.

„Fünfzehner!" sagte der Fähnrich, sobald der erste Klotz sich zwischen die Steine in der Dunkelheit setzte und tatsächlich einen kleinen Block wie zwei Platten auseinanderlegte.

Die Geschütze mußten aber in Deckung, da half nichts.

Bummbrummbrumm —

Schon wieder klotzte es Steine, Steine, Steine und etliche heiße Eisen.

Wir hatten hinter dem Kamm, der sich von den Scharten gegen Osten hin, ungefähr hundert Meter lang, mit einer glatten, nahezu zwanzig Meter hohen Wand hinzog, wo er dann von vielen kleinen Stücken zerrissen wurde, und sich als Grat zum Rienztal hinab verlor, Seile gespannt, an denen nun die Kanoniere entlang kraxeln mußten.

Die armen Oberösterreicher fluchten nicht schlecht.

Immer ein paar Schritt vorwärts zu tasten, den Boden unter sich suchen und dabei auf der inneren Schulter das Rohr, die Lafette und die Räder zu tragen, das war für diese eben ausgehobenen Kanoniere kein leichtes Stück Arbeit.

Je zwei Mann schleppten an einem Geschützteil.

Dazwischen kam es dann wieder:

Brummbummbrumm –
— und Steine.

Wenn so ein Sprengstück nur das Seil nicht wegriß, denn die Leute waren unsicher und hielten sich an dem Seil fest, als ob das ernstlich etwas genützt hätte!

Unter dem Geschützstand angelangt, wurde jedes Teil der Kanone in Strickschlingen gezogen und hochgewunden.

Oben protzten sie dann das feine Ding gleich auf.

Nun hieß es für uns aber arbeiten.

Erstens mußte das saubere Kanonele an dicken Seilen locker festgebunden werden, damit es trotz des Rohrrücklaufs nicht zurücksprang und irgendwo herunterkollerte.

Aber locker mußten die Seile sein, denn ein gespannter Strick wäre beim plötzlichen Anruck gerissen.

Gerade wie wir das rechte Seil in ein Loch verklemmen, auf das wir Steine zum Beschweren legen, wird es mit einemmal ganz weiß ober uns.

Es knallt zwei-, dreimal hell auf, und dann kommt ein Feuerregen nieder, wie beim Waldfest voriges Jahr am Toblacher See.

„Leuchtraketen!“ schreit einer.

„Niederlegen! Nicht rühren!“ brüllt der Fähnrich, der bei uns gerade die Arbeiten beaufsichtigt, denn wir alle stehen dumm da und schauen uns das Feuerknattern da oben an.

Bumbum tut's da schon wieder hinten in Misurina, und dann

Hüüüüüüü —

Bum — peng —

Jemand hat mir eine Ohrfeige über den Schädel gehaut.

Ich denk nur immer, dein Schädel, dein Schädel ist weg.

Aber er ist gar nicht weg.

Es war nur so ein Stein, der mich erwischt hat.

„Jetzt vorwärts!“ flucht der Fähnrich, „bis der nächste Einschlag kommt!“

Ich bin noch ganz dumm im Kopf, beuge mich wieder an meinem Strick nieder und stoße mit dem Hammer die Steine fest auf das Ende Seil.

Über dem Kamin ziehen sie jetzt volle Sandsäcke herauf.

Blums, blums machen die schweren Säcke, die über die Wand herübergerollt werden.

Bummbumm — — —

Alles liegt, ohne ein Kommando abgewartet zu haben, platt auf dem Boden.

Hüüüü — sstang —

Bumm —

Der Boden zittert und stößt.

Nichts rührt sich.

„Blindgänger!“ sagt der Fähnrich und springt auf.

„Weiterarbeiten, weiterarbeiten!“

„Da, da sollen Sie die Lafette versteifen, Langhuber, — geben Sie her, wenn wir warten, bis Sie begriffen haben, haut er uns das Geschütz noch — — —“

Bumm — macht es wieder drüben, und gleich darauf

Hüüüüü —

Bummpeng, pampam — toktoktoktok.

Zwei nebeneinander, ganz links neben uns.

Warum der Steiner neben mir am Boden liegen bleibt?

„Louis“, sag ich, „Louis, heb mir den Sack umi!“

„Nicht erzählen dahinten, die Säcke aufschichten!“ ruft der Fähnrich.

„Ein Standschütz ist verwundet“, sagt der Vormeister ganz ruhig.

„Warten, bis alles heraufgeschafft ist“, gibt der Fähnrich zurück, „dann kann er abklettern.“

Der Steiner kniet noch immer am Boden und stöhnt leise.

Ich getrau mich nicht ihn anzusehen und stemme mich gegen die Säcke, die ich jetzt aufeinanderschichten soll.

„Hebst es eppa schwer", höre ich da auf einmal den Steiner mit einer ganz fremden Stimme sagen.

„Wart Toni, i helf dir —"

Wie er aufstehen will, knickt er zusammen.

„Es geaht net, Toni!"

„Was ist da hinten los!"

Gleich darauf ist der Fähnrich selbst neben mir und stößt den Sandsack auf.

„Herrgottssakra, das sind ja Steinwürste, keine Sandsäcke", schimpft er.

Bumbumm —

Wir liegen fast aufeinander, der Fähnrich und ich.

Wie das neue Lederzeug seines Überschwunges riecht.

Prempremprema —

Ein paar Steine prellen gegen das Geschütz.

Das klingt hell auf.

Vor dem Geschütz liegt einer.

Der Vormeister.

„Auf die Seite legen, dann über die Scharte ablassen", sagt der Fähnrich und ist schon wieder auf.

„Anpacken da, Sie, ja Sie!"

„Horu —"

„Werden Sie 's Maul halten, sind wir auf dem Hausbau, Sie —"

Ich merk, daß ich blutrot geworden bin, trotz der Dunkelheit.

So ein Trottel, der ich bin.

Vor lauter Eifer hätte ich beinahe „Hooruck" gerufen.

Der Steiner ist jetzt ganz still.

Ich spreche ihn an.

Keine Antwort.

Tot?

Jetzt ist keine Zeit, danach zu sehen. Wir müssen wieder heraus, über die Leiter hinunter und an den Notsteg.

Das Geschütz oben steht.

Der Fähnrich springt fort, zum zweiten Geschütz.

Gleich darauf hören wir ihn drüben brummen.

„Vorwärts, weiter, weiter!"

Ich möchte zum Steiner zurück, sehen, ob es wirklich schon aus mit ihm ist.

Aber neben mir steht ein tschechischer Zugsführer von der Gebirgsbatterie und sagt:

„Arbeite, da, da — Stütze festmache!"

Die Leiter hängt ganz lose.

Wir verhängen sie mit Draht fest in die Kletterhacken.

Da müssen Maurer her und die Haken einzementieren, sonst bricht die Leiter jedesmal wieder aus.

Der Geröllschutt unter der Wand wird aufgerissen und mit dicken Lärchenknüppeln versehen. Die Knüppel haben die Polen bereits am Nachmittag heraufgeschafft.

„Essen holen", ruft da jemand ins Arbeiten hinein.

„Nix esse, Falott bleeder", sagt der Tscheche neben mir und hält uns Standschützen zurück.

„Dös geht di oan Dreck an!" sagt da eine Stimme neben uns.

Es ist der Breitegger, der mich suchen kommt.

„Bruggler, zum Leutnant Bauer, zwei Schützen zum Essenholen mit mir kommen!"

„Der Steiner liegt oben", sag ich zum Breitegger.

„Der Steiner? Tot?" macht er unsicher.

„Ich weiß nicht!"

„Wart a bissel, i werd einmal aufikrall'n!"

Er zieht sich an der Leiter hoch und läßt uns neben dem Zugsführer stehen.

„Da halt amal, dumme Tiroler Trottel“, sagt der Tschech wieder zu mir und drückt mir den Pickel in die Hand, „geh ich Meldung bei Herrn Fähnrich machen!“

Ich denke mir, „tu was du willst“ – und laß ihn vorbei.

Ein paar Schritt tastet er sich weiter —

„Jesus Maria!“ gellt es plötzlich, mitten in das Kratzen, Schaufeln und Keuchen der schwerarbeitenden Menschen hier.

Ein Körper schlägt schwer irgendwo auf, rutscht, krallt sich im Dunkeln da unten an einem Halt aufkeuchend an und schubbert mit den Beinen am kalten Stein herum, bis er einen Widerstand findet.

Drei, vier Arme recken sich, suchen. Eine Blendlaterne blitzt auf — da hängt mein armer Tscheche über unserer Kochkiste, die an einer Ausweiche unter uns friedlich auf das Geöffnetwerden wartet, und reibt sich den Schädel.

„Mauzta, pane Zugsführer!“ spottet einer der Kanoniere und dreht sich schnell wieder nach seinem Pickel um. —

„Tot“, sagt der Oberjäger neben mir, der lautlos wieder über die Leiter heruntergekommen ist.

Tot! Der Steiner!

„Ich laß ihn nachher obaholn“, höre ich den Breitegger noch sagen. „Gleich wen di insern g'gessen hab'n, seil'n wir die Leich oba!“

Gleich nach dem Essen!

Das ist der Krieg. —

Der Leutnant Bauer steht unten bei der Steinbaracke und spricht mit sechs Schützen.

Es sind alles Jungschützen, der Kinniger ausgenommen, der Unterjäger ist und von Galizien als felddienstuntauglich zurückgekommen war, weil er eine zerschossene Hand hatte. Jetzt ist er Standschützen-Unterjäger.

„Toni“, sagt der Leutnant, wie ich mich bei ihm melde, „Toni, morgen kimmt der General und der Major. Des

söllt's zum Bataillonskommando auf Landro, als Ordonnanzpatrouille für die Herren!"

Oben auf der Scharte brummte es wieder.

Pemmpremm — kengteng — — —

... und so waren wir also den ganzen Tag heute als Träger und Ordonnanzen im Dienst beim General.

Jetzt ist es die fünfte Nacht, die wir nicht geschlafen haben.

Und bei Tag haben wir „Feldinstruktion" und müssen Stege und Kamine bauen.

Dazwischen brummt es immer und immer wieder.

Vorhin fielen zwei junge Schützen vor Müdigkeit um.

Bauer tröstet uns.

Wir bekommen Verstärkungen.

Dann sollen wir Standschützen abgelöst werden, denn einem „konzentrierten" Angriff der Feinde könnten wir keinen Widerstand entgegensetzen.

Mit zweiundvierzig Mann, achtzehn Kanonieren und zwei Geschützen.

Auf einem Frontabschnitt von drei Kilometern und einem Höhenunterschied von neunzehnhundert Metern.

Ich kann nicht mehr schreiben.

Schlafen, nur schlafen.

„Habt acht!"

Der General ist doch schon fort.

Ach was, „Habt acht!"

Ich schlaf ja schon.

Bummbumm — peng tut es irgendwo, oder war das mein Gewehr, das neben mir im Unterstand umgefallen war.

Meinetwegen.

Brummbumm — — —

*

Der Italiener hat unsere Gebirgsgeschütze noch nicht gefunden.

Wir haben die Nacht über einen neuen Graben gezogen.

„Dreckarbeit", brummt der Anderl, der mir gegenüber am Boden kniet und mit den Händen die Steinsplitter zusammenscharrt, die ich mit einem Hammer vom Fels losklopfe.

„Wenigstens haben wir ein bisserl Deckung", meine ich.

„Was Deckung! Soll er doch mit seinen Tschechen den Boden aufreißen", flucht der Anderl.

„Er" ist nämlich jetzt der Fähnrich.

„G'hört halt alles zum Kriegführen", sag ich zum Anderl.

„Was Kriegführen", geht der jetzt ins Zeug. „Sein mir g'holt word'n oder san mer freiwillig gang'n. Wie i Standschütz word'n bin, han i mi zum Schütz'n verpflichtet, net zum Stoanklopfer."

Eigentlich hat er ja recht.

Die Kanoniere schlafen nämlich jetzt, während wir hier kratzen und klopfen müssen.

„Toni", sagt der Anderl plötzlich, „mi g'freut des alles nix mehr!"

„Glaubst uns!" gebe ich zurück, „aber wer soll sonst die Stellung halt'n, wie wir!"

„Laß sö doch die Serben und Tschech'n halt'n, die sie herg'schickt hab'n", murrt er weiter.

Ich weiß, warum er unwillig ist.

Die Artilleristen haben sich über uns Standschützen lustig gemacht.

„Schandschützen" nennen sie uns, diese Herren Soldaten aus Bunzlau, Beneschau und Temesvar.

„Und übern Vatta han sö aa g'lacht", murrt der Anderl weiter.

„Übern Vatta?"

„Ja, weil er zum Pahler ‚Du' g'sagt hat und sie's g'hört hab'n."

Da lag also der Has' im Pfeffer.

Gekränkte Eitelkeit des Sohnes wegen des Vaters.

„Wenn sie uns Tiroler alloanig lasserten, war's besser. Wiar kemmen eh nia mit dö Viehcher z'sammen."

„Aber es san do aa Deitsche unter den Kanonieren."

„Hasch es net g'hört, daß geschtern abend der deitsche Korporal zum Bauer kemmen is und gebittet hat, daß die sechs Oberösterreicher mit ins z'sammen schlafen derf'n."

„Und der Fähnrich!"

„Der is ja aa ein Deutscher. Aber er kann aa nichts sag'n. Er gönnt seinen deitschen Leit'n wohl's Z'ammensein mit uns. Wie der Korporal ihn z'erscht g'fragt hat, hat er sich umdraht und g'moant: ‚Legen Sie sich dahin, von wo aus Sie am schnellsten das Geschütz erreichen können!' — Daß er den Unterstand vom Breitegger g'moant hat, han wir alle gekennt."

Immer dasselbe, was schon der Vater von Galizien her erzählt hatte. Die Nationen sonderten sich einfach stillschweigend voneinander ab, wenn sie konnten. Wie sollte das bei späteren Kämpfen werden, wenn das einmal schwer ausbrach? Hatte der Fähnrich nicht recht getan, damit, daß er stillschweigend seine deutschen Leute bei uns schlafen ließ und die Tschechen allein? Dienstlich hätte er es gewiß nicht tun dürfen, aber er war eben selbst ein Deutscher.

„Woasch", fällt der Anderl wieder in mein Sinnieren, „wann i der Kaiser war, hat i koan Kriag net ang'fangt."

„Ander!"

„Was redsche denn so blöd! Kannsch es dir aa so ausrechnen, wie jeder von uns. Einmal werden die Deitschen bei ins alle z'sammg'schoss'n san, und wia's Haus Österreich bestellt san wird, wenn koane Tiroler und Steirer

mehr inruck'n kennen und nur dös Volk da Soldat'nspiel'n werd', söll möcht i gar net erleben. Da war's scho besser —"

Hat er unrecht, der siebzehnjährige Ander?

Ich glaube nicht einmal — — —

Daß schon solche Gedanken bei den Schützen Wurzel faßten und gar unter den Jüngsten.

Da mußte ich doch gelegentlich den Bauer fragen.

Der war ja Lehrer und würde mir, dem Priesterseminaristen, sicherlich das Wort in dieser Frage nicht schuldig bleiben.

Die Gelegenheit kam schon einige Stunden später.

Ich mußte die Löhnung mit dem Leutnant an die Züge verteilen. Sobald wir fertig waren, bot mir Bauer eine Zigarette an und frug nach Nachrichten von Mutter.

„I hab koa Nachricht kriagt!" gab ich zur Antwort.

„Magsche amol ins Dorf giahn und Fass'n fahr'n, Toni, sobald die Deitschen heroben san?"

„Die Deutschen!"

„Ja, deitsches Militär kimmt in den nächsten Tagen zur Verstärkung aus Frankreich! Die Stäbe san schon in Bruneck und in Innichen."

Mit einem Male wurde es mir so leicht, so sicher zumute, daß der Lehrer Bauer sich zu verwundern schien.

„Freut di das so?"

„Es werd net zum schlechtesten san, Herr Leutnant", gab ich zurück.

„Ja, gut wär's schon, wenn die österreichische Armee nur aus Deutschösterreichern bestände."

Da war es wieder, dieses Problem von gestern nacht.

„Bauer", sage ich und vergeß den „Herrn Leutnant" ganz. „Bauer, kennen wir ins auf die Tschechen hier heroben und auf die Neunundneunziger drüben im Gemärk verlassen?"

„Für die Artilleristen hab i koa Angst, Toni, da isch der

Fähnrich, der sie sakrisch in der Hand hat — aber die Serben, i woaß es net. Hoff'n — wir's!"

„Aber wia söll denn dös weard'n, wenn sie net halten tian!"

„Nachher müss'n wir halt alloanig mit die Deitschen Tirol verteidigen!"

„Und die Unsrigen von Galizien, kommen denn die nicht nach Tirol, die Jager und die Schütz'n!"

„Sobald sie sö ob'n nimmer brauch'n."

„Und wenn's dann zu spät wär!"

„Toni", der Leutnant schaut mir da plötzlich ganz ernst in die Augen. „Was i dir jitzt sagen tua, merk dir's: es wird dir als Studenten noch oft in Österreich begegnen. Vielleicht denkst du dann, was dir dein alter Schullehrer, der immer Großdeutscher war, heute gesagt hat.

Die Deutschen in Österreich hat man immer erst geholt, wenn es beinahe zu spät war."

Hochdeutsch hatte er zuletzt gesprochen, der Lehrer und Standschützenleutnant Bauer.

Er war einer der schlechtesten Österreicher nicht gewesen.

Das wußte jeder im Dorfe! — — —

Die Nacht drauf sind der Anderl, der Pahler und ich auf Posten.

Der Pahler ist erst fünfzehn Jahre, aber ein ausgezeichneter Schütz. Sonst hat er als Kutscher beim Peretti, dem italienischen Baumeister, gearbeitet und war oft mit seinen Pferden drüben im Comelico. Er kann gut italienisch und ist überhaupt ein Witzbold.

Die ganze Nacht hat er uns den Schlaf mit leise erzählten Witzen vertrieben, so daß ich mir schon Vorwürfe gemacht habe, nicht genug aufzupassen.

Gegen Morgen ist der Pahler still geworden und der Nebel stärker.

Drüben am Schartl erkennt man seit geraumer Zeit unseren Posten nicht mehr wegen des Nebels.

Wir liegen im neuen Graben, der doch jetzt an verschiedenen Stellen einen ganzen Mann decken kann, und lauschen.

„Sie mauern!" sagt der Pahler.

„Hörst du, wie sie die Steine abklopfen und mit dem Mörtel scharren", bestätigt der Anderl.

Alle drei lauschen.

Deutlich hört man ein Klopfen und Scharren, das sich tatsächlich so anhört, als wenn Bauarbeiter eine Mauer aufführen.

„Werd net lang dauern, daß sö Stellungen bauen, daß koa Katz inaschiaß'n kann", fährt der Pahler fort.

„Wieso."

„Bui", sagt er zu mir, „Bui, hasch du oan Bau, a Straß'n, a Bahn schon g'seg'n, den net wallische Arbeiter gebaut hätten. Wia i drin in Comelico mit dö Roß g'fahr'n bin, han sö ober Santo Stefano an der Festung gebaut, aber söll sag i dir, koan Stein derschiaßt ds von dö Wänd weg, wo dö die Kanonen drin hab'n."

„Ha, und im vorigen Jahr bei der Mobilisierung hab'n die Unsrigen wallische Arbeiter dö Grab'n auswerfen lassen, drin im Ruffredo", sagt der Anderl.

„Das, das waren aber Welschtiroler aus Trient", erwidere ich.

Da lachen beide halblaut auf.

„Bui", sagt der Pahler wieder, „Bui, tatst du gegen die Deitschen Schützengraben auswerfen, wenn man di dazu zwingt, und nachher net überlauf'n zu deine Leite und die Stellung verrat'n, die man dich hat bauen mach'n!"

Ich mag darauf nicht antworten. Ich weiß, daß er auf die Welschtiroler anspielt, und doch hat er unrecht, denn wie

viele welschtiroler Kameraden hatte ich auf der Schule gehabt, die kaum ordentlich deutsch sprechen konnten und doch gute österreichische Patrioten waren. Und von den Bauern aus dem Trentino wußte ich dasselbe.

„Deitsch g'hört zu deitsch, wallisch zu wallisch!" sagt der Pahler störrisch und ahnt doch nicht, daß er mit diesen Worten eigentlich Hochverrat am österreichischen Staate begeht.

Wenn bei uns alle so dächten?

Und was aus Bauers Rede gestern herausklang, was mir das Herz so froh machte, als ich die Nachricht vom Eintreffen deutscher Truppen hörte, war es etwas anderes, als geistiger Hochverrat?

Glauben wir denn nicht mehr an unseren Staat, glauben wir nur mehr an unser Volkstum?

Dann freilich müssen wir Tiroler hier bis zum letzten kämpfen, denn wir fechten dann nicht mehr für den Erhalt der Monarchie, sondern für die deutsche Scholle des Südens.

Ich glaube, das spüren die anderen Schützen hier instinktiv. Ich bin doch nicht mehr so ihresgleichen, wie ich es mir einbilde. Ich bin ihnen durch das Studium bereits ein wenig entrückt und wurzle nicht mehr in den Ideen, die in der Verteidigung der Dörfer, des Tales und Tirols eine überlieferte Selbstverständlichkeit sehen, weil mit dem Nachgeben der Verteidigung der Verlust unserer Höfe, unserer Felder und Almen, kurz unseres Erbgutes unausbleiblich wäre. Die Standschützen fühlen sich in erster Linie eben dazu berufen. Darum mißtrauen sie eben auch jedem anderen Volksschlag, der hier militärisch eingesetzt wird.

Kein Wunder. Wie kann ein Tscheche, ein Ungar hier mit dem Boden verwachsen sein, für den er fallen soll.

Da tritt die Staatsidee auf, die Idee, der wir Studierende schon näher gebracht sind.

Und doch. Muß man nicht in die ersten, primitiven Ge-

dankengänge unserer Schützen zurückkehren, um dieses Bergland hier so wirklich mit Hingabe verteidigen zu können?

Was bin ich denn in erster, allererster Linie?

Ein deutscher Tiroler Bauernsohn!

„Hast nix g'heart?" reißt mich der Pahler plötzlich aus meinen Träumen.

Schritte, — Laufen im Nebel ist mit einem Male vor uns.

„Herrgott, Wallische!" schreit da der Pahler laut auf und schießt.

„Alaaarm", brülle ich und halte beide Hände vor den Mund, daß es überall in den Wänden wiederhallt.

„Aa—aan—gri—iff! Aaaangriff!"

Ta—pum —

Ta—pum — hämmern die Schüsse jetzt schon auch drüben am Schartl.

Ein Schuß zerreißt mir fast das Trommelfell.

Der Anderl hat knapp hinter mir abgedrückt.

Es ist die höchste Zeit.

Wir sind plötzlich von heranstürmenden Gestalten umringt, die wie Geister aus dem Nebel auf uns anspringen.

Rrritsch — tut das Band an meiner ersten Handgranate, die ich einem Kerl dicht vor uns hinschmeiße.

Tschängbum — bum — bum.

Zwei Italiener fallen hin, die andern werfen sich auf uns.

Wie war das eigentlich?

Ja, einer stand plötzlich ganz dicht vor mir im Graben und wollte auf mich mit irgend etwas losschlagen. Es war nicht einmal ein Gewehr, glaube ich. Ich sah nur sein blasses Gesicht.

Ja, das Gesicht war so eigentümlich weiß.

Ein paar Augen, große, weitaufgerissene Augen starrten mich an. Rechts unter der Wange hatte er einen großen roten Fleck.

Feuermal, denke ich noch, dann sehe ich nur noch eine Bluse vor mir, an der der zweite Knopf nicht zugeknöpft ist, ja, es war der zweite Knopf.

Ich habe diesen Knopf mit dem Blusenvorstoß doch in der Hand, warum, warum doch nur?

Ich sehe wieder das blasse Gesicht und die Augen, große, große Augen, die mich so starr ansehen.

Aber das Gesicht ist jetzt unter mir, das sind doch meine schweren Nagelschuhe, die gegen das Gesicht treten, treten.

Die wollene Mütze, die der Mensch auf hat, ist zurückgefallen. Rote Haare, sind das nicht rote Haare?

Wie gräßlich meine Nagelschuhe knirschen. Warum hält er denn die Hand vor und krampft die Finger um meine Knöchel? Laß doch los, laß doch los, du Soldat da, ich muß wieder treten, ganz wahnsinnig fest treten, sonst reißt er mich ja in die Knie.

Auf einmal sind meine Füße wieder leicht. Weg, nur weg jetzt, ich will nichts sehen, — nein, nie, nie mehr will ich es sehen — was da am Boden liegt und so quietschig gegen meine Hosen spritzt. Das ist ja kein Blut mehr, das ist, das ist — — —

Links und rechts ist ein dumpfes Stoßen, Fallen, nur ganz selten schreit einer auf.

Der Graben ist ja voller Italiener.

„Tiroler, Tiroler herausspringen, her—aus—springen", gellt eine Stimme.

Ist das nicht der Fähnrich?

Da, da die Böschung — hinüber, — irgend etwas scharfes zerschneidet mir den Fuß, wie heiß das ist —

Dann lieg ich draußen.

Ein fürchterliches Krachen.

Nur in die Erde mit dem Kopf, in die Erde. Das ist doch

Stein, ich muß auf — „Tiroler Bauer", denke ich, „Tiroler Bauer".

Da ist wieder dieses fürchterliche Krachen.

Warum brüllen die denn im Graben so gräßlich?

Da höre ich Bauer neben mir.

„Auf, Toni, auf!"

Um mich ist alles schwarz, grau — ist das Nebel oder Granatstaub?

Links und rechts laufen sie.

Das sind doch die Schützen.

Irgend etwas habe ich in der Hand — los damit.

Blumbs, blumbs höre ich es in den Graben springen.

Wie ich wieder hineinspringe, knickt mein Knie wie ein Messer zusammen.

Verflucht, das tut aber wirklich weh.

Die anderen krallen sich am Grabenrand hinauf.

Wie die Steine überall herunterrieseln.

Ich krieche ein Stück herauf und versuche zu springen.

Wieder der Schmerz.

Dann wenigstens schießen? Aber wohin in diesem Nebel.

Da sehe ich erst, daß ich ein italienisches Gewehr in der Hand habe.

Überall schreien sie jetzt „hurra" —

Herrgott, und ich muß hier sitzen und kann nicht mit.

Wie das überall trampelt und rennt.

Irgendwo rasselt ein Maschinengewehr.

Ich kann doch ein wenig laufen.

Es geht freilich schwer.

Plötzlich taucht der Kornsack dicht vor mir auf.

Ta—pum, ta—pum hallt es überall.

Wie das rollt in den Bergen.

Pam, pam machen andere Gewehre.

Das sind die Italiener.

Dann kracht es wieder. Scharf, polternd.

Handgranaten.

Da fällt mir ein, daß ich noch so ein paar Eier bei mir haben muß.

Rrrritsch, macht das Streifband wieder.

Tschiiih — geht das Ding weg. Durch den Nebel.

„Wo san sö denn?“ schreit einer.

„I woaß net“, brülle ich zurück.

„Bruggler, Gott sei Dank!“ sagt da eine Stimme neben mir, im Nebel taucht eine Gestalt auf.

Pahler.

„Z'ruck jetzt, z'ruck! Wir wiss'n ja net, ob sö net no amol kemmen. Teifl, du bluetesch jo über und über.“

Da kommt schon Bauer.

„Sofort zurück in die Stellungen. Verwundete mitnehmen, rasch!“

Wie langsam das jetzt ging.

Wie wir im Graben ankommen, fragt der Leutnant.

„Wer hat denn hier Wache g'habt?“

„Ich“, sage ich.

„Und wer noch?“

Standschütze Unterhuber Anderl und Pahler.“

„Da habt's no Glück g'habt, für euer Schlaf'n!“ sagt der Leutnant und dreht sich um.

„Schlaf'n hat er g'sagt! Hasch es g'hört, Toni“, brummt der Pahler, „und wenn wir net g'wes'n war'n.“

„Was heißt wir“, sagt einer. „Wenn der Fähnrich mit seine Tschech'n net g'wes'n war.“

„Der Fähnrich und die Tschechen?“

„Ja, dös habt's es wohl gar net mehr g'merkt, ha — wia der Grab'n isch voller Wallische g'wes'n und wir ersch alle aufi g'rennt san über die Leitern, isch der Fähnrich wie der Blitz beim zwoat'n G'schütz ob'n wo die tschechischen Ka-

noniere bedienen, und brüllt ‚Graben frei! Tiroler, Tiroler herausspringen!' Wia am Exerzierplatz steh'n neb'n ihm seine Tschechen.

Dreißig Schritt vor ihm die Italiener, die enk aus'n Grab'n g'worf'n hab'n."

„Kartätschen", brüllt der Fähnrich, ein Riß tut's, und — schon kracht es eini mitt'n in die Wallischen, daß lei dö Fetz'n so flieg'n. „Schaugt's enk do um, wenn ös net glab'n wollt's!"

Der Graben ist ja nur einen Meter tief.

Nicht einmal an allen Stellen.

Sandsäcke liegen herum, Steine, Eisenstücke, Nägel und Tote. —

Vier, fünf liegen übereinander, mit furchtbar zerfetzten Leibern. Einem ist der Bauch aufgerissen. Seine Gedärme hängen heraus und haben — sich um seine Patronentaschen gewickelt. Einem ist das Gesicht vollständig verbrannt, nur eine blaurote Öffnung zeigt in einer schwarzgräulichen Masse, wo einmal das Gesicht war.

Ein anderer hat sich im Stacheldraht verwickelt, den er niedergerissen hat. Er streckt wie abwehrend die Hand von sich mit gespreizten Fingern. Die Bluse ist ihm in Fetzen zerrissen, und um den entblößten Arm schlingt sich der verbogene Draht.

Menschen, tote, erschlagene, blutiggeschossene Menschen überall.

Mein Bein hitzt.

Ich glaube, ich muß jetzt doch zurück.

Aber die Kameraden liegen alle mit erhitzten Gesichtern und starren über die Böschung hinüber.

Ob sie noch einmal kommen?

Bauer kommt wieder, sieht mich an, schaut auf mein Bein und sagt:

„Bruggler, Sie sind ja verwundet."

„Es geht schon noch, Herr Leutnant!"

„Toni, bisch wohl a Kind", sagt er dann. „Geah zruck und laß dir über die Loatern obahelfen. Wann's verbunden bisch, kimsche zruck."

Wie mir der Pahler über die Leitern hilft, sehe ich die Tschechen am Geschütz herumhantieren.

Sie putzen und reiben die Kanone, als wenn sie es nach einer Übung vor dem Geschützschuppen täten.

Eine Stimme brüllt irgendwo in ein Telefon:

„Jawohl, Herr Major, nur mit Kartätschen."

Der kleine Fähnrich.

Während mir der Friedler das rechte Bein verbindet — es ist ein Bajonettstich unter der Kniekehle — geht oben das Knattern wieder los.

Hier hört sich das Rollen ganz unheimlich an.

„Sö greifen vom neich'n an", meint der Seppl und wickelt mir die Binde stramm. Links und rechts hocken verwundete Schützen an den Steinen.

Der Friedler und der Pallhuber haben eine Menge zu tun!

„Wenigschtens hasche eppes gelernt, als Feuerwehrsanitäter!" spottet einer.

„Der Breitegger isch geblieben!" meint der Boxer.

„Der Breitegger?"

„S'isch jetzt koaner mehr, der den Hof hat, seit sein Bua, der Franz in Galizien g'fall'n isch, hat's ihn eh nimmer g'freit!"

Oben rollen und rollen die Salven in diese Gespräche.

Auch drüben am Westhang, gegen die Misurinastraße zu, ist ein unaufhörliches Schießen.

„Die Schwerverwundeten können sie jetzt gar nicht obalass'n, während 'm G'fecht."

„Na, — müss'n lei wart'n dö Heiter", meint der Friedler und bindet weiter.

„Dort kemmen a paar", sage ich, weil ich die längste Zeit über den Steig gestiert habe und nicht verstehen konnte, daß keiner zu uns heraufkam, wo doch der ganze Berg donnerte, krachte, zischte und zitterte.

„Was san denn dös für welche", sage ich.

Vorne über den neuen Artillerieweg kommen zwei gegangen in Tellermützen und langen Waffenröcken. Hinter ihnen zwei Standschützen vom Bataillonskommando.

„Russen", sagt der Friedler, der sich einen Augenblick umgedreht hat.

„Was, Russen", schreie ich da, „Deutsche san's, Deutsche!"

Zwei deutsche Offiziere standen gleich darauf keuchend vor uns.

„Verflucht, das sind dir andere Wege als in Belgien, Merk", sagte der eine, ein schlanker, eleganter Herr mit einem kleinen Schnurrbart.

„Haben Sie schwere Verwundungen?" frug er uns dann unvermittelt.

„Zu Befehl, alles Leichtverwundete."

„Von welchem Regiment?"

„Tiroler Standschützen!"

„Ah", machte der Große mit der Brille, der Merk zu heißen schien.

„Das hört sich ja heute schlimm an, da heroben", sagte der mit dem Schnurrbart.

„Es isch' der zwoate Angriff jitzt."

„Halb sechs", meinte der Große jetzt.

„Wie viele Kompagnien liegen denn hier oben?"

„Eine Halbkompagnie und zwei Gebirgsgeschütze!"

„Also doch, ich habe es dem Major ja nicht glauben wollen!"

„Die haben den Hauptangriff bei der Grenzbrücke vermeint", sagte der Lange wieder, „darum wollte uns dieser prachtvolle Hauptmann mit nach der Misurinastraße nehmen. Aber ich habe es mir ja gleich gedacht, daß den Italienern der Berg selbst am wichtigsten ist!"

„Wie lange seid ihr denn hier oben?" fragte der Kleinere wieder.

„Bald vierzehn Tag, seit'n Anfang!"

„Großartig, diese Leute", meinte er dann wieder zu dem Langen.

Dann gaben sie uns Zigaretten und nickten uns freundlich zu.

„Wo ist euer Kommandeur?"

„Der Leh — Leutnant Bauer, oben, da über die Leitern hinauf und dann weiter im Grab'n."

Nun stiegen sie die Leitern hinauf, die beiden deutschen Herren, mitten in das Knallen hinein. — — —

Spätnachmittag ist's.

Leises Wimmern und Stöhnen ist jetzt ringsum.

Verwundete.

Überall hocken und liegen sie auf den Steinen und in den Schwalbennestern und warten auf Abtransport.

„Werd net leicht sein, jetzt abi z'find'n ins Tal", meint ein ganz Alter.

„Peter! Hasch oan Tabak?" bettelt ein ganz Junger, es ist der Berger Christl, und preßt die linke Hand gegen den rechten Oberarm, der mit blutigem Verbandszeug umwickelt ist.

„Tuat's denn so viel weah, Christl?" meint der alte Sumerer ganz freundlich und hält dem Berger seinen Tabaksbeutel hin.

„Vergelt's Gott, Vata, aber es brennt halt höllisch sakrisch."

Wie er dann die Pfeife vollzieht, die wir ihm angesteckt haben, redet der Vater Sumerer weiter.

„Drin in dem Bauer san Unterstand, dort, wo der Burger mit'n Bauchschuß g'leg'n isch, hab'n se den Pittschneider innag'legt, den Schatz von der Ehrenberger Kathi."

Die Ehrenberger Kathi ist die schneidigste Dirn im Dorf, ein Mädel, um die sich die Buben alle Sonntag beim Tanzen geprügelt haben, bis der Pittschneider Franz den Siegespreis und das Herz der Kathl davongeholt hat.

„Was fehlt ihm denn?" frage ich so leichthin.

„Hem", tut der alte Sumerer und spuckt aus. „Jeatzt werd's mit'n Heiraten nicht mehr so viel sein", meint er kopfschüttelnd und macht mit der Hand eine Bewegung zum Unterleib hin.

„All's zerriss'n", sagt er dann nur und starrt vor sich hin.

Aus dem Offiziersunterstand kommt gleich darauf ein markerschütterndes Schreien.

„Heilige Mutter Gottes, heilige Mutter Gottes, i net, na i net!"

Der Sumerer schüttelt noch immer den Kopf.

„Wann's wenigschtens unseroanen so treffen tat, sel sagat i gor nix. Aber so an jung's Bluat gleich so zu derschlag'n. Auf zehn Schritt hat ihm so oaner 's G'wehr mitt'n auf'n Unterleib abdruckt."

„Na koa menschliches Kämpf'n isch sell", brummt einer ober mir. „Wann i schon oan anschiaß'n will, nacha schlag i'n Stutzen net akurrat auf'n Bauch von oan Menschen an", redet er weiter.

„Alle schlag i sie tot, — wenn's no amol ankimmt", flucht jetzt der Christl wieder. „Alle, gar alle!"

„Net aso — san a lei arme Menschen!"

„Was hoaßt Menschen!"

„San wir koane Menschen, han wir a kloaneres Recht als dö andern, bloß weil wir Deitsche san!“ schimpft der Christl dazwischen. Dann sinkt er in leises Wimmern.

„Herrgott, Herrgott, wia dös brennt!“

Sein Arm ist ganz dick geschwollen, feuerrot ist er jetzt im Gesicht.

Knack beißt er in die Pfeife, spuckt das Ende aus und wirft plötzlich mit der freien Linken Pfeife und Stiel über die Steine hinunter.

„Noa! Oben stiahn, schiass'n und zuaschlag'n! Söll isch alles besser, aber net da liag'n müss'n und verbrennen am lebendigen Leib und koan Wasser!“

Das ist das Schlimmste.

Wir haben kein Wasser heroben und der Durst brennt uns allen die Lippen heiß und brüchig.

„Da schaugt's dös Elend!“

Der Friedler und ein leichtverwundeter Schütz tragen gerade den Pittschneider aus dem Unterstand heraus.

Der alte Friedler hat ihn vorne bei den Beinen gefaßt, der andere bei den Schultern, unter den Ellenbogen.

Wie grün das Gesicht von dem schönen Jungen ist. Aus dem Mund bricht ihm grauweißer Schleim, der ihm über die aufgerissene Bluse herunterläuft und in langen Fäden abtropft.

Die Hose ist bis zu den Knien heruntergeschoben und über die Geschlechtsteile haben sie einen großen weißen Wattebausch gelegt, ihn dann kreuz und quer über die Oberschenkel abgebunden.

Ganz rotgelb voll Blut und durchbluteter Watte ist das Verbandszeug.

Tak, tak — tropft es klatschig auf die Steine, über die sie den armen Burschen tragen.

„Da leg ihn her, Franzl“, hör ich den Friedler.

„Aber stad."

Wie diese harten Bergbauern warme, ganz mitleidige Menschen sein können. Vor wenigen Stunden haben sie den Teufel nach Tod und Wunden gefragt, und jetzt, jetzt sehen sie alle schweigend auf diesen Unglücklichen, der jetzt so still daliegt, das Wimmern hat aufgehört, er starrt nur mit aufgerissenen Augen nach oben, grad gegen die Croda Rossa hinüber.

Wie oft mag er dort drüben auf der Plätzwiese beim Almheuen gejuchzt und gejodelt haben, wenn er an die Kathl dachte.

Jetzt liegt er still, ganz still.

Über die Leiter kommt der Leutnant Bauer heruntergeklettert und hinter ihm die beiden deutschen Offiziere vom Vormittag.

„Grüaß enk, Mander", sagt er zu uns und deckt die Hand vors Gesicht, wie er den Pittschneider daliegen sieht.

„Hansl, ja Hansl, mei liaber Bua!" bricht er dann plötzlich aus.

Niederknien tut er sich jetzt, der Leutnant, ganz ungeniert vor den beiden deutschen Herren, die dastehen und ernste Gesichter machen.

„Hansl, Bua, 's wird ja all's no guat werd'n. Lei net den Muat sinken lass'n, bisch eben a tapferer Tiroler, wia sö alle san, die Schütz'n!"

Der Verwundete dreht den Kopf ganz wenig, kaum merkbar zu dem Lehrer hin, seine Augen irren erst ungläubig, wie sichernd zu dem Manne hinauf, der da erschüttert neben ihm kniet.

Dann scheinen diese Augen den Sinn der Worte wie aus ganz weiter Ferne langsam begreifen zu wollen.

Müde, furchtbar müde sehen sie den alten Lehrer, seinen Lehrer an, und dann bewegen sich leise die Lippen.

„Herr — Herr Le — Lehrer — 's ischt nix mehr guat z'werd'n. Lei sterben, sterb'n fürs — Tiroler Landl — hätt schianer, 's hätt leichter werd'n — Kathl", sagt er dann plötzlich, und noch einmal ganz leise:

„Kathl" —

Dann ist er wieder ganz still und starrt vor sich hin.

Der Lehrer Bauer streichelt ihm noch immer die starr aufgerissene Hand.

„Bua, lieber, wia oft han i die Hand da g'schlag'n, wie er so wild und trotzig in der Schul g'wes'n isch. 's Raf'n hat er nie sein lass'n woll'n in der Schul, der Lauser, der arme Bua."

„Wie wollen Sie denn die Schwerverletzten da hinunterbringen?" meint der kleine deutsche Offizier mit dem Schnurrbart jetzt zum Leutnant Bauer.

„Tragen und Seilen, Herr Oberleutnant!" gibt Bauer zur Antwort.

„Wie wollen Sie aber die Schwerverletzten abseilen, mit welchen Leuten, lieber Tiroler Kamerad!"

Wenn das der ungarische Oberstleutnant hörte, geht es mir beim „Tiroler Kameraden" durch den Kopf.

„Ja, leider müssen es die Leichtverwundeten mit den Menageträgern machen", sagt Bauer, „kampffähige Schützen kann ich ja nicht entbehren."

„Da bleiben wir so lange hier und helfen", gibt der, den Bauer mit „Herr Oberleutnant" angesprochen hat, nur zur Antwort. Der Lange nickt und setzt sich einfach neben mich her.

„Guate Menschen!" sagt da der alte Sumerer einfach.

„Danke, Herr Oberleutnant!" grüßt Bauer, „das war wirklich ein gutes Wort!"

Dann geht er in seinen Unterstand ans Telefon.

„Woher sind Sie?" fragt mich der Lange, der jetzt seine

großen Beine neben mir ausstreckt, und gibt mir eine Zigarette.

„Aus Toblach, Herr — Herr —"

„Auch Oberleutnant", meint er lächelnd.

Der Sumerer schüttelt mir auf einmal den Kopf zu und macht mit dem Daumen eine Eins und zeigt auf seine Schulter.

„Was isch?"

Abwehrendes Kopfschütteln beim Sumerer.

„Trottl" denk ich und wende mich zum deutschen Oberleutnant.

Ah so, jetzt begreif ich, den Stern auf der Achselklappe hat der Sumerer gemeint. So, so, so erkennt man also einen deutschen Oberleutnant. Bei uns hat er zwei Sterne am Kragen und bei denen bloß einen.

„Sind Sie Kriegsfreiwilliger?" fragt mich der Oberleutnant und gibt mir Feuer.

„Freiwillige san wir ja alle hier."

„Wieso — alle?"

„Weil wir Standschützen san."

„Das verstehe ich nicht."

„Ja, das ist so, in Tirol müss'n alle kampffähigen Männer und Buab'n geh'n, wenn's Landl in G'fahr isch."

„Ja, sie müssen also doch, dann ist das aber nicht freiwillig."

„Doch, doch. Wir sind nicht militärpflichtig. Wir sind sozusagen das letzte Aufgebot, das sich freiwillig zur Verfügung stellt, wenn das Land angegriffen ist und keiner mehr da ist, der es sonst schützen könnte."

„Wieso keiner mehr da?"

„Ja, die anderen Tiroler sind doch in Galizien!"

„Ach so. Seit wann besteht denn dieses freiwillige Aufgebot?"

Professor Amann, denke ich plötzlich, einmal kannst du dich deines ungeratenen Schülers freuen. Schade, daß er es hier nicht hört. Wie viele „Ungenügend“ würde er mir jetzt abbitten.

„Seit fünfzehnhundertelf, Herr Oberleutnant!“

„Donnerwetter!“ macht der. „Woher kennen Sie denn so gut Geschichte?“

„Ich bin Gymnasiast“, sage ich etwas verlegen.

„Ach sieh mal! Wo denn?“

„In Brixen.“

„Ach ja, Brixen, da ist jetzt unser Korpsstab. Aber sagen Sie weiter, ist dieses Standschützenaufgebot schon früher erfolgt?“

„Anno neun, unterm Anderl Hofer“, macht da der Sumerer, der unserer Unterhaltung bisher schweigend gelauscht hat, da mitten in unser Gespräch.

Ich will ihm noch ein Zeichen machen, daß er doch schweigen soll, da faßt der deutsche Oberleutnant lächelnd meinen Arm.

„Nicht doch, Kleiner. Ich weiß schon, was er nicht sagen soll. Daß ihr Tiroler damals uns Bayern aus eurem wunderschönen Land gejagt habt.“

Ich mache verlegen „Hm, hm“.

Der Sumerer ist angestrengt wieder mit seiner Pfeife beschäftigt, blinzelt mir aber zwischen Zündholzaufflackern und Deckelzuklappen so unverschämt spöttisch zu, daß ich ihm am liebsten eine langen möchte.

„Nichts für ungut, Herr Oberleutnant — das waren andere Zeiten, und gejagt haben wir Sie ja nicht, sondern hinausgekämpft!“

„Brauchst keine Verkleinerung für die Tapferkeit deiner Landsleute“, sagt der bayrische Offizier jetzt auf einmal ganz weich.

„Was wir hier oben heute gesehen haben, das ist etwas, was wir, die wir aus Frankreich kommen, allein zu schätzen wissen. Das ist ein stilles, selbstverständliches Heldentum, ein Heldentum, das nichts mit dem heute so viel von Zeitungsschmierern und Leuten, die den Krieg mit Hurra am Biertische gewinnen wollen, besudelten Wort ‚Held' gemein hat, sondern es ist das, wovon einmal wenig gesprochen werden wird—die Selbstverständlichkeit, mit der ihr hier oben in euren Bergen verblutet, ohne daß ihr euch einen Augenblick darum kümmern würdet, ob man es euch einmal danken wird, daß ihr nicht allein Tirol, sondern auch Süddeutschland vor dem Krieg geschützt habt. Diese Selbstverständlichkeit bei jedem von euch hat uns erschüttert!"

„Verwundete fertig machen!"

Leutnant Bauer steht im Eingang seines Schwalbennestes und gibt seine Befehle.

„Zwei Leichtverwundete tragen immer einen Schwerverletzten. Transportführer — — ja, du, Bruggler."

„Herr Leutnant, kann nicht der Sumerer —"

„Standschütze Bruggler als Transportführer", sagt da der Leutnant streng. Wie in der Schulklasse hat er jetzt gesprochen, so hat er uns immer angeschaut, wenn ein Tadel nicht ferne wartete.

„Z'Befehl!"

Meine Kniekehle ist nun gerade auch keine Erleichterung fürs Absteigen im Hochgebirge. Aber was hilft's. Wie hatte der Jörgl damals vor der Ausrückung gesagt gehabt?

„Beim Militär gibt's nur eins. Befehl ist Befehl!"

Auch bei den Standschützen.

Die beiden bayrischen Offiziere lassen es sich nicht nehmen, den armen Pittschneider aufzuheben.

Übrigens sind beide Fliegeroffiziere.

Wir bekommen Traggurte umgeschnallt, und dann hebt

der Leutnant Bauer mit dem Friedler und anderen zusammen die Schwerverletzten in die Tragnetze zwischen uns.

Ein Händedruck.

„Los. Da die Meldung, Toni, und unten beim neuen Weg auf die Tragtiere mit den Kochkisten warten. Es ist schon telefoniert. Pfüht enk, Mander, grüaßt ins Dorf und alle in der G'moan, besonders du, Toni, den Herren Pfarrer."

Ein Händedruck und weg war er. Ich sehe ihn noch rasch über die Felsen klettern und hätte ihn doch so gern gefragt, ob er mir das „Aufpass'n" von in der Früh noch nachträgt, und einen Gruß an den Anderl oben und an die Schützen hätte ich ihm auch noch mitgeben wollen.

So rasch ist er weg, unser alter Schullehrer und Leutnant Bauer.

Grad, wie der eine bayrische Oberleutnant „Los" von rückwärts sagt, fällt oben in der Stellung noch ein einzelner Schuß.

Ganz lang hallt er durch die Berge.

Der Sumerer und ich tragen den Pircher Jakl.

Der Jakl hat einen Lungenschuß und hat die Lippen voll roter Blasen.

„Guat Obacht geben" meint der Sumerer jetzt noch, und dann hör ich ihn die Schultern stemmen. Er mit seinem Handdurchschuß hat leicht reden, der Alte. Aber ich — das Bein versagt mir beinahe jeden Schritt.

Zuerst geht der Steig fast eine Stunde lang völlig eben unter den Felswänden hin. Wir müssen oft stehenbleiben und rasten. Wenn man ganz leise geht und mit dem linken Fuß kaum auftritt, kann man es schon ertragen.

Eine traurige Kolonne führe ich da an.

Acht Schwerverletzte und vierzehn Leichtverwundete. Den

letzten Schwerverwundeten tragen die beiden deutschen Herren am Schluß.

Gott sei Dank, daß es so lange hell ist, jetzt im Juni. Bis zehn Uhr müssen wir unten am Halteplatz der Tragtiere sein.

Der Sumerer fängt doch zu keuchen an.

Die Gurte schneiden verflucht stark in die Schultern.

Der Jakl ist wenigstens ganz still. Die anderen haben es schwerer. Da schreit doch der eine oder andere laut auf, wenn die Träger an einen Stein anstoßen.

Jetzt hört der Steig auf, und wir müssen über eine Platte hinüber, zu der auch wieder Leitern heraufführen.

Da kommen wir mit den Verwundeten nicht hinunter.

„Niederlegen!" kommandierte ich laut.

Mein erstes selbständiges Kommando.

Das habe ich mir wohl ganz anders erträumt gehabt.

Vorsichtig legen wir den Jakl nieder.

Dann steigt der Sumerer mit seinen gesunden Füßen als erster über die Leiter hinunter. Ich nach, denn bei mir geht das schon nicht so einfach mehr, weil mir der Fuß den Halt zu versagen droht.

„Seil anhäng'n!"

Vier Arme heben den stillen Jakl auf, vier andere Hände knüpfen fieberhaft die Traggurte mit zwei dicken Seilen fest, schlingen das Seil um die Hände und unter die Achselhöhlen der Verwundeten und ziehen es unter diesen wieder an.

„Wo soll'n wir ihn oalass'n?"

„Nit über die Leiter, der Kamin da isch zu schmal."

„Also rechts, über die Wand!"

Ein drittes Seil wird an den beiden Enden neu verknüpft, dann von den Beinen zur Schulter geschlungen und in der Mitte geknotet. Eine Schlinge wird durchgezogen und das Seilende zu uns heruntergeworfen.

„Anziehen!" kommandiert der Berger Christl, der mit der einen heilen Hand das Seil geworfen hat.

Der Sumerer kniet mit mir auf der ersten Platte und schlingt das Seilende um seine verwundete Hand. Ich fasse mit beiden Händen und halte, halte.

„Fertig!"

Ein Schwingen —

Rrruck — macht unser Seil, das wir sofort angezogen haben, sobald der erste Körper ober uns in der Luft erscheint, den der leichte Schwung zu weit hinausgetrieben hat.

„Halt'n, halt'n!" hör ich den Sumerer noch rufen, dann haben wir den Menschen da oben schon fest in der Hand, so daß sein wunder Körper nicht gegen die Steinwand zurückgeschnellt wird, und lockern das Seil.

„Laß lei oba!"

„Geaht's?"

Oben knien die leichtverwundeten Schützen und geben Zug für Zug vom Seil frei.

Wie schwer diese Männer keuchen. Sind doch alle selber verletzt und hier braucht es höchste Kraftanspannung.

Ruck — ruck — macht der Körper in der Luft.

Sekunden scheinen schier Stunden.

Wenn sich ein Knoten löst oder einer von uns Schützen nachgibt, schlägt es den Jakl zu kleinen Knochenstücken.

Über zwölf Meter hat hier das Wandstück.

Endlich kommt der Jakl an.

„Nachlass'n!"

Zwei Schützen neigen sich sorgenvoll über den Schwerverwundeten, der vor uns ganz still daliegt und kaum ein Lebenszeichen mehr geben will. Nur die Lippen bewegt er noch hin und her. Seine Hände sind auch so merkwürdig um das Seil verkrampft.

„Jakl, 's hilft all's nix", sagt der Sumerer und beugt

sich dabei über den Schwerverletzten, „oalass'n müss'n mir di do zuerscht, Jakl, 's isch lei Platz für drei hier."

„Habt's no a Stück Seil ob'n?"

„Joa!"

„Obalass'n!"

Sssspumm — macht der Seilknoten und schlägt mir gegen den Kopf.

„Aufpass'n oan anderschtmal!"

Der Sumerer rollt das zweite Seil auf und wirft es über das zweite Leiterstück hinunter, das von unserer Platte bis zu einer kleinen Felshöhle frei hinunterhängt, wo ein Unterstand eingebaut ist.

Von dort aus sind weiter hinunter Steintreppen ausgehauen. Ganz unten scheint ein Geländer zu sein.

Wenn die Dämmerung nur jetzt nicht stärker wird!

„Zu kurz!"

Wir überlegen.

Einer der bayrischen Offiziere kommt über die erste Leiter nach.

„Das erste Seil, wo der Verwundete dran ist, langt nicht bis zur nächsten Platte, Herr Oberleutnant!"

„Zwei Mann sollen erst absteigen. Wir müssen eben das Ende von dem Seil, an welches dieser Verwundete da angeseilt ist, und das andere Ende da unten an der Leiter zusammenknüpfen und den Mann dann mit dem doppellangen Seil herunter lassen!"

„Ja schon, Herr Oberleutnant, aber wir können dann keinen gegen das Anprallen schützen!"

„Da hilft eben nichts, also los — in Gottes Namen!"

„Zu Befehl!"

„Werft's das End von dem Seil, mit dem ihr den Jakl g'halt'n habt's, oba!"

Ein zweiter Schütz kommt gerade nachgestiegen, während

ich schon auf der unteren Leiter stehe und das herabsausende Strickende auffange.

„Verflucht", denke ich. Gleich darauf schäme ich mich. Bin ich nicht zukünftiger Theologe?

Aber da links hinunter, da möchte auch der frömmste Herr ein leises Schaudern nicht unterdrücken, sei es vielleicht unter Anrufung der heiligen Jungfrau.

Da brauchte einer nur auszurutschen, dann stände auf dem Friedhofskreuz:

„Abgestürzt für Gott, Kaiser und Vaterland."

Wir kennen die Stelle.

1911 riß hier eine Staublawine einen Oberleutnant und achtzehn tschechische Infanteristen bei einer Frühjahrsübung fort.

Wieder geht es Schritt für Schritt die Sprossen herunter.

Die Leiter schwankt hin und her. Das Holz scharrt mit dem geschlungenen Draht über die Steinwand.

Jetzt bin ich so weit, als das Ende von Jakl's Seil reicht. Mit einer Hand heißt's jetzt halten, mit der anderen knüpfen. Es geht nicht.

„Boade Händ nimmsche!" ruft der Sumerer von oben herunter.

Ich klemme die Knie gegen die Sprossen.

Schur — schur — macht die Leiter.

Endlich.

Ein wenig Atemanhalten hat es doch gekostet.

Oben macht jetzt der deutsche Offizier mit dem Berger die Schlingen fest.

Die ganz oben müssen aber warten, bis wir den ersten, den Jakl, erst hier heruntergebracht haben.

„Jetzt langt's mit der Läng!"

„Hoch!"

Das geknüpfte Seil gleitet aufwärts. Sie müssen oben

jetzt beide Längen gleichmachen und die Verwundeten einfach so herablassen.

Wie lange das dauert.

„Achtung!“

Wieder das leichte Schwingen oben.

Wieder erscheint der Körper über der Wand...

Bum — schlägt er herunter gegen den Stein zurück.

Der rührt sich gar nicht mehr.

„Wie krieg'n wir aber jetzt die Händ los?“

„Jakl, laß' Seil los, die Hand soll'sche losmach'n vom Strick!“

Ich drücke und biege die Finger des Verwundeten. Was das für harte, knochige Bauernhände sind! Es ist nicht zu glauben, hört's denn der Jakl nicht!

„Es geht net.“

„Muaß giahn!“ sagt der Sumerer und will dem Verwundeten die Hand losreißen.

„Vorwärts!“ schreit einer von oben.

„Jakl, heilige Mutter von Aufkirchen!“ hör ich da den Sumerer sagen.

„Toni, der Jakl, der isch ja tot!“

„Tot!“...

„Sumerer, ist's denn wahr!“

„Bua, jetzt isch koa Zeit zum Überleg'n, des Stück Seil fehlt' für die Lebendigen. Die Leich' muß da lieg'n bleiben.“

Ich kann nicht hinsehen, nein, ich kann, ich kann nicht.

„Jetzt müss'n mir lei die Leich' vom Soal losschneiden!“

Tsak — höre ich eine Klinge aufklappen. Der Metzgermeister hat seinen Taschenveitl aufgeklappt.

Knarrsch — knarrsch macht es da.

„Bua, ich kann es net mit oaner Hand!“

„Bua!“

„Ja“, sage ich ganz fremd.

Wo habe ich denn meine Stimme gelassen?

„Heb du die Leich' a weng' hoch, i schneid's Seil dann schon durch!"

Meine Hände berühren etwas Kaltes, Rauhes.

Ich muß, muß noch immer wegschauen.

Da drüben am Schwalbenkofl steigt der Mond jetzt blaß in der Abenddämmerung auf.

„Sei doch net so zimperlich", brummt der Sumerer, „moansch', mir werd's leicht, den armen Jakl jetzt tot da lieg'n z'lass'n!"

Da hilft wirklich nichts, ich muß dem Leichnam ins Gesicht schauen! So ruhig, als ob er beim Abseilen einfach eingeschlafen wär, ist sein — Gesichtsausdruck.

„So", sagt jetzt der alte Mann neben mir. „Laß es Seil hoch!"

Dann wischt er die Klinge im Steinsand ab, klappt das lange Messer zu und schiebt dann den Toten behutsam und vorsichtig ganz an die Felswand heran.

„Es isch eben net anders gang'n, Tonele, sem ob'n wart'n no Lebendige auf's Weiterleben."

Dann beugt er sich nochmals über den Toten, deckt dessen Mantel über seine Brust, wickelt die Ärmel mit einer Schlinge über die Hände und drückt die Arme gegen die Brust des Jakl nieder. „Hat halt all's sein müss'n, Jakele, 's isch weg'n der andern g'wes'n, woascht! Sonst hat i dir selber unten 's Grab g'schaufelt."

Ganz tief seufzt er auf, der Mann mit dem silbernen Bart, dann dreht er den Kopf nach oben.

„He da, der Nächste, los!"

Wieder erscheint ein schwebender Körper.

*

Um Mitternacht sind wir am Parkplatz der Tragtiere. Feste, harte Hände strecken sich uns entgegen und nehmen mir den Meldezettel aus der Hand.

Eine abgeblendete Laterne gibt irgendwo einen dämmerigen Lichtschein.

Ich sehe Pferde herumstehen, einem Scheck schleift ein Zügel am Boden.

Tragsättel knarren unter den sich prustenden Tieren, Soldaten gehen mit Tragbahren vorbei.

Ein Offizier steht mitten in dem Gewirr von Menschen und Tieren und gibt ruhig und sicher seine Anordnungen. —

Dann schwebe ich auf einmal. Ja, ich schwebe richtig. Irgendjemand hat mich gepackt und irgendwo hinaufgehoben.

Ja, Herrgott, nein, nein, ich brauch ja nicht abgeseilt werden, ich bin doch nicht tot, nein, nein, ich bin nicht tot.

„Still, Toni! Du reitest ja!"

War das nicht der Sumerer?

Reite ich wirklich?

Trab, trab, macht es unter mir und schlägt mein wundes Knie gegen ein knirschendes Lederzeug.

Ein scharfer Schweißgeruch geht mir in die Nase.

Trab, trab, trab.

Das ist doch der „Hansl", des Vaters Dunkelbrauner. Ja, ich reite wirklich auf ihm.

Merkwürdig, daß er keinen Kummet hat.

Ich will doch Heu einfahren heute.

Heu, ja, viel Heu.

Wie das duftet.

Ich reite immer auf dem Hansl, und dort steht doch schon unser Hof. Ist das nicht die Mutter? Ich will den

Hansl anhalten und am Zügel packen. Ich muß doch der Mutter die Hand geben.

*

Wie still es hier ist!

Und dann scheint die Sonne. Schön und warm. Ordentlich gut tut das und lockt einem zum Aufstehen.

Aber aufstehen darf ich noch nicht. Seit vier Tagen liegen wir hier im großen Speisesaal des Grandhotels nebeneinander. Der Pittschneider, der Berger Christl und der alte Sumerer. Nur der Jakl fehlt. Und zwei andere Schützen vom Haselberg auch.

Aber der Pittschneider hat bisher durchgehalten.

„Dazu gehört eine Roßnatur!" meint der Wiener Regimentsarzt, der dreimal am Tage mit einer großen ungarischen Schwester vorbeikommt. Die Schwester soll nämlich eine Herrische, eine Frau Gräfin, sein. Aber sie ist gar nicht hochmütig gegen die Verwundeten.

„Meine lieben Tiroler!" sagt sie immer zu uns und streichelt mir dann auch mitunter die Haare —.

„So ein Buberl", spottete sie da gestern zum Regimentsarzt, „muß denn das sein!"

„Das muß nicht sein bei denen da, Schwester Olga", gab der Doktor zur Antwort, „das ist bei den Tirolern eben so."

Über das Wort haben wir heute lange diskutiert.

Nämlich nicht so, daß es nicht selbstverständlich wäre, wenn jemand anderer als wir unsere Dörfer schützte, sondern darüber, was mit uns Tirolern sein würde, wenn der Italiener siegen könnte.

„Sell' isch net möglich", hatte da der Sumerer gemeint, „sell isch ganz ausg'schloss'n!"

„Ja, ausg'schloss'n isch es", hatte da auch der Christl gemeint, „denn dös gibt das ganze deitsche Volk net zua, daß

Tirol verloren werd. Sonst hätt der deitsche Kaiser net seine Soldat'n herg'schickt, um ins z'helfen."

Das war ja richtig. Seit Tagen ist hier alles voller deutscher Soldaten, auch im Feldspital sind bayrische Krankenwärter. Sie setzen sich immer nur zu uns Tirolern her und erzählen von Belgien.

Das muß schrecklich dort zugegangen sein, in Flandern, wo sie herkommen.

„Mit denen da woll'n mir nix z'toan hab'n", meinte heute der eine, Sepp heißt er und ist Schlosser in Kempten, und zeigte nach ein paar serbischen Verwundeten von den Neunundzwanzigern, die auch bei uns im Saal liegen.

„Aber das sind doch auch Verwundete", meinte ich.

„Ja, dös schon, aber mit euch kann man wenigstens red'n. Die stieren di aber immer an, als wollt'n s' di auffress'n, dö Racker", meinte der Sepp gutmütig und gab dem Christl, der einen Tschick kaute, einen Klaps, daß er den Tabak sofort wieder ausspuckte.

„Wo hast denn jetzt dös her, du Sauschädl, du tirolischer!"

„Was hascht g'sagt, daß i bin, ha — woart, du boarischer Krautfresser!"

„Jetzt aber Ruhe!" kam gerade die Schwester Olga dazwischen und schaute den Sepp und den Christl an, daß beide ihre dicken Köpfe einzogen und verlegen dreinschauten.

„Die Schwester hat a Zucht!" brummte der Sumerer dann noch hinter ihr her und spuckte in seinen Napf.

„Teifl, wenn i wenigstens so weit war, daß i paar Täg dahoame helfen kannt."

Von meinem Bett aus sehe ich gerade unseren Hof liegen und die Felder drumherum. Jeden Morgen sehe ich die Mutter und zwei andere Frauen das gemähte Heu ausbreiten und dann am Nachmittag das Heu einfahren. Wie langsam das bei den Frauen geht. Dann bleibt jeden Abend

noch immer Heu liegen, und jede Nacht horche ich hinaus, daß es keinen Regen oder ein Gewitter gibt, damit sie ihr Heu fertig einfahren können.

Wenn die Mutter nur wüßt, wie nah ich ihr bin. Aber es ist doch besser so, denn sonst erschreckt sie sich so. Ich werde noch wochenlang liegen müssen, sagt die Schwester. Ich sei gerade so um den Wundbrand herumgekommen.

Aber die Mutter verständigen möchte ich doch.

Ich werde die Schwester bitten, mir eine Botschaft hinaufzuschicken.

Der Sumerer wird wohl früher entlassen und kann dann sicher ein paar Tage auf seinem Hof bleiben. Mit dem Viehausschlachten hat es ohnehin heutzutage seine Zeit.

Der Pittschneider ist gestern zum erstenmal bei Bewußtsein gewesen.

„Dös dankische dem Taschler Jörgl, daß davonkemmen bisch", sagt der Christl zu ihm.

„Wenn der Jörgl net den tschechischen Feldkurat'n vom Sanitätsauto oag'wies'n und Pittschneider eing'laden hätt, warsch jetzt in der ewigen Seligkeit!"

Ich wollte dem Christl die spöttische Rede über den böhmischen Priester verweisen, doch da lachte er nur hämisch und meinte:

„Mit denen ihren Redensarten halt'n mir dö Wallischen net vom Landl ab, Tonele! Wann i der Kaiser war, hattet i alle geischtlichen Herrn zu die Standschütz'n g'schteckt. Bei die Wallischen san sie ah lei Soldaten. Wenn nachher die Tiroler und wallischen Pfarrer aufeinander losgangen war'n, se hattet der Herrgott sei liaba Plag, mit'n Sieg verteilen!"

„Du, Christl, es san do von unsere Pfarrers gnua mit ins mitgang'n", gab ich zurück.

„I red ja net von die unseren, Toni, i red lei von denen,

die hinten, wo koa Kugel hinkimmt, sag'n, daß wir für Gott, Kaiser und Vaterland kämpfen. Wir kämpfen für unser Hoamtl, und sonst für nichts auf der Welt. Net für'n Herrgott, net weil es der Kaiser will, denn dös sag'n die van ja aa, aber fürs Landl, dös unser isch, daß sie dös ins net nehmen, wo koaner ihnen eppes z'leid getun hat, für dös san wir Standschütz'n und a insere Tiroler Geistlichen aufigang'n. Wann oaner in mein Hof und mei Kirch'n inna will, schlag i ihn außi, net für'n Kaiser, net für'n Herrgott, aber für mi!"

Ich wollte ihm gerade erwidern, da rief der Sumerer ganz laut:

„Der Hauptmann, der Anderl!"

Wirklich, es war unser Hauptmann!

„Grüeß enk, Mander, allesamt!" sagte er freundlich und gab jedem die Hand.

„I bin in Innichen bei der Brigade g'wes'n und auf'm Weg zuagekehrt, um enk zu grüaßen."

Er setzte sich an mein Bett und begann zu erzählen.

„Also ein ganz großer Angriff isch es g'wes'n, den das Bataillon abg'schlag'n hat. In Sexten, am Zinnenplateau, bei enk am Piano und weiter unten bei der Grenzbrück'n, woa i blieb'n bin, hat der Wallische angriff'n mit drei Bataillonen z'erscht und mit vier Bataillonen 's zwoatemal."

„S' isch lei um a Haarl g'wes'n!" meinte der Sumerer dazwischen.

„Jo, freila, um a Haarl. Aber am Piano hat ins der Artilleriefähnrich g'rettet und in Sexten drin der Innerkofler Sepp, der g'fall'n isch.

Ja, wia der am Paternkofl aufi isch, um dö Spitz'n vor dö Alpini zu b'setz'n, han ihn dö Wallischen, die do geschwinder geklettert san, wie er, oag'schoss'n. Grad unterm Schartel. Aber sei Bua, der Seppl, der dabei g'wes'n isch,

isch z'ruckgklettert und hat die Meldung gebracht, daß die Wallischen übern Patternsattel alles voller Militär zusammengezogen hatten. So hab'n sö den Angriff erwartet und abg'schlag'n, wie er losgangen isch."

Der Innerkofler Sepp tot!

Und das Seppele, sein sechzehnjähriger Bub, klettert allein zurück, nachdem sie ihm den Vater vom Seil weggeschossen haben.

„Teufel!"

„Ja, und der Major laßt enk alle schön grüßen und werd wohl selber kemmen, wenn er kann", fährt der Anderl fort, „ward freila schwer langen, jetzt wo das ganze Militär kommen tut und die Stellungen neu eingeteilt werden."

„Die mir alloanig g'halt'n hab'n", brummt da der Christl dazwischen.

„Na, na", tut der Anderl drauf.

„Net so harb sein, Christl! Wenn der Kaiser Militär g'habt hätt, hätt er solches schon hergeben ins Tirol."

„Joa, Serben, Polacken und Tschech'n — aber daß die Unsrigen kemmen, davon höarsch nia!"

„Braucht sie lei in Rußland beim Vormarsch!"

„Sem san si guat aufg'hob'n, so guat, wia dö Slawischen bei uns. Nur mit dem Unterschied, daß der Kaiser sich auf unsere Jager besser verlass'n kann, wia 's Land Tirol auf die polnischen Arbeiter."

„Stille bisch, Christl!" fährt ihn der Anderl plötzlich an. Ich habe ihn nie so ernst gesehen.

„Wenn ein Tiroler kämpft, frägt er nicht warum, Christl! Wenn alle so dachten, wia du, kennat der Kaiser lei Deutsche brauch'n und koan oanziges anderes Regiment."

„Besser war's", macht da der Christl hämisch und redet dann kein Wort mehr.

Der Anderl ist auch mißgestimmt. Ich sehe, daß er sich

innerlich diesen Argumenten der Schützen nicht verschließen kann. Und doch, obwohl nur gewählter Tiroler Standschützenoffizier, kämpft er entschiedener gegen diese Mißstimmungen an, als es zum Beispiel die tschechischen Ärzte hier im Spital tun, die ganz laut von dem Blödsinn des Feldzuges und der Schweinerei, Slawen gegen Slawen zu hetzen, reden. Vor den Verwundeten reden!

Der Wiener Regimentsarzt wird immer ganz bleich, wenn er das hört, aber er darf nichts sagen, denn der Stabsarzt ist ein Tscheche und befiehlt. Warum will also einer von uns, wie es der Anderl ist, das Gefühl der Schützen nicht aufkommen lassen, die da sagen: Laßt uns Tiroler allein für die Heimat kämpfen, dann wissen wir wenigstens, daß uns keiner hereinkommt, solange wir noch leben? Ich glaube, der Anderl weiß es so genau wie der Lehrer Bauer, daß Tirol besser geschützt wäre, wenn es allein wäre, als wenn „man es verteidigen ließ".

„San jetzt aa Oberösterreicher kemmen", meint der Anderl in die Pause.

„Oberösterreicher, Gott sei Dank!" meine ich.

„Ja, ein Marschbataillon von dö Linzer und zwoa Marschbataillone Salzburger."

„Und außerdem no di Deutsch'n!"

„Nachher werd's nix mehr mit'n Innakemmen für dö Wallisch'n sein", macht der Sumerer.

„Na, jetzt isch es z'spat!"

Ja, ich glaube auch, es wird zu spät sein, mit dem Marsch nach dem Brenner. Oberösterreicher, Salzburger, Reichsdeutsche und wir. Die Kette sprengt er nimmer, der Cadorna! —

Der Anderl ist noch lange bei uns gesessen.

Das Bataillon soll sich sehr ausgezeichnet haben. Aber die Verluste sind auch schwer.

„Einunddreißig Tote und dreiundfünfzig Verwundete", sagt der Anderl.

Das ist eine ganze Standschützenkompagnie.

„Wir kemmen auch die nächste Woch auf Retablierung nach Innichen", lacht der Anderl.

„'s Bataillon nach Innichen und wir?"

„Ös?"

„Ös wartet amol, bis ös g'sund seid, guate Nacht!"

„Guate Nacht, Anderl!"

Ja, gute Nacht, Herr Hauptmann!

*

Heute ist etwas Unglaubliches passiert.

Der bayrische Seppl kam ganz empört zu uns und sagte:

„Ein deutscher Offizier, der so etwas sagt, wird erschossen!"

„Was isch los?" frugen wir bestürzt.

„Ja, alsdann", sagt der Bayer und schluckt:

„Da bin ich beim Verbinden im Operationszimmer beim Herrn Regimentsarzt aus Wien kommandiert und verbinde einen Patrouillenführer von eurem Bataillon den Kopf."

„Wie heißt er?"

„Heinrich!"

„Der ist nicht von uns. Dös isch ein Landesschützenpatrouillenführer von der Gendarmerieassistenz, ein Vintschgauer", sage ich.

„Halt's Mäul", sagt der Sepp, „Trottl, ein Österreicher ist er doch!"

„Dan Tiroler", ärgert ihn der Christl wieder.

„Also, der Heinrich hat einen Kopfschuß, und wir müssen ihm das Gehirn mit einer Glasröhre auffangen, damit es nicht ausrinnt. Der Schwester Olga ist bei der ‚Arbeit'

schlecht geworden und da hab ich das mit dem Gehirn übernommen.

Der Regimentsarzt hat die Operation auch großartig ausgeführt, das Geschoß aus der Schädeldecke entfernt und die Öffnung ober der Schläfe wieder zugenäht.

Der Mann liegt noch in seiner Narkose und rührt sich nicht.

Plötzlich kommt er zu sich.

Der tschechische Stabsarzt kommt gerade an unsern Operationstisch und beugt sich über den Schwerverletzten, sieht ihn lange an und meint dann:

‚Na, der arme Kerl schaut ja lieb aus!'

Da macht der Heinrich den Mund auf und sagt ganz leise, ganz langsam und gedehnt, Wort für Wort, wie ich's euch jetzt sag:

‚Söll tuat alles nix. Es isch lei fürs Haus Österreich!'

Einen Augenblick ist alles still gewesen. Ganz still. Ich bin jetzt bald ein Jahr im Feld, Kameraden, aber i sag euch, sowas erschüttert a so an damischen Boarnschädl.

Da tut plötzlich der tschechische Stabsarzt in unser Schweigen einen lauten, spöttischen Lacher und sagt:

‚So einen Blödsinn kann auch nur ein Tiroler sagen!'"

Wir haben alle kein Wort mehr gesagt, wir drei Tiroler und der Bayer. Aber in diesem Augenblick konnte ich nur eines denken: Armes Österreich!

Wie ich heute so daliege und nach unserem Hof hinüberschaue, auf dem sich seit Stunden nichts rührt, höre ich plötzlich eine Stimme im Bettengang, die mir alles Blut zum Herz treibt.

„In Gott's Nam, wo liegt er denn, der Bua?"

„Mutter", schrei ich. „Mutter", und schäme mich im nächsten Augenblick vor mir und den Kameraden, die verwundert von ihren Betten aufschauen und einer Pustertaler Bäuerin mit Puschtererhut und Henkelkorb zunicken, die sich vor einem Wärter durch die Verwundetenbetten durchzwängt.

„Da liegsch ja, Bua", sagt dann die Mutter, etwas atemlos, vielleicht ein wenig erschrocken, wie sie neben mir steht und mir ihre harte abgearbeitete Hand gibt.

Diese liebe schwielige Hand.

Ist sie älter, herber geworden, die Mutter?

Warum redet sie denn sonst kein Wort?

Nur ihre Augen, diese ruhigen braunen Augen sehen merkwürdig furchtsam auf mich, so wie ich sie bei der Mutter noch niemals gesehen habe, richtig angstvoll schauen sie mich an, — jawohl, angstvoll.

Aber warum nur?

Ach, da fällt es mir erst ein. Ich bin auch ein rechter Trottel.

„Muatterle, s'isch lei oan Bajonettstich in der Kniehöhln, — lei oan oanziger Stich. S'war halt der Blutverlust, der mi so viel herg'nommen hat, ja, lei dersell."

Doch die Mutter sieht mich noch immer ungläubig forschend, noch immer sorgenvoll an.

Ich verstehe.

Ein Mutterauge will erst sehen, will sich erst selbst davon überzeugen, ob es wirklich „nur ein Bajonettstich in der Kniehöhle" ist!

Grad will ich mich abdecken und meiner Mutter das eingebundene Bein zeigen, da kommt mir Schwester Olga zu Hilfe.

„Grüß Sie Gott, liebe Frau", sagt sie freundlich zur Mutter und gibt ihr die Hand, und dann zu dem Wächter, der wohl neben der Mutter stehen geblieben ist, um aus ihrem Henkelkorb ein paar „Kräpfchen" zu erben, die auch mir schon wohlriechend in die Nase steigen.

„Rosezky, holen Sie einen Stuhl für diese Frau, na... und schon!"

„Wie ein Korporal", denke ich und höre nun, wie die Schwester der Mutter sagt, daß ich in acht Tagen wohl wieder laufen können werde. Die Mutter dankt jetzt schön dafür, daß die Frau Schwester den Militaristen mit der Botschaft habe bei ihr zukehren lassen, und will — „Um Gotteswillen, aber Muatter, was tust' denn!" — die wär ja — der Schwester — einen Gulden! in die Hand drücken.

Die Gräfin tut so, als sähe sie nichts, und wird dabei doch im Gesicht über und über rot. So bleibt die Mutter mit dem Geld in der Hand hilflos stehen und weiß nicht recht, wem sie's nun geben soll. Die Soldaten und Schützen kichern unter den Decken, und mir ist's als gösse man literweise siedendes Wasser über meinen Schädel.

Da kommt gerade der Wächter mit dem Stuhl und stellt ihn neben der Mutter etwas mürrisch hin.

Den Augenblick benützt die Schwester, um sich umzu-

drehen und einen Verwundeten anzusprechen, der eben versucht, sich im Bette aufzusetzen.

Die Mutter steht noch immer mit dem Geldstück in der Hand da — — — schaut zu mir her und dann auf den Soldaten und drückt endlich, wie erlöst, dem böhmischen Dickschädel von einem Rosezky den Gulden in die Hand. Der grinst, sagt „Danke scheen!" und reibt sich das Silberstück vergnügt an der Hose.

„Muatta, aber Muatta, ös derft ja koan Soldat'n a Geld geb'n. Erscht recht net der Schwester Olga. Söll isch ja a herrische, a Gräfin!"

„Braucht sie aa net zu schamen, von oan ehrlichen Bauernmensch oan Gulden zu nehmen", meint die Mutter verstimmt und setzt sich zu mir.

Gott sei Dank, daß die Schwester schon ins Nebenzimmer geeilt ist und das nicht zu hören brauchte.

„Muatta, hasch di wohl sehr g'sorgt um dein Buab'n?"

„Bua", macht die ernste Frau und redet weiter: „Bua, wia ih g'heart hab, daß es die troff'n hat, isch wohl a arger Schreck in mir g'wes'n. Aber i han dem heiligen Antonius es wohl versproch'n, daß i a neuche Statuentruchen in der Kirch'n mach'n laß, wann es guat ausgeht mit dir, und jetzt werd es ja wohl so sein, wenn die Schweschter a aso gred't hat."

Ich bin der Gräfin-Schwester ja so dankbar, daß sie mir die Mutter herbestellt hat. Nur weiß ich gar nicht, woher die Schwester wußte, daß ich da drüben über den Wiesen zu Hause sei. Da mußte wohl einer der Schützen —

„Ja", fangt die Mutter dann wieder zu sprechen an, „ja, Bua, s'isch der Sumerer g'wes'n, der die Botschaft der Schwester z'wegen deiner g'sagt hat, i han für ihn a eppes mitgebracht."

Der Sumerer ist eben aufgewacht und macht runde Augen, wie er die Mutter sieht.

„Grüaß di Moidl“, grüßt er freundlich herüber und schmunzelt ein wenig. Im stillen bitte ich ihm in dem Augenblick nochmals alles ab, was ich seit der Jaklgeschichte gegen den alten Metzger gehabt habe.

Die Mutter nickt ihm zu, nimmt den Korb auf den Schoß und packt ihre Geheimnisse aus. Erst kommt ein leinenes Hemd für mich aus dem Henkelkorb, dann ein Paar neue Wollsocken und ein lederner Tabaksbeutel mit einem Päckchen Knaster für den Sumerer. Aus einem Tüchel wickelt sie fünf Kronen und legt mir diese behutsam auf das Bett.

„Mußt' sie lei guat verschteck'n, die Kroanlan“, meint sie, „san net so viel sicher beim Militär, sell woaß i no vom Vater her.“

Und dann erscheinen Stücke duftiger, braungebutterter Krapfen, so richtige schmalzige Türtelen, wie wir Hochpustertaler sagen, in ihrer Hand. Ich bekomme den größten. Dann gibt sie dem Sumerer einen, und auch der Christl, der in seinem Bett aufgesessen ist und traurig zu uns herüberschaut, geht nicht leer aus. Freilich, der Christl — der hat keine Mutter mehr, auch keinen Vater. Er ist ein uneheliches Kind und beim Müller im Unterdorf großgezogen worden. Dort hat der Berger Christl wohl auch mehr Schläge gesehen, als Liebe, und darum ist er auch so einer geworden, der immer gegen alles reden tut, was uns anderen als gut und hergebracht erscheint.

Da sitzt nun die Mutter und gibt jedem Stück um Stück zu essen, — auch dem Pittschneider wollte sie etwas hinübergeben. Der aber liegt wieder ganz starr da und redet kein Wort.

„Weiß es die Kathi?“ frage ich leise die Mutter.

„Armes Christenmensch“, flüstert die, „freila weiß sie's!

Die ersten Tag hat sie wie irr geredet, als sie's g'hört hat. Der Pfarrer hat ihr wohl ernst zug'sproch'n und sie ermahnt zu Gottvertrauen und Sichstarkzeigen. Jitzt isch sie wohl ruhiger g'word'n. Sie will in der Spitalkuchel in Bruneck in Dienst als Helferin. Wird wohl g'nommen werden, weil sie's kochen guat versteht, die Kathl."

„Und sonst im Dorfe, wie geaht's?"

„Ja, wia's halt geahn soll, Bua, — I sag dir's liaber gor net, wia's sö mit uns Weibsleut'n treib'n, die Herren von der Bezirkshauptmannschaft."

„Was tian sie", fragt der Sumerer unruhig dazwischen.

„S' Viech' nehmen sie uns weg, die bescht'n Stück, ohne oan Verstand, lei auf's Ansehen hin. Ob's a kalberte Kuah is oder net, söll isch ganz gleich. Sem kimmt einfach oaner mit'n neuchen Gendarm, der statt'n Wachtmeister Keller jetzt da isch, sucht sich's schönste Stück außer und nachher hilft koa Bitt'n und Gegenred'n net. Uns haben sie die Liesl, die Kalbin von der Braunscheckat'n, ah g'nommen!"

„Was, die Kalbin!"

Ich bin niemals ein großer Bauernjunge gewesen und habe immer mehr Sinn fürs Studieren gehabt als für den Kuhstall, — kein Wunder, bekam doch mein Bruder sowieso den Hof, aber jetzt, wo ich Schütz und noch dazu verwundeter Schütze war, jetzt kam ich mir doch als verantwortlich und als Ratgeber der Mutter vor. Aufgeregt drang ich weiter in die sonst so zurückhaltende Frau.

„Ja, sie san halt einfach einikemmen mit oan roten Zettel und hab'n mir die Kalbin g'holt. Wann sö wenigstens die zwoa Öchseln g'holt hatt'n, die i aufzügelt hab, oder dö Kalbin, die übers Jahr gekalbert hätte. Sie schad'n sich ja selbigst, wenn sie uns die Küah vom nachsten Jahr wegnehmen und die Öchseln stiahn lass'n!"

In uns allen hier war plötzlich eine dumpfe Wut. Da ar-

beiteten diese armen Mütter und Frauen mit Sorgen und wirklicher selbstloser Opferwilligkeit Tag für Tag, Woche für Woche, um das Besitztum des Volkes, der Nation ersprießlich zu erhalten, und da kam so ein unverantwortlicher Amtsschimmelmensch und nahm dem eigenen Volke in der schweren Notzeit das, was es für weitere kommende schwere Zeiten brauchte, und ließ das Unproduktive zurück.

„Schlacht'n tun sie das Vieh eh net", brummte der Sumerer.

„Sö treibens tagelang, ohne zu melken, bis Bruneck und Brixen", antwortete die Mutter, „und nachher, wenn eahnen die Viehcher auf der Straß'n umfall'n, schlagen sö se. Söll soll dann guat und nützlich sein! A Jammer isch's, dö Viehschinderei anzusech'n!"

Ich hörte auf. So erbittert hatte ich die Mutter noch nicht gehört.

„Ja und Einquartierung isch a da, von dö Boarischen. Net amol frag'n tuan dö, wenn sie eppes forttrag'n woll'n. Mir hab'n sö vorgeschtern n' beschten Leiterwag'n ein-g'spannt und san damit einfach durchg'fahr'n. I bin zum boarischen Hauptmann aufs Kommando zum ‚Stern' gang'n und hab um den Wag'n gebittet, weil wir ihn für's Heueinfahren brauchen. Da hat derselbige lei g'lacht und g'moant: ‚Nennen Sie mir die Leute, die den Wagen fortgenommen haben: ich werde sie dann bestrafen!' — Bestrafen! Heiliger Josef, was hab i schon, wenn der deitsche Hauptmann seine Soldaten bestraft! Besonders wenn i die Leit gar net kenn und uns das Heu im Felde verfault!"

„Dazu brauch'n mir koane Verbündeten net hier", sagt der Sumerer ernst. „Alles söll'n sie hab'n, aber unsere Weibsleut dahoam soll'n sie in Ruah arbeiten lass'n. Teifel, zu was san wir denn oben auf der Grenz, wenn's im Dorf drin so zuageht!"

Ich will die Mutter beschwichtigen.

„Muattel, schau“, sage ich, Muatta, der Krieg isch halt immer a schwere Zeit, und wegen oan Wagen, den die Soldaten fortg'nommen hab'n, woll'n mir net lang schimpfen. Besser der Wagen fort, als die Wallischen im Dorf.“

„Hast recht, Bua“, gab die Mutter gutmütig zurück und erzählte nun fast lächelnd, daß die bayrischen Reiter, deren acht sie mit ihren Pferden im Stall habe, ihr gestern die ganzen Kühe ausgemolken hätten. Als sie im Stall gar bös geschimpft und mit Anzeige beim Leutnant gedroht hätte, hätten die Soldaten sich sofort erboten, ihr dafür das Heu vom Felde einzufahren. Jetzt erinnerte ich mich auch, daß ich gestern nachmittag vollbeladene Heuwagen im Trab auf unseren Hof fahren sah. Ich hatte mich noch gewundert gehabt und es dem Sumerer erzählt.

„Wart, der Sepp, der wird's aber von uns z'hören bekommen“, sagte der Christl auf seinem Bett und schob schmalzend ein neues Türtele hinters Gebiß.

„Schwer isch's ja“, sagte die Mutter, „aber wißt's, Buab'n, — solange ös no g'sund bleibt, woll'n mir ja all's aushalt'n mit Gott's Hilf. G'freut hat mi lei, daß der Loisl es so guat getroff'n hat.“

„Der Loisl?“ — mein Bruder — frug ich neugierig die Mutter.

„Bua, hasche söll net g'hört durch'n Jörgl?“

Nichts hatte ich gehört. Wann hatte auch der Jörgl jemals eine Botschaft richtig ausgerichtet.

„Der Loisl isch Pferdebursch beim General in Trient word'n. Wie sie ausg'ruckt san, nach Lavarone oder wia's heißt, aufa, da hat's am erschten Tag den Burschen vom General troff'n, und nachher isch der Loisl glei zurück zum General.“

Ich wollte der Mutter ja keine Hoffnung zerstören. Drei

Betten von uns lag der Pferdebursch unseres Generals mit einer schweren Magenverletzung, die er durch den Schlag seines Generalpferdes erhalten hatte.

Im Krieg erwischte es auch gerade die Leute mit dem Versicherungsschein in der Tasche oft plötzlicher als ihre Kollegen von der Feuerlinie. Ob die Verletzungen von der Kugel oder einem Pferdehufe herrührten, blieb sich für das „Fallen vor dem Feinde" schon gleich. Immerhin, der Loisl lag in Trient, und dort mußte ihn ja nicht dasselbe Mißgeschick erreichen, wie seine Kollegen hier bei uns.

Wie der Krieg doch so manches ändert. Ich, der jüngere, der Standschütz, war gegen ihn, den Kaiserjäger, nun schon ein erfahrener Feldsoldat. Aus war's mit der Überheblichkeit des Älteren, des Hoferben, der auf das „gschtudierte Bürschl" immer heruntergeschaut hatte.

Wie würde doch Professor Aman jetzt sagen! ‚Er hat sich mit dem Blute der auserkorenen Helden das Erstgeburtsrecht vor dem Pferdehüter erkauft!'

Mitten in diese schülerhaften Gedankengänge brüllte plötzlich einer von der Gangtür in den Saal hinein.

„Habt Acht!"

Der Christl verschwand unter seinem Bettzeug bis zur Nase und würgte gerade noch an seinem Krapfen, der Sumerer brummte nur noch „Tut's den Korb weg", dann tat er, als ob er niemanden kenne und starrte gerade auf die Decke. Die Mutter saß unruhig um sich sehend neben mir und frug mich erschrocken:

„Ja, was isch denn jetzt?"

Da schrillte schon die uns allen so verhaßte Stimme Benkovskys, des tschechischen Stabsarztes, in den Saal.

„Wer ist denn dieses Bauernweib dort am Bett?"

Einen Augenblick war alles mäuschenstill, dann klang Schwester Olgas Stimme ruhig und bestimmt aus dem klei-

nen Zimmer, das die beiden großen Säle miteinander verband.

„Die Mutter eines jungen Standschützen, die ich hierher kommen ließ, Herr Stabsarzt!“

„Frau Gräfin, ich bitte Sie dringend, Ihre Eigenmächtigkeiten meinetwegen im Zivilleben nach Belieben durchzuführen. Augenblicklich haben wir Krieg und dieser Ausnahmezustand bedingt vollkommenes Befolgen der Befehle auch von Seiten der Damen der Aristokratie, die im Dienste des Roten Kreuzes stehen!“

„Tagwache!“

Ein Korporal kam den Gang entlanggestürmt und pflanzte sich vor dem Oberstleutnant auf.

„Zu Befehl!“

„Wer hat diese Person dort hereingelassen?“

„Ich weiß nicht, Herr Stabsarzt!“

„Was, du weißt nichts, du Schwein?“

Klatsch, saß dem Korporal eine schallende Ohrfeige im bärtigen Gesicht.

„Na so was!“ sagte die Mutter ganz laut. Uns allen krampften sich die Fäuste unter den Betten.

„Herr Stabsarzt, ich werde Wege finden, diese Mißhandlung eines österreichischen Soldaten höheren Orts bekanntzugeben!“

Das war die Gräfin!

Alle Soldaten, Tiroler, Ungarn, Serben und die Wärter hätten in diesem Augenblick auf einen Wink den tschechischen Stabsarzt gelyncht, wenn sie es gekonnt hätten. Aber wir waren ja nichts anders, als arme zerschossene Kerle, die das Maul halten und nochmals das Maul halten mußten. Die einzige, die für uns Soldaten des Kaisers hier eintrat, war eine Frau, eine hochgeborene vornehme Frau, die sich sicher-

lich der ganzen Folgen bewußt war, die sie durch ihre Worte heraufbeschworen hatte.

Sie stand hochaufgerichtet vor dem Offizier, der die Orden des Kaisers auf der Brust trug und einen Soldaten des Kaisers geschlagen hatte. Der Stabsarzt war selbst bleich geworden.

Sehr, sehr bleich.

Die zwei Ärzte und der Sanitätsfeldwebel, die hinter dem Stabsarzt miteingetreten waren, bissen sich verlegen auf die Lippen.

Die Mutter saß steif neben mir aufgerichtet und sagte kein Wort. Nur das Zittern ihrer Hände verriet die furchtbare innere Erregung.

Da sagte der Stabsarzt endlich:

„Schwester Olga, Sie begeben sich augenblicklich auf Zimmerarrest. Das weitere wird veranlaßt! Herr Leutnant Loewy, begleiten Sie die Schwester."

„Zu Befehl!" machte der Assistenzarzt und folgte schweigend der Schwester, die meiner Mutter freundlich zunickte und dann ohne ein weiteres Wort am Stabsarzt vorbei und aus dem Saal ging. Kaum war sie draußen, da kam der Tscheche schon mit Sporenklirren an mein Bett.

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen, sonst lasse ich Sie hinauswerfen, Sie Tiroler Frauenzimmer! Natürlich, Dreckfressen hat sie dem Kerl da auch mitbringen müssen — und du Schwein", brüllte er den Korporal wieder an, „du Schwein weißt natürlich auch davon nichts! Ich werde euch Gesindel Disziplin lehren. Morgen zum Rapport. An die Front gehört der Viechskerl. Also schon weiter mit Ihnen da, wird's bald!"

Die Mutter hat mir nicht einmal die Hand geben dürfen.

In seiner Wut packte der tschechische K. u. k. Stabsarzt den Korb und die Wollsachen der Mutter selbst mit seinen

dicken fleischigen Fingern und warf alles auf den Boden. Dann stampfte er wie ein Wilder mit den Füßen darauf herum.

Das war der Mutter zu toll.

„Schamen soll'n Sie sich — van Christenmenschen net amoll seine Wunden zuzudecken lass'n! Dafür bluten unsere Buab'n net da draußen auf die Berg, Herr Doktor, na dafür net!"

„Hinaus — hi — naus!" brüllte der Stabsarzt.

Sein Arm holte eben aus, als wollte er der Mutter einen Stoß geben, da war's aus mit meiner Zurückhaltung, die ich bisher tatsächlich zähneknirschend bewahrt hatte. Außer mir schrie ich in den Saal:

„Herr Stabsarzt — lassen Sie — lassen Sie meine Mutter!"

Wieder war einen Augenblick lang alles totenstill.

Dann sah mich der dicke, aufgeschwemmte Kerl hinter seinem Zwicker bös und tückisch an und sagte:

„Zwei Tage halbe Ration. Das soll für dich genügen, du Lauskerl. Wärest du nicht Standschütze und noch naß hinter den Ohren, ließe ich dich standrechtlich erschießen, — so bekommst du das da —"

Und schon knallte mir eine Ohrfeige mitten ins Gesicht, quer über die rechte Wange bis herauf zu den Augen, daß es mir eine Minute lang rot und grün vor den Augen flimmerte.

Irgendwo hörte ich die Mutter sagen:

„Dös werd'n wir uns merken, dös ist a Schand, van Verwundeten —"

Dann war auch das vorüber.

„Habt Acht!" brüllte eine Stimme. Anderes Stimmengewirr verlor sich in den Gängen.

*

Als ich wieder die Augen aufmachte, stand der Bayernsepp vor meinem Bett und sah mich mit seinen treuherzigen Augen beinahe mitleidig an.

„Sepp!"

„Tut dir nix", sagte er ganz ruhig, „net dran denken, — wirst scho no amoll mit Tschech'n draußt z'samm kommen. Denen gibst die Ohrfeig'n von dem da z'ruck."

„Dö Watsch'n von dem Schwein wird sich no räch'n", hörte ich jetzt den Sumerer, „i sag's dem Anderl, bald er wiederkimmt."

Mir brannte, brannte die Schande im Gesicht wie Feuer.

Verwundet, verwundet, weil ich gefochten hatte wie jeder Soldat, und geschlagen, jawohl, — als Soldat und Student ins Gesicht geschlagen, — weil — weil — ich meine Mutter nicht hinauswerfen lassen wollte.

Das war zuviel.

Sobald ich wieder zum Bataillon einrückte, wollte ich eine Meldung machen, eine Meldung — und wenn sie bis zum Kaiser ging. Der Kaiser, ob der wohl wußte, daß ein tschechischer Stabsarzt die verwundeten Tiroler ohrfeigte!

Ich glaube, der Christl behält doch recht!

Wären wir Deutsche doch allein an dieser Front.

So nimmt das kein gutes Ende! — — —

Die Kameraden reden mir zu, ich solle die Ohrfeigengeschichte bei sich bewenden lassen.

„Kriegst do koa Recht net, bei dö da", meint der Christl.

*

Der Sumerer ist gestern aus der Spitalbehandlung entlassen worden. Wie er mir die Hand gab, sagte er zu mir:

„Brauchst di net schamen, Tonele, wenn's a unsriger Offizier g'wes'n war, der dir die Watsch'n geben hat, — wär es eppes gar args g'wes'n. Aber von dem da —" damit meinte

er wohl den Tschechen — „von dem da ist's koa Schand, und wenn erscht die Sache mit der Schwester Olga auskimmt, nachher gibt's a noa Recht in Österreich."

*

Die Schwester Olga ist seit dem Wortwechsel mit dem Stabsarzt ein einziges Mal noch bei uns gewesen. Im Reisekleid. Sie hat von uns allen Abschied genommen. Jedem gab sie die Hand, auch den stillen Serben und Ungarn, die immer vor sich hinstarren und kein Wort reden. Eigentlich haben es die armen Teufel doch auch schwer hier. Sie sind österreichische Soldaten, und doch reden die anderen Kameraden, die die gleiche Uniform wie sie selbst tragen, kein Wort mit ihnen. Jeder betrachtet sie als Fremdlinge, ist mißtrauisch und grob gegen sie. Sollen sie denn mit Hingebung für uns hier in Tirol kämpfen? Nur die Schwester war auch gut mit ihnen. Darum haben ihr einige Verwundete tatsächlich beim Abschiednehmen die Hand geküßt. — Es ist ihr wohl sehr schwer gefallen, das Fortgehen. Aber es ging eben nicht anders, nach dem Auftritt mit dem Stabsarzt. Die Wärter sagen, daß es im Dienstzimmer des Stabsarztes einen fürchterlichen Krach gegeben habe. Der Arzt und die Schwester hätten abwechselnd miteinander furchtbar geschrien, bis die Schwester zu ihm gesagt haben soll, sie werde alles genau dem Kaiser erzählen, die Geschichte mit dem Heinrich und dann, daß er mich geohrfeigt hätte und daß der Kaiser solche Offiziere nicht brauchen könne, die die Achtung vor dem Offiziersrock bei der Mannschaft zerstören würden. Der Stabsarzt sei dann immer stiller geworden, aber die Schwester hätte nicht nachgegeben und ihre Papiere verlangt. Sie bekam sie auch sofort, denn sie war keine gewöhnliche Schwester, sondern ganz freiwillig und auf eigene Kosten bei uns. Sie soll direkt von uns zu ihrem Mann, der ein hoher Offizier beim Kaiser in Wien ist, ge-

reist sein. Mir hat sie lange die Hand gedrückt und dann übers Gesicht gestreichelt, wie sie Abschied genommen hat. „Machen Sie sich nichts draus, Bruggler, denken Sie an Ihren Hauptmann und den Fähnrich, von dem Sie mir erzählt haben. Die hätten Sie gewiß nie geschlagen, nicht wahr."

Freilich — die lagen vorne mit uns zwischen den Steinen und im Schutt und Feuer. Dort draußen gab es eben keine Stabsärzte aus Beneschau, sondern nur Kameraden.

So will ich also nicht zum Rapport gehen und die Sache nur meinem Hauptmann erzählen. Nicht wegen mir, aber darum, daß so etwas nicht noch einmal vorkommt. Ein anderer würde am Ende zurückschlagen, und das kann ihm heute das Leben kosten.

Wir sind ja im Krieg.

Lange haben wir alle der Schwester nachgeschaut, wie sie mit ihrer hohen schlanken Gestalt zwischen den Betten durchschritt, da und dort Hände drückte und noch rasch einem Ungarn das Kissen zurechtrückte. Sie war eine echte Aristokratin.

Inzwischen haben der Christl und ich statt dem Sumerer einen neuen Bettnachbarn bekommen. Einen von einer besonderen Truppe.

Einen Italiener.

Er heißt Luigi Ginetti, ist Korporal im Bataillon Belluno des 7. Alpiniregiments und von Beruf Metalldreher aus Mailand.

Er hat einen prachtvollen Kopf, so einen richtigen Italienerkopf mit großen ausdrucksvollen Augen und einem schönen schwarzen Vollbart.

Wenn er spricht, rollt er die Augen und das „R".

Als sie ihn vorgestern brachten, lag er zuerst ein paar Stunden mit seinem zerschossenen Arm ganz mäuschenstill

da und getraute sich nicht zu mucksen. Wir hielten ihn für einen Slawen oder Ungarn, bis dann der Wärter kam und seinen Namen mit der Regimentsnummer über sein Bett schrieb.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, plötzlich neben einem „Feind" zu liegen.

Vor einigen Monaten sind sie hier bei uns noch als Arbeiter und Pfannenflicker aus und eingegangen. Der alte Costella, der Obsthändler, aus Belluno und der italienische Baumeister Peretti aus dem Dorf waren trotzdem immer unseresgleichen und dieselben Leute wie der da. Diese beiden sollen interniert worden sein. Nun liegt da auch so einer von denen, die man früher eigentlich immer ganz gutmütig und ein wenig von oben herab als Wallische angeschaut hat, und ist unser Feind.

Was doch der Krieg alles macht.

Freilich, wir Tiroler haben ja keinen Krieg gewollt. Den Wällschen da drüben hat kein Mensch etwas zuleide getan gehabt. Daß sie plötzlich bei uns einbrechen wollten, ist nur ihre Schuld, und wenn wir uns wehren, so ist das unser gutes altes Tirolerrecht! Das werde ich dem Luigi Ginetti da auch gelegentlich ruhig sagen!

Wie wir also merken, daß ein Italiener zwischen uns lag, ging überall eine Unruhe und Neugierde im Saale los. Jeder wollte ihn sehen und mit ihm sprechen. Das merkwürdige ist, daß keiner ihm vielleicht etwas gegen Italien sagen wollte, oder dergleichen mehr, was ihn kränken konnte. Jeder, der an seinem Bett vorbeikommt, nickt ihm gutmütig zu oder lächelt ihn an.

Er hat wohl anfänglich eine Todesangst gehabt, als sie ihn brachten. Denn jedesmal, wenn einer an sein Bett kam, fuhr er unruhig auf und warf sich hin und her.

Ich kann vom Gymnasium ganz leidlich italienisch und sprach ihn deshalb an.

Als er meine ersten Worte hörte, verklärte sich ganz plötzlich sein Gesicht.

„Sei italiano?" frug er mich ganz unvermittelt. Ob ich ein Italiener wäre.

„Come italiano?" frug ich zurück. „No, tirolese." Wieso Italiener? Nein, Tiroler.

„Si, si, Tirolese, ma italiano del Trentino."

Ach so! Er glaubte, ich sei Welschtiroler aus dem Trentinischen.

„Ma che, Tirolese di questo paese qui" — und dabei zeigte ich zum Fenster hinaus auf mein Heimatsdorf.

Er schüttelte den Kopf.

„Dunque Trentino?"

Was meinte er damit? Ich hatte ihm gesagt, daß ich Tiroler aus dem Dorf hier sei, und er erwiderte drauf, daß ich also doch Trientiner sei.

„No tedesco, Tirolese, qui tutti Tirolesi!"

Nein, Deutscher, Tiroler, hier alles Tiroler!

Er lächelte ungläubig.

„Ma qui é il Trentino!" Hier ist das Trentino.

O armer Professor Amann. Wenn er das gehört hätte!

Was hatten die Burschen doch für geographische Begriffe.

Später habe ich dann die Erklärung erfahren.

Man hatte ihnen eingetrichtert, daß jenseits der Front das italienische Trentino läge — das auf die Erlösung durch die italienischen Waffen harre.

Wir hier und Erlösung durch die italienischen Waffen!

Er und seine anderen verwundeten Kameraden in den anderen Sälen werden wohl bald ihren Irrtum einsehen, sobald sie geheilt entlassen werden und durch das Dorf zum Bahnhof marschieren.

Vorläufig ist es freilich noch lange Zeit bis dahin, denn er hat einen Querschläger im linken Oberarm. Der Arm ist

furchtbar geschwollen, denn seinem Mienenspiel nach muß er furchtbare Schmerzen haben. Ich frug ihn danach.

„Proiettile Dum-Dum!" sagte er mit einem plötzlichen Haßblick auf mich, und wild rollten mich seine großen Augen bei diesen Worten an.

Ich lächelte ungläubig. Bei uns schoß keiner mit Dum-Dum-Geschossen.

Ich hätte ihm etwas anderes erzählen können. Im gleichen Saal lagen vier Ungarn mit fürchterlichen Brand- und Einschußwunden. Diese Wunden kamen von den Einschußpatronen her, mit denen die lieben Landsleute des Herrn Ginetti auf unsere Soldaten schossen und die wegen ihrer doppelten Pulverladung die Kugeleinschüsse schrecklich verbrannten, weil die Einschußpatronen mit Aufschlagzündern versehen waren, um die Distanz der Einschläge zu kennzeichnen.

Aus dem Querschläger machte Herr Ginetti dagegen ein Dum-Dum-Geschoß.

Wenn jeder italienische Soldat aus einem Querschläger ein Dum-Dum-Geschoß macht, dann nimmt die Lügenpropaganda über uns ja kein Wunder! Dazu kommt aber noch etwas viel Ärgeres.

Man sollte sich eigentlich darüber gar nicht ärgern, weil es viel zu lächerlich ist, und wenn der Krieg einmal zu Ende sein wird, dann werden wohl auch die Menschen nicht weiter an diese ungeheuerlichen Auswüchse der Kriegspsychose glauben.

Als die Wärter heute nachmittag kamen, um Ginetti zur Operation zu holen, ereignete sich folgende eigentümliche Szene:

Ginetti begann schrecklich zu schreien, laut zu schreien:

„Mamma, Mamma — no — no!" Mutter — nein, nein!

Alles horchte neugierig auf, denn unsere Verwundeten liegen meistens still und ruhig da. Das leise Wimmern und vor sich Hinreden kann man wenigstens nicht mit dem tatsächlichen Gebrüll des Italieners vergleichen, der lauter schrie als selbst die armen Menschen, die drinnen im Operationszimmer unter den Messern der Ärzte plötzlich laut aufbrüllten.

Ich suchte Ginetti zu beruhigen und sagte:

„Cito, cito, ti portano all' operazione!"

„No, no — mi amazono, lo so, lo so!" schrie er immer lauter.

Das hieß: Nein, nein, sie bringen mich um, ich weiß es, ich weiß es!

Das war doch zu lächerlich.

Der Christl, der Bayernsepp, der gerade hinzugekommen war, und wir alle schlugen ein dröhnendes Gelächter auf.

Was dachte denn der Italiener von unseren Ärzten. Die mußten ja furchtbar verhetzt worden sein drüben.

Die beiden Wärter, Rosezky und ein Wiener, ließen sich jedoch auf die Verzweiflungsgebärden des armen Ginetti gar nicht ein. Rosezky packte ihn roh bei beiden Beinen und riß den nun wirklich vor Schmerz Aufstöhnenden einfach mit einem Ruck vom Bett. Der andere, Neumeier hieß er, packte den laut Aufbrüllenden unterm Arm und am Kopf und nun warfen sie ihn auf die Tragbahre, daß es nur so in den Gurten krachte.

Immer noch schreiend, ließ Luigi sich dann unter den Flüchen und derben Späßen der Wärter forttragen.

Es war entsetzlich und doch maßlos lächerlich, dieses Schreien.

„Mamma, Mamma — mi amazono!"

Als er wieder hereingetragen wurde, lag er friedlich auf seiner Bahre und schlief dann weiter im Bette.

Spät abends, als der schwarze Kaffee gereicht wurde, wachte er auf.

Der Christl beugte sich spöttisch zu ihm herüber und fragte in seinem Kauderwelsch:

„Niente kaputt?"

„Niente", sagte Luigi ganz leise und lächelte.

„Perche avevi paura di venir amazato?" Warum hattest du Angst, umgebracht zu werden, frug ich.

„L'avevano seritto i nostri giornali!"

Unsere Zeitungen haben das geschrieben.

Eine solche Niederträchtigkeit!

Luigi ist organisierter Sozialist. Er schimpft furchtbar auf den Krieg und den König und sagt immer, das italienische Volk habe den Krieg niemals gewollt.

„L'Italia é povera" — Italien ist arm, meint er immer.

Nun darf man diesen Beteuerungen und Schimpfereien nicht allzuviel Wert beilegen, denn ich glaube, daß Luigi immer ein Stückchen Angst hat, er fürchtet, für seine Nation hier büßen zu müssen, und traut natürlich keinem.

Er behauptete, sie seien auf den Krieg gar nicht vorbereitet gewesen und hätten geglaubt, daß an der österreichischen Grenze alles voller Fronttruppen aus Rußland stände.

Die Leute leben eben nicht einer Idee, wie wir Tiroler. Das heißt, sie haben eben nicht buchstäblich ihre Gemeinden zu verteidigen wie wir, darum können sie auch nicht kämpfen, wie wir es tun müssen.

Der Ausgang des Feldzuges interessiert ihn gar nicht.

Ich bin Arbeiter — sono operaio — wir finden überall Arbeit und Brot, il lavoro é internazionale — die Arbeit ist international — meinte er.

Sicherlich. Aber heute ist der Krieg ja auch international geworden. — — —

Der Stabsarzt sieht mich jetzt immer eher freundlich an, wenn ich zur Behandlung in das Operationszimmer komme.

Ob er es bereut, daß er mich geschlagen hat?

„Dem kleinen Standschützen können wir wohl acht Tage Erholungsurlaub verschreiben. Die Wunde heilt ja ganz schön", sagte er heute bei der Behandlung.

Ob er fürchtet, daß ich Meldung mache?

Morgen geht der Christl ab. — Ins Rekonvaleszentenheim nach Bruneck. Dann bin ich der letzte.

Der Pittschneider wurde gestern auch verladen. „Nach Innsbruck", sagte der Wärter. Der Pittschneider hat in diesen drei Wochen kaum zehn Worte gesprochen. Es wurde immer schlechter. Ich glaube, der erlebt in Innsbruck auch nicht mehr viele Tage.

Der Abschied vom Christl ist mir sehr schwer gefallen.

„Grüaß di Tonele", sagte er. „Werden uns wohl beim Batt'lon wieder sehen und vergelt's Gott, daß du immer a guats Wort für mi g'habt hasch."

Eigentümlich, daß diese wenigen Worte mich doch so rührten. Ich habe ihn doch vom Dorf her gekannt und bin mit ihm in der Volksschule zusammen gewesen unterm Lehrer Bauer. Aber nahegekommen sind wir uns eigentlich erst seit jenem Abgang aus der Stellung.

Ich weiß jetzt auch, warum der Stabsarzt so auf rasche Heilung der Wunden drängt. Der Bayernseppl hat es mir gesagt. Sie erwarten einen neuen großen italienischen Angriff. In Welschtirol unten soll es schon heiß zugehen. Alle Angriffe seien aber bisher abgewiesen worden.

Jetzt, wo ich schon auf und abhumpeln kann, interessiere ich mich auch wieder für den Krieg.

So sollen also die Betten möglichst rasch freigemacht werden. Für neue Verwundete. Dann wird es wieder losgehen

hier. Aus einem Bett ein Toter heraus und in das noch blutige Leintuch ein Lebendiger wieder hinein. Bis der wieder herausgeworfen wird und unten auf den Leiterwagen mit Stroh kommt, mit dem sie die Toten ins Dorf hinauf zum Viertler führen. Der Viertler hatte früher eine Tischlerei und Möbelfabrik. Jetzt bauen sie bei ihm Särge.

Das geht alles so gleichförmig, so furchtbar eintönig. Lebendig — tot, lebendig — tot — marsch!

Keiner redet davon. Jeder sieht es, fürchtet dasselbe für sich und raucht darüber schnell verstohlen eine Zigarette. Bis er fürs Rauchen gelegentlich wieder eine Ohrfeige vom Stabsarzt fängt. Dann hat er wieder Zeit, darüber nachzudenken. Über die Ohrfeige oder das Sterben — es ist beinahe gleichviel unbedeutend.

Die italienische Offensive hat früher eingesetzt, als es erwartet worden war. Wir schliefen alle, als mitten in der Nacht vor der Lazarettauffahrt ein starker Lärm entstand, der alle Leichtverwundeten auffahren ließ.

Ein Gewirr von Stimmen, das Rollen von Rädern und Laternenschimmer kam bis zu uns hinauf.

Gleich darauf wurde es auch in allen Gängen lebendig.

Der unverkennbare Schritt schwertragender Männer verriet sofort die Ursache des späten Lärms.

Sie brachten Verwundete.

Die Wärter kamen in die Säle und weckten alle auf.

Auch die Ärzte waren plötzlich da. Nur der Stabsarzt nicht.

Sie schoben mit den Wärtern die Betten der Schwerverletzten hin und her, rückten immer zwei und zwei aneinander, um Platz zu schaffen.

Dann wurden einfach Strohsäcke und Matratzen auf den Boden geworfen.

Der Sanitätsfeldwebel kam zu uns heran und befahl uns allen aufzustehen.

„Platz für die Schwerver——wundeten, auf marsch!"

„Wohin sollen wir denn?"

„Maul halten! Das wirst du Rotzbub schon früh genug erfahren!"

Der Herr Sanitätsfeldwebel Nathan hatte wohl noch nicht im Feuer gestanden, ein Frontoberjäger hätte zu einem Verwundeten nicht „Rotzbub" gesagt. Sicher nicht.

Wir zogen uns verärgert und müde an.

„Bruggler, legen Sie Ihre Sachen zu dem Italiener aufs Fußende — wir müssen Ihr Bett auch haben."

„Zu Befehl, Herr Assistenzarzt!"

Der Leutnant Loewy hatte schon mit Rosezky mein Bett erfaßt und ließ mir gerade noch Zeit, meine Kopfkissen-habseligkeiten auf Luigis Bett zu werfen. Der sah mich mit seinen Kastanienaugen groß und fragend an.

„Cosa vogliono? — Was wollen die —?"

„Nuovi feriti — Neue Verwundete", sagte ich.

„Tanti — so viele?"

„Si — tanti! Ja, so viele!"

„Povera gente! Arme Leute!" machte er noch und schüttelte den Kopf.

Ja, arme Teufel.

Draußen am Gang standen die Wärter und Trainsoldaten, Bahre hinter Bahre haltend. Endlich rissen die Wärter die Saaltüren weit auf. Ein Dunst von Blut, Schweiß und Eiter kam mit der kühlen Gangluft in den ohnehin schon stickigen Saal hinein.

Schwere Bergstiefel polterten über das Parkett. In den Bahren das alte, ja, für mich nun auch schon alte Bild.

Zerfetzte Körper, Fetzen von herabhängenden Uniformen, blaue blutlose Gesichter, pappige, rotdurchsickerte Wattebauschen und Verbände, neben den Bahren hinschleifende Arme, hin- und hertorkelnde Schuhe über blutzerfetzten Wickelgamaschen und Hosen, und immer dazwischen dieses leise Stöhnen und Husten.

Wam — wam — wam — schwankten die Bahren zwischen Wärtern.

Ein paar Arme bogen sich nieder.

Wrum. Dann stand die Bahre am Boden.

Ho—ruck —

Sssack machte es dann auf dem Strohsack vom Gewicht des daraufsinkenden Körpers.

Ein paar Eßschalen, Bajonett und Ausrüstungsstücke klapperten hinterher.

Dann bückten sich die Wärter von neuem, hoben die leere blutige Bahre auf und trampelten wieder zurück.

Ich saß auf Luigis Bett und sah dem Hin- und Her zu, bis ich sitzend von neuem einschlief.

Nach einigen Minuten wachte ich wieder auf.

Die beiden leergewordenen Wandreihen waren inzwischen schon voller Verwundeter gelegt worden.

„Stroh holen für die Mittelgänge!“ befahl der Assistenzarzt.

„Wie viele haben die noch unten?“ frug er dann weiter einen leichtverwundeten Einjährigen.

„Einunddreißig Mann, aber es kommen nach meinem Transport noch weitere Transporte mit den deutschen Sanitätsautos.“

„Ja, wo soll ich sie denn hinlegen“, frug der Assistenzarzt.

„Soll ich den Herrn Stabsarzt wecken?“ warf diensteifrig Sanitätsfeldwebel Nathan ein.

„Lassen Sie, Nathan, der Herr Stabsarzt schläft! Sofort auch in den Gängen freimachen und Stroh auslegen.

„Herr Assistenzarzt, wir haben aber nicht soviel Stroh hier!“

„Dann legen Sie Decken und Mäntel auf die Erde, zum Teufel, aber vorwärts!“

Der Bayernseppl und Rosezky kamen mit Strohbündeln vorgelaufen und warfen die Bunde auf die Erde, zwischen unsere Bettgänge.

Das staubte und reizte zum Husten.

Ich half auch mit beim Ausbreiten.

„Tanti, tanti", hörte ich Ginettis monotone Stimme dazwischen.

„Ja, dei Tante", maulte der Seppl im Arbeiten. „Was will er denn von seiner Tanten!"

„Er meint, so viele Verwundete!"

„Da wird er sich schon an noch mehr gewöhnen müssen. Wenn's erscht da draußt ordentlich losgeht, nachher ist des große Hotel auch z'kloan."

„Die nächsten", rief der Feldwebel an der Türe.

Wieder polterte es herein.

Neue Körper versanken in das knisternde Stroh.

Unten rollten noch immer Wagen vor.

Auf den Treppen war ein unaufhörliches Lärmen und Trampeln.

So ging es bis zum Morgengrauen.

Gerade, wie das erste Taggrau über dem Pfannhorn aufkam, war der Saal so voller blutiger Menschen, daß man nicht wußte, wie man dazwischen durchkommen sollte.

Am Gang lagen sie Kopf an Kopf, Körper an Körper auf der nackten Erde, in ihre Mäntel gewickelt und stöhnten.

Standschützen, Oberösterreicher, Salzburger, Bayern, Ungarn und Tschechen.

Ich suchte nach bekannten Gesichtern.

Kein einziges.

„Woher seid's denn?" frug ich einen Standschützen, der einen Armschuß hatte.

„Vom Bataillon Imst."

Also Nordtiroler.

„Wo seid's denn in Stellung?"

„Bei Peutelstein!"

Also da drüben ging jetzt auch der Angriff los. Seit meinem Abgang hatte sich wohl viel verändert draußen. Was wohl meine Kompagnie mit dem Theißenanderl und dem

Lehrer und den anderen Kameraden machte? Sie sollten doch nach Innichen auf Retablierung. Jetzt war damit wohl auch nichts.

Um uns alte Verwundete kümmerte sich den ganzen Tag kein Mensch.

Am frühen Morgen waren noch dazu die deutschen Sanitätsautos gekommen und luden immer neue blutige Ladungen aus.

Jetzt lagen sie schon seit Stunden unten, vor dem Eingang, an der Erde und warteten auf das Freiwerden.

Einmal hatte ich auch den Stabsarzt irgendwo schreien gehört.

War er also doch geweckt worden und deshalb wohl auch schlechter Laune.

„Mauzta pane!“

Gegen Mittag luden sie unten die Verwundeten wieder in die Autos und fuhren sie weiter. Nach Bruneck ins Divisionsspital — hieß es.

Abends gab es endlich etwas zu essen und so etwas wie eine Visite für uns alle.

Als ich vor dem Stabsarzt stand, sah er den Assistenzarzt Loewy an, der mit aufgekrempelten Ärmeln gerade einen Armschuß behandelte, und meinte:

„Loewy“ —

„Bitte, Herr Stabsarzt.“

„Einen Augenblick. Was halten Sie von der Wunde dieses Mannes da?“

Loewy kam herüber, hob mein Bein hoch, drückte mit dem Daumen auf die Randstellen der Wunde und sagte dann:

„Geht schon — noch zehn Tage schonen, dann Front.“

„Nathan, schreiben Sie den Burschen gesund, beziehungsweise ins Rekonvaleszentenheim seiner Garnison.“

Garnison, Garnison, ich hatte doch gar keine Garnison.

Doch Nathan schrieb schon.

„Name, Vorname — Regiment —."

„Ich gehörte zu keinem Regiment."

„Wieso — also Bataillon?"

„Standschützenbataillon Sillian."

„Kadre?"

„Kadre? Wir haben in Sillian unseren Bataillonsersatz."

„Wart a bissel, bis später — der Nächste!"

Irgendeine Stimme sagte mir, daß es da nicht stimmen würde, wenn ich nicht aufpaßte.

Das berühmte Schema F paßte nicht auf uns Standschützen.

Schließlich war es mir aber gleich.

Eins stand fest.

Ich ging erstmalig auf ein paar Tage nach Haus, hinüber zur Mutter, und dann rückte ich einfach zur Kompagnie wieder ein, sobald ich wieder gehen konnte.

Ich schlief schlecht diese Nacht auf meinem improvisierten Bett zwischen Luigi und einem blindgeschossenen bayrischen Jäger, der alle fünf Minuten nach dem Seppl rief, dessen Kompagniekamerad er gewesen ist.

In der Früh, gleich nach dem Kaffee, meldete ich mich unten beim Spitalskommando.

„Bruggler Anton — Standschütze!"

„Ja — Sie — einen Augenblick. Da, hat ihn schon", sagte der Korporal und gab mir das Papier.

„Nach Brixen, ins Rekonvaleszentenheim des zwanzigsten Korps."

Ich glaubte nicht richtig gehört zu haben.

Nach Brixen!

„Na, was schaugst denn so bled, bist etwa net z'fried'n, Kloaner? Da hast a Zigaretten und hier ist der Schein zur

Monturkammer. Mußt di tummeln, um elf geht der Transport schon weg."

„Was für ein Transport denn?"

„Na euerer, von die Leichtverwundeten."

Das Telefon klingelte.

Er ging an den Apparat, nickte mir noch zu und vertiefte sich in eine dienstliche Meldungsübernahme.

Ich stand noch immer ungläubig da.

Also war es nun nichts mit dem „Nachhausegehen" hinüber auf unseren Hof. Aber wenn ich die Mutter hätte wenigstens verständigen können. Unser Feld lag ja ganz dicht am Bahndamm, wo die Gleise aus der Station zusammenliefen.

Wie ich aus der Kanzlei heraüsgehe, stoße ich beinahe mit dem Feldwebel zusammen.

„Also Bruggler, gut, daß Sie da sind. Sie können gleich den Transport führen."

Der Krieg schien mir diese Aufgabe besonders zugedacht zu haben.

„Zu Befehl, Herr Feldwebel."

„Da ist euer offener Befehl. Ihr seid zehn Mann. — Klingler, geben Sie Löhnung und Transportrationen aus. Haben die Leute ihre Monturen schon bekommen? Wo sind überhaupt die Leute, die abgehen, Klingler, ich muß schon bitten — na, wird's bald, also — Bruggler — gesegneten Feldzug weiterhin! Das Weitere machen Sie mit dem Korporal ab und lassen Sie mich in Ruhe, ich habe jetzt andere Sorgen!"

Dem seine Sorgen — — —

Ich zog mit dem Korporal davon.

Gott sei Dank standen alles deutsche Namen auf der Liste. Ein einziger Ungar, Szekely Gyula, Infanterist I. R. 29, stand darunter.

Klingler nahm mir das Zusammentrommeln der Leute ab. Ich ging hinauf in den dritten Stock zur Monturkammer und verlangte bei einem kleinen Deutschböhmen meine Uniform.

„Nummer — Nummer zweihundertdreizehn“ — sagte der und stieg auf die Leiter. Hinter grauen, schal und muffig riechenden Bündeln holte er ein zusammengerolltes Päckchen heraus.

Als ich es aufriß, fielen Mantel, Hosen, Bluse und Kappe heraus.

Alles war total zerknittert. Die Hose zeigte noch die Blutflecken, obwohl alles „gedämpft“ worden war, wie der kleine Leitmeritzer sagte.

Dann brachte er mir noch die Schuhe.

Wenn ich jetzt wenigstens das neue Hemd gehabt hätte, das mir die Mutter —

Plötzlich stand mir die ganze Szene wieder vor Augen, wie der Tscheche auf meine Mutter loskam —

Ob das doch noch Folgen nach sich ziehen würde — das, was nachher gefolgt war?

So zog ich mich an.

„Wenigstens ein sauberes Hemd könntet ihr unsereinem schon geben“, sagte ich zu den Soldaten.

„Ist eh dei alt's.“

„Ja, trotzdem!“

„Wart a bissel —“

Er lief nach hinten und kam mit einem schönen Leinenhemd zurück.

„Da hast —“

Ich hatte ein Kronenstück aus meinem Krankenkittel geholt.

„Dank schön — wart, vielleicht ist da no a bessere Hos'n!“

So erhielt ich für eine Krone wenigstens eine leidliche Hose und ein neues Hemd. Daß ich im Versehen beim Anziehen eine andere Bluse statt der meinen überzog, merkte der gute Leitmeritzer gar nicht.

So weit war ich also doch schon gekommen.

Ich, studiosus und canditatus sanctae ecclesiae, stahl dem österreichischen Militär eine gute Landesschützenbluse.

Wie aber Standschützenadler auf den Kragen der neuen Bluse bekommen?

Ach was, nun war ich eben Landesschütze.

Gerade, wie ich fertig war, kamen die anderen mit dem Korporal zum Anziehen herauf. Keiner sah, daß ich auf dem Kragenspiegel das Edelweiß statt des Adlers trug.

Wie kam ich nur noch schnell zur Mutter hinüber.

Es war gleich zehn Uhr. Um elf sollten wir fort.

Wenn der Feldwebel mich nur nicht zum Transportführer kommandiert hätte.

„Nehmen Sie die Leute jetzt und bringen Sie sie in die Küche, damit sie vor dem Abmarsch noch etwas zu essen bekommen!"

Aus war's auch mit der letzten Hoffnung.

Wenige Minuten vor elf Uhr stand ich mit meinen neuen Kameraden am Bahnhof meines Heimatortes.

Wie lange war es doch her, daß ich hier angekommen war — um Pfingstferien zu verbringen. Genau sechs Wochen.

Dazwischen lag — der Krieg.

Jetzt stand ich am gleichen Bahnhof, — sah das alles vor mir liegen, wie ich es seit Kindheit lieb gehabt hatte und wie es mich immer wieder von neuem angezogen hatte, wenn der Zug da drüben heraufkroch durch das Tal und die Kirchturmspitze des Dorfes als erstes sichtbar wurde.

Und doch, es war mir alles fremd geworden.

Da drüben lag unser Hof im prallsten Sonnenlicht. Die Stalltür stand weit offen, — an der Stadelbrücke weidete das Fohlen. Leiterwagen standen aufgestellt vor dem Gartenzaun.

Sie arbeiteten wohl draußen auf dem Felde —

Sie — und die Mutter.

Zehn Minuten Laufschritt — und ich wäre daheim gewesen — einen Augenblick nur — wenigstens einen Augenblick — —

„Obacht geben!"

Das war ja unser Stationschef.

Er stand dicht vor mir, drehte mir sein Gesicht zu, machte mit der Hand eine Bewegung zum Zeichen, daß wir vor dem heranfahrenden Zug zurücktreten sollten, und erkannte mich — nicht.

„Grüß Gott, Herr Chef!"

Verwundert sah er mich an.

Ja, Donnerwetter, hatten mich die sieben Wochen so verändert?

„Ach du lieber Gott, ja grüß Sie Gott, Herr Bruggler. — Da schau her, schon Vaterlandsverteidiger, na so was. Wo denn, ah i seh schon, bei die Landesschützen. Brav, brav. Sogar verwundet. Recht so, recht — — — Das san Zeiten — unsereins weiß überhaupt nimmer, ob er Mensch oder Maschine ist! Aber jetzt müssen's machen, daß einikommen in die Waggons. Die Mutter soll i schön grüßen — werd's machen, adjeh, adjeh — — —"

Langsam zogen die Wagen an — —

Vorne puffte die Maschine schwere Wolken aus.

Herrlich klar lagen die Berge im Sonnenlicht.

Die Berge — wie es wohl gerade da drinnen wütete.

Dumpf grollte es aus ihnen in das Gepuffe der Maschine.

Ich sah aus dem Abteil heraus, nach dem Dorfe hinüber.

Zuerst verschwand die Kirche, dann das große Gasthaus, dann das Schloß, jetzt stand unser Hof da — —

Zwei Frauen arbeiteten dort an den Leiterwagen.

Die eine war die Mutter.

Ich kannte ihren schwarzen Strohhut.

Einen Augenblick hielten sie in der Arbeit an und sahen zu uns herüber. Ich legte mich zum Fenster hinaus und winkte.

Da hoben auch dort drüben beide die Hand.

Mutterl, Mutterl — erkannt hast mich wohl nicht, aber eine Stimme, eine gute Stimme hat dir's zug'raunt:

„Wink z'ruck, wink z'ruck!"

Unter uns rollten die Räder — Brixen zu, Brixen, wo ich das letztemal als Studiosus eingestiegen war und jetzt als Soldat wieder ausstieg.

Jetzt fehlte nur noch, daß ich als erstem Professor Amann begegnete.

Ich bin dem Professor Amann begegnet und noch so manchem anderen Lehrer und Mitschüler. Die Klassen sind gar arg leer geworden, weil fast alle, die sechzehn Jahre alt waren, draußen in den Stellungen sind.

Drei Kameraden aus der fünften Klasse sind auch schon gefallen.

Aber keiner ist bisher als Verwundeter nach Brixen gekommen.

Darum bekomme ich auch sehr viel Besuch.

Das Rekonvaleszentenheim ist ein kleines Schlößchen unterhalb des Dorfes Elvas. Wie oft sind wir früher als Studenten auf dem Wiesenweg nach Kloster Neustift hier vorbeigekommen und haben aus dem Obstgarten im Vorübergehen Äpfel und Birnen zu stehlen versucht.

Jetzt sind hier im Garten die Äpfel und Birnen bald wieder reif. Aber niemand nimmt sie herunter, wenn wir auf den schönen Kieswegen spazierengehen oder auf dem Rasen liegen.

Das Schlößchen gehört einer Hauptmannswitwe. Oft kommt sie herunter zu uns in den Garten und spricht uns an.

Sie sieht noch sehr jung aus, ihrem Wesen nach dürfte sie aber schon Mitte bis Ende der Zwanzig sein. Vielleicht ist sie auch noch älter, ich kann das nicht unterscheiden und soll das auch gar nicht, denn ich will ja Priester werden und darf mich um das Alter von Frauen nicht bekümmern. Überdies ist sie sehr schön. Blondes Haar und blaue Augen! Das ist zwar

eine sehr allgemeine Bezeichnung, wenigstens reden die Kameraden oben in den Betten von nichts anderem, als von den blonden Mädels mit den blauen Augen — sie reden ja sonst auch noch ganz andere Dinge, daß ich mich oft selber für die Frauen schäme, die sie so mit ihren groben Witzen und Redensarten ausziehen, aber hier bei dieser Frau Hauptmann ist es mir doch gleich aufgefallen, das blonde Haar und diese wirklich blauen Augen.

Wie ich gestern im Garten spazierengehe, kommt sie gerade mit ihrer Köchin aus dem kleinen Gemüsegarten, der neben dem Schloßpark liegt, und sieht mich da stehen.

„Gott, sind Sie noch ein junger Soldat!“ sagt sie mit ihrer etwas tiefen Stimme zu mir und lacht mich übers ganze Gesicht an, daß ich spüre, wie ich rot werde.

„Wie alt sind Sie denn, Sie Bub, Sie?“

„Sechzehn Jahre!“

„Um Gottes willen! Aber Sie können doch unmöglich schon stellungspflichtig gewesen sein! Das müssen Sie mir doch erzählen, wie Sie es gemacht haben, schon Soldat geworden zu sein. — Marie“, wandte sie sich weiter an die Köchin, „bringen Sie den Salat einstweilen nur in die Küche, ich komme gleich nach. — Also sagen Sie mir nur, wieso hat man Sie denn schon an die Front gelassen?“

Das klang so mütterlich sorgend, daß ich eigentlich gezwungen war, auf diese Frage wirklich zu antworten, obwohl es mich erst innerlich ein wenig geärgert hatte, daß sie mich, den verwundeten Schützen, als „Bub“ angesprochen hatte.

„Ich bin Standschütze, gnädige Frau!“

„Ach natürlich, das hätte ich mir ja hier in Tirol doch selber denken können — immerhin ist es schrecklich, daß man Kinder schon diesem entsetzlichen Morden aussetzt.“

„Man setzt uns ja nicht dem Morden aus, gnädige Frau.

Wir sind ja freiwillig draußen, wenn wir nicht hinaus wären, wer wäre denn sonst an die Front gegangen?"

„Ja, aber dazu hätte man doch nicht die Kinder gebraucht. Es gibt ja immerhin auch im schönen Tiroler Land noch Männer genug, die das getan hätten. Wo sind Sie denn verwundet?"

„Es ist ja nur ein Bajonettstich in der Kniehöhle, gnädige Frau, aber schon wieder bald ganz heil. Und wegen der Männer: ich glaub', gnädige Frau, daß in Tirol halt nicht gar so viel Männer mehr übrig sind."

Sie sagte darauf nichts und schüttelte nur wie mißbilligend den Kopf. Wir waren inzwischen bis zum Parkausgang gelangt, von wo aus ein paar Schritte über den Hof zum Schloßeingang führten. Ich legte die Hand an die Mütze und wollte mich verabschieden, da sagte sie so ganz nebenbei:

„Wenn Sie etwas brauchen, dann kommen Sie nur zu mir, ich will gerne ein Wort für Sie beim Oberarzt einlegen. Schrecklich, solche Kinder —"

Was sie dann noch gesagt hatte, konnte ich nicht mehr verstehen, denn in diesem Augenblick bog die Ordonnanz mit der Feldpost um die Hausecke, und das war denn doch wichtiger als die Frau Hauptmann.

Aber ich habe doch über dieses kurze Gespräch heute nachdenken müssen. Sah ich denn wirklich um so viel jünger aus, als meine Kameraden? Und dann, warum wollte sie ausgerechnet für mich ein gutes Wort beim Oberarzt einlegen, wenn ich etwas brauchte? Die Kameraden waren doch viel bedürftiger als ich, gerade jetzt, wo mit der Feldpost zehn Kronen für mich angekommen waren, die mir die Mutter hergeschickt hatte. Die gute, arme Mutter! Wird ihr wohl hart geworden sein, in der heutigen Zeit mir zehn Kronen zu schicken.

Ja, die Mutter! Da fällt mir übrigens etwas ein. Vielleicht kann ich die Dame bitten, etwas für die Mutter zu tun, daß sie nicht gar zu arg zu leiden hat unter den Abgaben. Die vornehme Dame kennt sicher den einen oder anderen Herrn von der Bezirkshauptmannschaft oder vom Kommando. Darum werde ich sie also wirklich bitten. Denn die Mutter ist ja ganz allein mit ihren Sorgen um Haus und Hof und kann sich gegen so einen polterigen Beamten ja gar nicht wehren.

*

Ich habe heute Frau von Teuff wegen der Mutter gebeten.

Gerade, wie wir von der Arztvisite kamen, ging sie nach ihren Zimmern hinauf und begegnete uns auf der Treppe.

„Ach, da sind Sie ja, kleiner Standschütze! Nun, wie geht's?"

Sie sah so frisch und ein wenig zerzaust an den Haaren aus. In der Hand hielt sie mehrere Päckchen.

„Ich komme eben von der Stadt mit meinem Wagen und habe für euch Soldaten auch etwas mitgebracht", sagte sie gleich darauf, ehe ich noch auf ihre Frage hätte antworten können.

„Da!"

Mit diesen Worten riß sie eine der weißen Umhüllungen auf und teilte aus einer der mitgebrachten Pappschachteln hier mitten auf der Treppe ringsum Zigaretten aus.

„Danke scheen, danke scheen, vergelt's Gott!" echote es von überall her und drängte sich an die lachende Geberin heran.

Es wirkte wie das Bild eines Meisters.

Da stand diese schöne vornehme Frau in ihrem eleganten Kleide mitten unter den bärtigen, etwas verwahrlosten Gestalten dieser Männer in den blauen Leinenkitteln und ab-

getragenen Mänteln und lachte froh und sorglos, als wenn sie Kindern eine Bescherung bereitet hätte.

„Ja, nun ist's aber genug für diesmal!" meinte sie dann fröhlich und versuchte die Treppe höher zu kommen, um über den Gang nach ihren Zimmern zu gelangen.

Dabei sah sie mich zufällig wieder an, und nun konnte ich doch meine Bitte anbringen.

„Ich hätt' halt doch etwas zu bitten, gnädige Frau!"

„Recht so, das freut mich, also melden Sie sich heute nachmittag um zwei Uhr bei meinem Stubenmädchen! Auf Wiedersehen!"

„Hast wohl gnua von der Front und magst di hier als Hauptmannsersatz einnisten?" höhnte eine Stimme neben mir.

Lautes Gelächter begleitete diesen Scherz.

Mir stieg das Blut ins Gesicht.

Konnte es denn niemals ohne Gemeinheit abgehen?

*

So begab ich mich denn möglichst ungesehen um die angesagte Stunde an die Zimmertüre des Ganges, wo eine kleine Visitenkarte die Privatgemächer Hella von Teuffs anzeigte.

Auf mein Klopfen erschien das Stubenmädchen. Sie wußte scheinbar schon von meinem Besuche und ließ mich sofort hinein.

Die gnädige Frau saß in einem entzückenden Erkerzimmer, das einen prachtvollen Blick auf Brixen, die Berge und das ganze Eisacktal offen ließ, und hantierte an einem Kaffeegeschirr, das auf einem Teewagen stand, herum; rings an den Wänden hingen Jagdtrophäen, Waffen und Photographien, in der Mitte erhob sich ein schöner eingelegter runder Tisch mit allerlei seltsamen Tonfiguren und Vasen.

„Kommen Sie nur, Kleiner, und setzen Sie sich!"

Ich war wohl etwas verlegen, denn in einer so vornehmen Stube war ich noch niemals gestanden. Auch erschien es mir plötzlich furchtbar lächerlich, diese schöne Dame wegen der Kälber und Ochsen meiner Mutter zu belästigen.

„Sie sehen sich wohl erstaunt um? Ja, wissen Sie, c'est la guerre! — Ich mußte in das Wohnzimmer meines Mannes ziehen, um den Verwundeten Platz zu machen, aber halbwegs gemütlich habe ich mich doch noch eingerichtet; nun kommen Sie nur und seien Sie nicht so verlegen, denn daß Sie kein ungebildeter Mensch sind, habe ich Ihnen doch gleich angesehen!"

„Danke, gnädige Frau, aber Sie irren sich, ich bin ein ganz armer Bauernsohn!"

„Das ist doch um Gottes willen kein Grund, um verlegen zu sein. Ich wollte nur damit sagen, daß Sie jedenfalls auch für einen ‚armen Bauernsohn' ganz intelligent aussehen!"

„Ja, ich bin auch Student!"

„Na also! Das wußte ich doch gleich. Und, aber Verzeihung — hier sind Zigaretten und dort ist eine Tasse schwarzer Kaffee — also, wovon sprachen wir doch, ach ja, von Ihrem Studium. — Was wollten Sie denn später für einen Beruf ergreifen?"

„Ich werde Priester, gnädige Frau!"

Frau Hella hielt einen Augenblick inne. Dann sah sie mich plötzlich sehr ernst und nachdenklich an.

„Das ist wohl ein sehr schwerer Entschluß! Sind Sie sich auch aller Konsequenzen dieses Berufes heute schon bewußt?"

„Ich glaube schon, gnädige Frau. Man hat ja jahrelang Zeit, sich mit dem Gedanken und mit der Vorbereitung auf diesen Beruf zu befassen!"

„Sie denken wohl, daß Sie das in Ihrer Jugend schon ermessen können?"

„Das vielleicht nicht! Aber es ist bereits ein gewaltiger Vorsprung, wenn man sich schon als Gymnasiast mit allen Gedanken und Plänen auf das Priesterleben einstellt. Dazu kommt noch, daß es bei unseren Bauernfamilien Brauch und Sitte ist, daß der zweite Sohn Geistlicher wird. Ich glaube, daß diese beiden Momente als sehr wichtige Hilfsmittel für die schweren Probleme, die das Priesterleben an einen stellt, anzusehen sind!"

„Und wenn das alles nicht genügt und Sie als Theologe plötzlich erkennen, daß Ihre Natur und Ihre Neigungen anderen, weltlichen Dingen zugewandt sind?"

„Dann steht es mir als Theologe ja immer noch frei, umzusatteln!"

„Und gesetztenfalls, welcher Beruf würde Sie wohl dann am meisten anziehen?"

„Ich weiß das gar nicht, gnädige Frau, denn, ehrlich gestanden, ich habe mich noch niemals ernstlich mit einem anderen Gedanken befaßt, als eben dem, einmal Priester zu werden!"

„Sehen Sie, gerade dieser andere Gedanke erscheint mir als das Wichtigste, und das bemängele ich gar oft an unseren hiesigen Landgeistlichen. Meinem Gefühl nach dürfte ein Priester nur aus einem erlebten weltlichen Berufsleben heraus zu seinem verantwortlichen Amt berufen werden. Denn nur so kann er, meinem Ermessen nach, das nötige Verständnis für die Fehler und Nöte gerade der Menschen, die im täglichen Leben stehen, erbringen."

„Das würde jedoch andererseits wieder eine, sagen wir, um eine vielleicht nicht ganz zweckmäßige Bezeichnung zu gebrauchen, eine Beeinflussung des Priesters, der doch auch eine gottvertretende neutrale Persönlichkeit sein sollte, nach sich ziehen, die nicht in allen Fällen die gleiche Objektivität walten ließe."

Frau Hella zog sinnend an ihrer Zigarette.

„Ich verstehe, was Sie meinen", fuhr sie fort, „aber sehen Sie: da ist zum Beispiel ein junger Geistlicher. Bauernsohn wie Sie, kommt er erst auf das von Priestern geleitete Gymnasium, dann aufs Seminar und dann ist er mit einem Male Seelsorger und hat doch in Wirklichkeit keine Ahnung von der Schlechtigkeit der Welt, von allen Zusammenhängen, die zu dem für ihn verabscheuungswürdigen Begriff ‚Sünde' führen und soll nun den ‚Sündenfall' dieser Menschen beurteilen, deren Kampf und Not zwischen gut und schlecht er doch gar nicht kennt, weil ihm zu zwei Drittel Prozent alles ferngehalten wurde, was ihm ‚hätte schaden können'!"

Ich erwiderte, daß die Praxis des Seelsorgers denselben sehr bald auf das richtige Verständnis der Nöte seiner Schutzbefohlenen bringen müsse, denn gerade die Kirche lehre uns doch, vor allem „Verständnis und gütiges Verzeihen" walten zu lassen.

„Sie reden ja schon wie ein erfahrener Theologe!" lachte da Frau Hella plötzlich herzlich dazwischen und goß mir eine neue Tasse Kaffee ein.

„Aber wir wollen für heute dieses schwere Problem fallen lassen, ich beschwere Ihnen ja nur unnötig den Kopf damit. Kehren wir lieber zu Ihren augenblicklichen Soldatensorgen zurück. Sie hatten eine Bitte an mich. Also reden Sie, wo kann ich Ihnen ein wenig helfen. Na?"

Dies „Na" klang so gütig und freundlich, daß ich die augenblickliche Verstimmung wegen des plötzlichen Abbruches des Religionsgespräches, in das ich mich als richtiger Student mit einer gewissen Wichtigkeit ganz warm hineingeredet hatte und womit ich vielleicht dieser Frau ein wenig imponieren wollte, rasch vergaß und nun meine Bitte wegen der Mutter vortrug.

„Großartig! Ein kleiner Theologe, Feldsoldat, Ver-

wundeter und alles zusammen ein großes Kind, bittet, daß die Bezirkshauptmannschaft seiner guten Mutter weniger Kälber wegnehmen möge. Nicht böse sein, ich finde das nämlich eigentlich rührend und sehr schön! Ich hatte eher erwartet, daß Sie ein gutes Wort beim Regimentsarzt für zwei oder drei Wochen Pflegebedürftigkeit hier bei uns, oder einen Erholungsurlaub bei der Mutter erbitten wollten."

„Oh, Urlaub hätte ich schon gerne!"

„Den bekommen Sie! Dafür werde ich schon sorgen, — und nun muß ich Sie hinauswerfen, weil meine Freundin heute aus Deutschland kommt, die ich um vier Uhr von der Bahn abholen muß. Da haben Sie noch ein paar Zigaretten, — es ist keine Liebesgabe — aber Soldaten lieben diese Gabe, — nehmen Sie sie nur, so, da in diese Tasche und hier, da, hinein damit. Und nun, wenn ich etwas erfahren habe, lasse ich Sie wieder rufen. Grüß Sie Gott!"

Als ich draußen vor der Tür stand, hatte ich das bestimmte Gefühl, daß ich mich doch furchtbar albern benommen haben mußte.

*

Ich bekam heute von der Mutter einen Brief, worin sie mir mitteilte, daß der Gemeindevorsteher bei ihr gewesen sei und ihr mitgeteilt hätte, daß sie vorläufig kein Stück Vieh mehr abzugeben brauche, da ihr durch einen bedauerlichen Irrtum weibliches Jungvieh, das für die Aufzucht benötigt werde, abgenommen worden sei. Sie solle sich nur an ihn, den Vorsteher, halten, der werde schon dafür sorgen, daß von jetzt ab alles nach Recht und Gerechtigkeit bei ihr abgewickelt würde, und überhaupt, der Toni, ihr Sohn, habe wohl einen Dienstposten bei einer hohen Persönlichkeit, weil die „Nase" von oben her gekommen sei.

Ja, und dann hatte ich noch ein anderes Schreiben bekommen. Der Hauptmann Anderl schrieb mir, er habe von

der Ohrfeigengeschichte gehört und würde, sobald ich wieder bei der Kompagnie sei, einen gehörigen Rapport nach „oben" gehen lassen, und dann hätte er mir nur noch mitzuteilen, daß ich zum Patrouillführer ernannt worden sei, was ja noch kein gewaltig hoher Grad in Kaisers Rock, aber immerhin für sechzehn Jahre ein ganz schöner Anfang wäre.

Nun sitze ich bei Fräulein Paula, der Kammerjungfer der gnädigen Frau, und lasse mir die Sterne auf meinen Blusenkragen nähen. Auch die Landesschützenedelweiß kommen jetzt wieder herunter und dafür zwei neue Standschützenadler hinauf.

Frau von Teuff ist mit ihrer Freundin nach Bozen gefahren, und so leiste ich der Jungfer bei ihrer Arbeit für mich Gesellschaft und höre so nebenbei allerlei über die Herrin.

Also Frau von Teuff ist die Tochter eines preußischen Generals und war mit einem österreichischen Geniehauptmann verheiratet, der bei der Mobilisierung von einem Wachtposten irrtümlich erschossen wurde. Aber Fräulein Paula erzählte, daß dies eher ein Glück gewesen sei und daß die Gatten gar nicht, wie man so sagt, glücklich miteinander gelebt hätten. Ja, und nun das Wichtigste: Frau Hella ist Protestantin!

Darum also vorige Woche das Religionsgespräch!

Ich habe die gnädige Frau wohl noch öfters im Treppenhaus und im Garten getroffen, aber sie hatte es scheinbar auch immer furchtbar eilig.

Trotzdem war das sehr schön, daß sie, die Protestantin, sich für mich, den katholischen Theologen, so eingesetzt hat.

Also sind diese Protestanten auch nicht so, wie der Herr Pfarrer daheim immer gepredigt hat.

Ja, und sonst wußte Fräulein Paula von einem Bruder der gnädigen Frau zu erzählen, der in Frankreich als deut-

scher Offizier kämpft. Das Schlößchen hier sei ihr Eigentum aus dem Besitz ihres verstorbenen Mannes und würde ihr wohl augenblicklich trotz dieser lästigen Einquartierung als willkommener Ruhesitz dienen.

Nach diesen interessanten Mitteilungen über meine freundliche Gönnerin durfte ich dann den neuen Patrouillführer vor dem Spiegel bewundern und wurde mit einem freundlichen Klaps auf die Wange entlassen.

Was das Mädel sich nicht erlaubte!

Vor der Türe lief ich dem Stabsfeldwebel in die Arme.

„He, Patrouillführer, sofort in die Kanzlei."

„Zu Befehl!"

Unten standen bereits drei Mann vor dem Regimentsarzt.

„Standschützenpatrouillführer Bruggler meldet sich gehorsamst zur Stelle!" — Wie das klang!

„Gut! Ich habe Sie auch gesund geschrieben! Sie gehen auf acht Tage Erholungsurlaub nach Hause. Acht Tage Erholungsurlaub, zwei Reisetage — in zehn Tagen rücken Sie zu Ihrem Bataillon ein. Abtreten!"

Das war aber eine Überraschung!

Das muß ich doch sicher wohl Frau Hella danken.

„Halt, Patrouillführer!"

„Zu Befehl!"

„Sie könnten mir eigentlich einen Gefallen tun. Ich habe da für meinen Sohn einen Rucksack. Der Herr Leutnant kommt heut um neun Uhr mit dem Urlaubszug vom Pustertal in Franzensfeste durch. Nehmen Sie den Rucksack mit und übernachten Sie in Franzensfeste. Sie können dann gleich heute nacht um zwei Uhr weiter nach Hause fahren. So sind Sie schon um fünf Uhr früh daheim und gewinnen beinahe einen ganzen Tag!"

„Zu Befehl! Herr Regimentsarzt!"

„Schon gut. Da haben Sie eine Zigarre!"

Sechzehn Jahre, verwundet, Standschützenpatrouillführer und nun — meine erste Zigarre im Leben und — — — keinen Abschied von Frau Hella, der ich das alles wohl verdankte, denn sie konnte vor elf Uhr abends nicht aus Bozen zurück sein.

So werde ich ihr aus meinem Vaterhaus schreiben und ihr danken!

*

„Liebe gnädige Frau!

Ich hätte mich bei Ihnen bereits während meines Urlaubs bedanken müssen. Leider fand ich aber dazu nicht die für ein ausführliches Schreiben notwendige Gelegenheit, da meine Mutter sich bei der Feldarbeit eine schlimme Verletzung an der Hand zugezogen hatte und ich so die ganze Hofarbeit allein leisten mußte. Sie werden das wohl verstehen, gnädige Frau, und mir deshalb, bitte, nicht böse sein. So hole ich von der Front aus meinen aufrichtigen Dank in gebührlicher Weise nach und versichere Ihnen, daß ich dem deus ex machina für die Hilfe daheim und die zu Hause verlebten neun Tage so lange dankbar sein werde, so lange uns eben der liebe Gott noch in dieser etwas unruhigen Stellung die Möglichkeiten irdischer Dankbarkeit offen läßt. Vergelt's Gott nochmals und besten Gruß

Anton Bruggler, Standschützenpatrouillführer."

So, — der Brief konnte noch mit dem Fahrtrain ans Feldpostamt zurückgehen.

Neben mir steht der Jörgl und schabt mit seinem Messer in seiner Pfeife herum.

„Toni", sagt er, „'s ischt hohe Zeit, daß wir in die Stellung aufakemmen, sonst bekemmen sie's Essen nimmer vor der Fruah!"

Er hat recht. Es geht auf sieben Uhr abends.

Wir liegen in einem Wäldchen rechts der Rienz und sind eben beim Verladen der Kochkisten auf die Tragtiere.

Die Kompagnie liegt oben am Schwalbenkofl. Bis wir hinaufkommen, dauert es vier Stunden, und ehe das Essen verteilt ist und wir wieder aufgeladen haben, kann es Morgen werden, wenn alles gut geht.

Ja, wenn alles gut geht!

Obwohl ich wegen des Beines „noch zum leichteren Dienst" kommandiert bin, so kann man nicht gerade behaupten, daß dieser leichtere Dienst gerade sehr gemütlich ist. Der Italiener kennt unsere Anstiege, und was das Schlimmste ist, er sieht sie größtenteils ein. Dies „Eingesehenwerden" im Scheinwerferlicht an den Steinwänden ist kein idealer Kriegszustand.

Wenn wir mit ein paar Verwundeten in jeder Nacht davonkommen, so ist das noch ein Glück.

Unsere Tragtierführer sind noch dazu Rumänen aus Siebenbürgen. Es sind nicht sehr zuverlässige Leute, meistens ältere Menschen, und dazu können wir uns gegenseitig sehr schwer verständigen.

„Kannsch aa a bissel Latein und Wallisch", hatte der Theißen Anderl bei meiner Rückmeldung gesagt und mich als Kolonnenführer beim Jörgl eingeteilt, „werd wohl so besser mit dö Leit giahn, wia mit'n Jörgl."

Ja, der gute Jörgl flucht allerdings mit „die Rumänen" ein tolles Kauderwelsch mit wüsten Gotteslästerungen zusammen. Aber daß mein Eingreifen eine „Besserung" herbeigeführt hätte, kann ich nun gerade nicht behaupten. Die Leute wissen nämlich jetzt überhaupt nicht mehr, wem sie gehorchen sollen, dem Jörgl mit seinem Hoferbart oder mir, dem Knaben David.

„Bisch fertig?" fragt der Jörgl grad jetzt wieder.

„Ja."

„Nachher — ‚Fertigmachen‘.“

Die kleinen bosnischen Pferde stapfen und prusten unter den schweren Kochkisten, die wir ihnen rechts und links aufhängen.

„Habt's die Trinkwasserkisten?“

„Jawohl.“

„Brennholz?“

„Vier Tragtiere.“

„Abteilung Marsch!“ kommandiert der Jörgl und setzt sich vor dem „Kurier“ mit seinem Bergstock und Stutzen an die Spitze.

Trab, trab, trab stapfen die Gäule über den Schotter des Bachbettes.

Gluck gluck — rum — macht die Suppe und das Fleisch in den Kochkisten. Die Rumänen stapfen schweigend neben den auf und niederwackelnden Pferdeköpfen. Immer zwei Tragtiere sind hintereinandergehängt und werden von einem Mann geführt.

Ich trage den Postsack und beschließe den Zug.

So bin ich auch mit meinen Gedanken allein und kann mich ein wenig mit „meinen“ Angelegenheiten beschäftigen.

Was Frau Hella wohl sagen wird, wenn sie meinen Brief bekommt? Ob es sie freuen wird, daß ich ihr aus der Front geschrieben habe? Und dann, — was wird sie mir antworten?

Wird sie mir überhaupt antworten? Ich ertappe mich da auf einem furchtbar dummen Gedanken.

Ob sie wohl jetzt an mich denkt?

Lächerlich.

Was sollte sie, die vornehme Dame, an einen jungen Standschützen denken.

„Toni, bisch goar aa so nachdenklich?“

Ich sehe auf.

Neben mir geht der Baumgartner Hannes.

Der Hannes ist vierzehn Jahre.

„Ja Bua, wie kommsche denn jetzt daher?"

„I will aufi zum Großvatta!"

Ich hatte es dem Buben so verboten gehabt mitzugehen. Es war auch ein Befehl vom Divisionskommando verlautbart worden, daß alle Standschützen unter sechzehn Jahren unverzüglich nach Hause zu schicken wären. Aber es half nichts. Die Lauser erschienen immer wieder bei den Kompagnien, wie sie in die Stellungen kamen, verrieten diese Bengel ja nie, und dann hatten die Abteilungsführer ihre liebe Not, um die Burschen hinauszubringen.

Der Hannes hatte es wenigstens erreicht, beim Bataillonstrain bleiben zu dürfen. Dort holte er regelmäßig die Post vom Feldpostamte und machte Botengänge für die Schützen ins Dorf. Ich hatte ihn heute den ganzen Tag nicht gesehen, und jetzt keuchte er plötzlich neben mir daher.

„Hannes, du mußt z'ruck!"

„Na, Toni, i bitt di, laß mi lei mit, i muaß dem Großvatta a wichtige Botschaft bring'n, die Muatta kimmt nieder."

„Herrgott, — ha, das isch scho wichtig; aber was soll denn der Großvatta dazua?"

„'n Hauptmann bitt'n, daß er eahm für a paar Täg Urlaub gibt, weil koans dahoam isch, s' Vieh zu versorg'n."

„Werd i scho'n Großvatta sag'n, geah du nur g'schwind z'ruck, sonst, wenn di a Offizier sieht, geahts uns beiden schlecht!"

„Na, Toni, i bitt di, laß mi aufi!"

„Na."

„Aber i geah doch!"

„Nicht wirst geahn!"

„Doch!"

Was soll ich mit dem Bengel nur machen? Wir kommen höher und höher, in einer Viertelstunde sind wir im ersten Feuerbereich der feindlichen Maschinen.

„Hannes, schau, geah z'ruck. Es kann glei losgiahn dös Schiaß'n, wär koa Freid für die Mutter, wann's di treffet!"

„Glabsche, i fürcht' mi!"

„Na, Hannes, ich glaub, daß du di net fürcht'n tuast, aber sterb'n magsch do ano net."

„I sterb net. Wann der schiaßt, duck i mi hinter die Stoaner!"

„Hannes, dort oben unter der Wand san koane Stoaner zum zubaluck'n!"

„Wird mi schon net treff'n!"

Vorne hält die Kolonne. Wenn ich nur an den Pferden vorbeigekonnt hätte, um den Jörgl zu verständigen! Aber der Weg ist hier so schmal, daß gerade ein Tragtier Platz hat. Und wenn ich mich vordrängen wollte und ein zur Seite tretendes Tier ausglitt, dann riß es gleich ein anderes Pferd und womöglich noch einen Führer mit in die Tiefe.

Durchsagen kann ich auch nichts lassen, denn die Leute da längs des Hanges verstehen mich ja nicht. Der Jörgl aber ist viel zu weit vorne und steht hinter einem riesigen Felsblock, auf dem eine einsame Zirbel in das Tal hinabstarrt, unerrufbar für mich.

„Hannes, i sag nichts mehr. 's isch lei deine Verantwortung, wenn eppes passiert, hier isch koa Platz für Buabn, wo der Krieg isch!"

„Bisch da lei net viel älter wia ich!"

Da hatte ich es!

Die Pferde pusten wieder vorwärts.

Gluck, gluck gluck schlägt es in den geschüttelten Kisten. Es ist schon ganz finster geworden. Wir biegen über eine

Schuttriese gegen eine Art Engpaß zu, den zwei große Felsblöcke mitten am Abhang des Berges bilden.

Das ist der erste von der italienischen Stellung aus eingesehene Punkt. Wieder halten die Pferde. Die Tiere kennen selber schon die gefährlichen Stellen. Die Führer brauchen sie erst gar nicht zu halten.

Nichts rührt sich droben in den Stellungen und drüben am Piano.

Vorne entsteht eine Bewegung.

Jetzt müssen sie das erste Tragtier durch den Engpaß treiben und es bis zur nächsten sicheren Stelle im Trab vorwärts bringen.

Bis zu uns herunter hört man das Aufklingen der trabenden Hufe und das Klappern der Traglast. Wenn Mann und Tier in diesem Augenblick einen Fehltritt machen, liegen sie unten. Die Rumänen vor mir stehen geduckt. Leises Klirren der Halsketten und Hufescharren mischt sich in das Prusten und Schütteln der unruhigen Tiere.

Jeder Führer löst die Leine des angehängten zweiten Pferdes vom eignen Saumtier, damit jenes frei traben kann.

Die dunkle Gestalt des Führers bewegt sich von der schwarzen Schlange weg. Hinter ihm wackelt etwas Schwarzes, Unförmiges, das Pferd.

Pram — pram — pram hallt es an den Wänden zurück.

Das Leinpferd geht auch schon los. Wenn es nur nicht zu hart auf das Vordertier prallt, das eben in der engen Stelle verschwindet und gerade jetzt etwas verlangsamt.

„Hühü!" schreit der nächste Treiber.

„Silenzio!" — Ruhe!

Nach zehn Minuten haben wir alle Pferde durch.

Das war dieses Mal noch gut abgegangen.

Der Jörgl hat gut daran getan, daß er früher vom Lager aufgebrochen war.

Nun schieben wir uns wieder weiter am offenen Hang herauf. Bis zur Biegung unter dem Kamm kann ja nichts passieren.

Plötzlich steigt drüben hinter Rinbianco ein Lichtkegel in die finstere Nacht.

Wie dieser Scheinwerfer die Berge kalkweiß aus dem Schwarz herausholt.

„Bui", sagt der Hannes hinter mir, „Bui — jetzt sieht er uns."

„Natürlich — mitten ober uns in den Weg wirft er den ganz grellen Lichtkegel."

„Halt!"

„Die Pferde halten!"

Die Soldaten kennen das. Jeder klammert sich in die Halfter seines Handpferdes, preßt einen Arm vor die Augen des Tieres und zieht den Pferdekopf gegen die Wand her, damit es von dem grellen Licht nicht scheut.

Aber die Leinpferde!

Die bleiben ihrem Schicksal und Instinkt überlassen. Wir haben eben zu wenig Menschen für alle Notwendigkeiten des Hochgebirgskrieges.

Natürlich, da war sie schon, die Bescherung!

Ein Senken des Lichtkegels, und da sieht uns der grelle Schein schon mitten drin in der Kolonne, reißt den Pferden und Menschen die Köpfe nach unten, treibt die nun vollends unruhig gewordenen Tiere gegen die Felswand und blendet alles derart, daß man kaum einen Schritt mehr vor sich oder neben sich sehen kann.

Und das alles auf einer Wegbreite von kaum einem Meter.

Hü — hü — hüi —

Tscheng — preng — preng —

Grad über uns in die Steine war die Granate gegangen.

„Vorwärts!"

Steine und heiße Eisenstücke prellen auf den Boden zwischen Hufe und Beine.

Wieder brüllt es drüben in Misurina auf.

Warum nur der Jörgl vorne nicht weitermacht!

Wir müssen doch durch, ein Stehenbleiben und Niederwerfen ist unmöglich, da hilft eben alles nichts!

Der Schuß geht zu tief.

Einen Augenblick zittert unter uns die Wand, dann hört man nur das Rieseln und Kollern des abspringenden Gesteins.

Die Tiere zerren an den Ketten, stampfen, schieben sich gegeneinander und schlagen aus. Fluchend reißen die Führer an den Zügeln und drücken ihnen die Köpfe nieder.

Endlich, trotz des Lichtes, ist wieder Bewegung vorne in der Kolonne.

Ich halte mich am Rückblatt des Vorderpferdes. Auf meinem Rucksack spüre ich die Hand des kleinen Hannes.

„Halt di fest, Hannes!"

„Joa!" kommt es ganz ruhig zurück.

Taktaktaktaktak.

Ssss — ssss — peng — peng —

Aha, nun kam erst die wirkliche Schweinerei!

Mitten in die Flanken der armen Tiere platzt es herein, schlägt klatschend gegen die Steine, prellt zischend links und rechts zurück und zieht lange rieselige Bahnen über die dunklen Körper der Pferde. Peng — knallt ein Schuß in die Kochkiste meines Vorderpferdes und verklingt zischend im heißen Essen.

Wir können die Pferde nur schrittweise vorwärts bringen.

Das vierte Tragtier vor mir bricht in die Knie.

Rasselnd kracht die Kochkiste gegen die Wand, einen Augenblick hängt die Kruppe des Pferdes mit der ganzen Hinterhand frei über dem Abgrund.

„Zügel freilassen! Stehenbleiben!" brülle ich noch gerade die Tragtierführer an, denn wenn er das Tier hochreißen will, reißt es ihn selbst nach hinten in den Abgrund.

In diesem Augenblicke bricht der Führer des darauffolgenden Pferdes schreiend in die Hufe des stampfenden Vordertieres, das gerade das linke Hinterbein wieder über die Wegkante herauf auf den festen Boden gebracht hat, und schlägt lang in die schauerliche Tiefe.

Im Fallen reißt er das arme Tier rücklings mit nach unten.

Irgendwo kracht es polternd gegen die Wände, dann hört man noch einen schweren Fall, und dann ist es wieder still.

Da bricht schon wieder ein Pferd nieder. — Der Führer reißt es hoch, ein Aufbäumen, — weit hinaus über den Abgrund schnellt das Tier — sausend schleudert es einen zweiten Körper mit sich —

den Menschen, der es zurückreißen wollte!

Das sind Geschehnisse von Sekunden.

Vorwärts, vorwärts!

Immer neue Einschläge zerbröckeln an den Wänden. Das Blendlicht beizt die Augen, daß diese im Geflimmer nichts mehr erkennen als ein dunkles Etwas voraus, von dem man nicht weiß, ob es der schwarze Abgrund oder ein Pferderücken ist.

Gottlob, es ist das Pferd!

Schieben, die Tiere schieben.

Ein paar Schritte geht es.

Da prasselt es schon wieder.

Schreien, stürzen, ein polternder Laut, — das unheimliche,

gräßliche Pfeifen des absausenden Körpers in der Luft und dann der dumpfe Aufschlag.

Quer über den Steig liegt ein Mensch, verzweifelt klammert er sich an die Steinsplitter in der Wand, wimmernd, brüllend —

„Kopf niederhalten!"

Armer Rumäne!

Plötzlich ertönt ober uns ein Poltern.

Das auch noch! Die Spitze der Wegserpentine über uns, in der Steigung ist im Feuer! Ein riesiger Körper schlägt mit furchtbarem Stoß auf den Rücken und über den Kopf meines Vorderpferdes.

Ein entsetzliches Wiehern — ein Hufschlag haut mir gegen das rechte Knie, ich kann noch gerade die Hände von dem Kopf reißen und zurückspringen.

„Au du!" höre ich eine Stimme hinter mir.

Das war der Hannes, dem ich auf die Füße gesprungen bin.

Ganz leer ist jetzt der Steig vorne. Mein Vorderpferd ist weg.

Sssss — peng — sssss — peng —

Niederwerfen!

Wenn nur von der oberen Serpentine jetzt nicht noch ein zweites Tier abstürzt oder ein Soldat heruntergeschlagen wird.

Ich liege auf etwas Weichem, Knisterndem.

Ach so, das ist ja der Postsack!

Endlich springt das Scheinwerferlicht weg, steigt höher und sucht weiter oben im Fels.

Auf!

Rammm —

Himmelsakra — woran habe ich mich denn jetzt gestoßen?

Eine umgestürzte Kochkiste liegt da am Steig.

Bleib liegen — Luder damisches!

„Hannes, bisch noch da?"

„Ja!"

Wir springen den Steig hinauf. Und dann noch rasch über die Serpentine, von der aus ein stürzendes Tragtier noch mein kleines schwarzbraunes Vorderpferd in die Tiefe gerissen hat.

Nach fünf Minuten sind wir an der Tränkerstelle, wo das Bergwasser in einer Holzleitung gesammelt wird. Dort finden wir auch die anderen.

Der Jörgl steht schweigend mit der Pfeife im Mund und drückt mir die Hand.

„Daß du noch da bisch!"

„Wie viele haben wir denn verloren?"

„Fünf Roß und drei Mann!"

Die Rumänen rücken und schnallen zwischen den noch immer zitternden und schnaubenden Tieren an den Kochkisten und Tragsätteln herum.

„'s Trinkwasser hab' wir aa verlor'n!"

„Da müssen wir eben eine Kochkiste leeren!"

„Was, mir hab'n eh schon z'weng. Und a Broatsack isch aa abigang'n!"

„Unten am Steig liegt no a Kochkist'n!"

„Geh'n wir sie hol'n!"

Zwei Rumänen sollen hinunter.

Sie wollen nicht.

„Dann hol' ich sie!"

Das war der Hannes.

Der Jörgl macht wilde Augen.

„Hier bleibst, Rotzbua!"

„Vorwärts, Kochkiste holen!" herrscht er dann die Rumänen an.

„Nix! Nix! Alles kaputt!"

„Hunde elendige, wartet's —" schon holt er wütend mit seinem Stock aus.

„Laß, Jörgl, ich hol sie schon mit oan Führer!"

„Du da", sage ich zu einem jungen Soldaten, „komm mit!"

Sssss — pfeift es da wieder über unsere Köpfe in die Steine. Der Scheinwerfer kommt wieder tiefer gegen uns her.

Mürrisch schüttelt der junge Rumäne den Kopf.

„Du nix befehl'n!" sagt er zu mir.

Was sollen wir drei Tiroler mit den zwölf feindseligen Kerls da mitten am Steige machen? Ein Ruck von denen und wir liegen unten. Keine Katz kann jemals erfahren, wie wir „gefallen" sind.

Da kommt ein gurgelnder Wutlaut aus dem Jörgl.

Das Gewehr reißt er herunter.

Laut knackt der Verschluß.

Mitten auf der Brust des jungen Rumänen liegt der Lauf.

„Marsch — oder du liegst auch unten!"

Ein haßerfüllter Fluch in fremder Sprache ist die Antwort, dann springt der Rumäne zurück, läuft über den Steig hinab und verschwindet im Dunklen.

„Toni, spring nach! I halt die da schon im Schach!"

„I auch", sagt da eine Stimme.

Jesses, der Hannes! In der kleinen Hand blitzt eine lange Messerklinge. So stehen sie beide, der Alte und der Junge an die Wand gelehnt mit vorgehaltenen Waffen, und verfolgen trotz der Dunkelheit jeden Schritt der Treiber mit wachsamem Auge. Schwer ist es in diesem Augenblick, die Kameraden allein zu lassen. Aber das Wasser für die oben ist wichtiger.

Unten an der Kochkiste erwische ich den jungen Rumänen wieder.

„Du da, komm her und faß an!"

Ohne ein Wort der Widerrede hebt er jetzt mit mir die schwere Kiste auf.

Teufel, wie heiß sich die anfaßt.

Wie wir zu den anderen wieder hinaufkommen, steht da der Jörgl und der kleine Hannes noch immer mit vorgehaltener Waffe da.

Wir leeren die Kiste aus. Glitschend ergießt sich das warme Essen über die Steine.

„Die Fleischbrocken drin lassen!"

„So und jetzt Wasser hinein!"

Einem Pferd muß die Kiste noch zugeladen werden.

„Schnallt's die Säck mit'n Brot ab."

Das geht wieder nicht. Die Tragsättel verlieren das Gleichgewicht durch die plötzliche ungleiche Belastung und drücken die Pferde auf der einen Seite nieder.

„Alles umpacken, aber schnell, bevor wir wieder ins Licht kommen!"

Nach einer Viertelstunde ist alles halbwegs neu verstaut.

Am Umladeplatz warten schon die Schützen.

„Habt's a Wasser?" ist die erste Frage.

„Wasser, jo, a Kochkist'n voll!"

„Laßt's a bissel die Feldflaschen vollmachen!"

„Wartet bis wir oag'lad'n hab'n!"

Der Unterjäger Kinniger steht da und zählt die abgeladenen Kochkisten.

„Wo san denn die anderen?"

„Dort unten", sagt der Jörgl und spuckt dabei aus.

„Obag'schoss'n!"

„Ja!"

„Ja, wie soll'n mir denn da jetzt alle verpfleg'n!"

„Woaß i's?"

Seit vierundzwanzig Stunden haben die Männer hier heroben nichts warmes im Magen. Unschlüssig stehen die

Schützen herum, die tragen helfen sollen und nun umsonst den Weg von der Stellung herunter gemacht haben.

„Wieviel Brot habt's denn noch?"

„Einen Sack!"

„Da können wir halt nur ein halbes Brot für'n Kopf austeil'n!" meint der Unterjäger.

„Was habt es denn da für a Wasser mitbracht, dös isch ja ganz versalz'n."

„Wir haben's in a übrige Kochkist'n einileer'n müssen!"

„Na, die da oben in der Stellung werden sich freuen!"

„Bruggler!"

„Ja!"

„I hab oan Dienstzettel für di, der Hauptmann will di wieder z'ruck zur Kompagnie hab'n. Wohl für'n Hackhofer, der isch gestern g'fallen!"

„Na!" schimpft der Jörgl.

„Wieso regst di denn auf?" fragt ihn der Unterjäger zurück.

„Weil i zwoa Leit brauch, dö sicher san, dö Rumänen sind mir net sicher!"

„Wos, dö woll'n net!"

Der Jörgl erzählt von dem Vorfall, nachdem wir Feuer bekommen hatten.

„G'sindel!" macht der Unterjäger und erwischt einen Rumänen, der gerade den Tragtiersattel abhängt, am Arm.

„Du, kaput, wenn du Befehl nicht befolgst!"

„Nix, nix — ne — ne", macht der nur und schüttelt den Kopf.

„Hannes!"

Wo ist der Bursch nur?

Ich frage die Schützen, die Tragtierführer.

Keiner hat etwas gesehen.

Hier an der Umladestelle ist kein Hannes zu finden.

„Werd wohl ob'n bei der Kompagnie auftauch'n", meint einer der Schützen, „jetzt giahn wir aber, bevor's Tageslicht kommt!"

Ich lese beim Flackern eines Zündholzes den Dienstbefehl.

„Standschützenpatrouillführer Anton Bruggler rückt mit heutigem Datum unverzüglich zur Kompagnie als Ersatzmann für den gefallenen Standschützenunterjäger Alois Hackhofer ein."

Der Hackhofer tot!

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man so als „Ersatzmann" für einen Toten eingereiht wird. Und wann, wann wird es wohl heißen: „als Ersatzmann für den gefallenen Standschützenpatrouillführer Anton Bruggler" —

„Kisten aufladen!" ruft der Unterjäger Kinniger.

Zwei und zwei Schützen heben die schweren Kochkisten auf, hängen sie an die Tragstangen und machen sich auf den Weg.

„Pfüat di Jörgl! Schick mir morg'n mei Sach'n!"

„Ja, pfüat di Toni!"

Gerade in diesem Augenblick leuchtet am Himmel noch einmal der Lichtstreif des Scheinwerfers auf.

Er beschreibt einen Bogen, gleitet über den Morgenkopf, kommt drüben bis an den Toblinger Knoten heran und spielt noch einen Augenblick sogar bis an die Schusterwand — dann schraubt er sich wieder zurück, hinüber zum Sextenstein und geht dann endlich herunter auf das Zinnenplateau.

„Wann ihr den Scheinwerfer einmal z'sammschiaßt, dann dankt's euch mei kloaner Franz, weil ihr ihm den Vater erhalten habt's", meint der Jörgl noch nach dem Händedruck.

Der Franzl ist nämlich ein kleiner Pustererbub von zehn Jahren und des Jörgl's Stammhalter, an dem der sonst etwas verbummelte Vater mit abgöttischer Liebe hängt.

Nun heißt es noch eine Stunde hinaufsteigen bis zur Stellung.

Als wir ankommen, graut der Morgen hinter den Zinnen.

Die Schützen fluchen.

Es ist die dritte Nacht, daß sie mit der halben Ration auskommen müssen, weil wir jede Nacht Pferde und Lebensmittel eingebüßt haben.

Ich melde mich beim Theißen Anderl.

„Standschützenpatrouillführer Anton Bruggler meldet sich gehorsamst zur Stelle!"

Der Hauptmann sitzt in seiner Kaverne, die gerade so groß ist, daß man mit gebeugtem Kopf in das Felsloch hineinschlupfen kann, und liest die Befehle, die ich mit der Post bei der Ankunft dem neuen Oberjäger Herrmann abgegeben habe.

Das Wasser tropft von den Wänden — kalt ist es hier herinnen im Stein. Ein eiskalter Hauch kommt von den engen nassen Wänden. Dabei flackert das Kerzenlicht unruhig hin und her.

In einer Ecke steht des Hauptmanns Stutzen. Dann ein Lager aus angefaulter Holzwolle, eine Decke darüber und sonst nichts.

„'s isch gut so, Toni", sagt der Hauptmann und reicht mir die Hand.

„'s isch wieder oaner g'fall'n!" fährt er dann dumpf fort, „wenn dös so weiter geht, hab'n wir in a paar Woch'n koa Bataillon Sillian mehr. Ja, Toni, du mußt mit dein Fuß eben aushalt'n!"

„Dös werd schon giahn, Ander", gebe ich ohne militärische Betonung zur Antwort zurück, denn gerade jetzt fühle ich plötzlich, wie er mir in diesen Wochen im Spital gefehlt hatte.

Wie grau sein Haar an den Schläfen geworden war! Auch sein Gesicht hatte strenge, fast fremde Züge bekommen, die ich früher nie beobachtet hatte.

„Gut, Toni, nachher übernimmst du die Feldwach Eins, triffst dort ohnehin mein Buabn und den Berger Christl und alle andern noch" —

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich möchte nur gehorsamst melden, daß der Taschler Jörgl Sie um ein paar Leute als Begleitmannschaft bittet, weil die rumänischen Tragtierführer nicht mehr zuverlässig sind!"

Da ist auf einmal auch beim Hauptmann die finstere Falte zwischen den Augenbrauen, die gleiche, die ich damals schon beim Leutnant Bauer sah, als wir über die Deutschen im österreichischen Vaterlande sprachen.

„So, so, Toni. Dö Rumänen net zuverlässig und i soll wieder zwoa Mann hergeb'n, wo i eh niemand hab! — Dann söll'n sie den Krieg ohne uns führ'n, wenn sie sich auf die Leit, die sie herstell'n, net verlassen können!"

War das der Hauptmann, der Theißen Anderl, der so sprach?

Der Anderl, der immer ein Wort des Ausgleichs, der Aufmunterung an die Schützen gefunden hatte, wenn diese sich über die Unzuverlässigkeiten der Soldaten fremder Nationalität beklagten. Was mochte der Mann da vor mir auf der umgestürzten Munitionskiste für Erfahrungen inzwischen gemacht haben, daß er so bitter sprach.

„Hol mir den Kinniger eini!"

Wie der Kinniger neben mir Front machte, hatte der Anderl wieder das ruhige, gute aber kaltblütige Bauerngesicht, das ich immer an ihm gewohnt gewesen war.

„Kinniger, du mußt dir den alten Baumgartner mitnehmen und bist somit mit'n Baumgartner zum Staffel vom Jörgl kommandiert. Und jetzt sag i dir's! Wenn oan oanziges Mal a Tragtierführer G'schicht'n macht — oba mit ihm — oba, hast mi verstanden, Kinniger, — i bin sonst a guter Christ'nmensch, aber das Leb'n von meine Schütz'n

ist mir z'lieb, das sell ist mir wertvoller als dö anderen, Herrgott, verzeih mir die Sünd, aber es is aso, ja, so ist es! Nachher kannst giahn. Pfüat di!"

„Und du Toni", fuhr er zu mir gewandt fort, „du erzählst mir jetzt einmal genau die Ohrfeigeng'schicht vom Feldspital! Aber alles will i wiss'n, die ganze Wahrheit, verstehst du!"

„Zu Befehl, Hauptmann Ander!"

Ich berichtete ihm alles wahrheitsgetreu. Als ich geendet hatte, saß er da, mit gesenktem Kopf, und hielt beide Hände vor das markante, gefurchte Gesicht.

„Schlag'n, einen verwundeten Standschützen schlag'n, weil sei Mutter bei ihm ist! Na, so eppes hat's damalig, wo i in Bosnien Dienst gemacht hab, net geb'n. Freili, damals sind die Zeit'n aa noch anderscht g'wes'n, — aber unsere deitsch'n Leits sind heit a grad so gut, wie mir damals. — Toni", fuhr er plötzlich aus seinem Selbstgespräch — „Toni, jetzt hab i gnua. I hab lang gnua zug'sehn in die Monat, die mir in Stellung sind, wie dös G'sindel unsere Soldaten unterwühlt und aufredet — i mein net die Deitsch'n, aber es sind da Marschkompagnien herob'n aus Böhmen, da ist neilich a tschechischer Fähnrich mit vier Mann überg'lauf'n, und nachher hat der Wallische uns die Feldwach' drei aufg'hob'n. Und wenn es so ist, daß wir nimmer auf die eigenen Leit Verlaß hab'n, nachher kenn' i auch keine Rücksicht mehr — na — keine. I mach'n Rapport weg'n deiner Sach'n und net im Dienstwege, weil sie's eh net durchgeh'n lass'n bei der Brigade, sondern direkt ans Landesverteidigungsministerium! Weg soll'n die Leit, die net kämpfen woll'n, weg von der Front. Uns Deitsche soll'n sie allein lass'n! Mir halt'n's aus, wenn wir a no so wenig sind — weil wir uns aufeinander verlass'n können. Und Hinterlandstachinierer*), wie

*) Hinterlandstachinierer: Wiener Ausdruck für Drückeberger.

der Stabsarzt im Feldspital, der meine Leit ohrfeig'n tut, die zeig i an. Tragt'n Offiziersrock vom Kaiser und schlagt Tiroler Standschützen — oba mit dem, oba! —"

Ich stand sprachlos. Einen solchen Ausbruch hatte ich nicht erwartet. Und doch, er hatte recht, wie recht!

„So Toni — jitzt gehst zur Feldwach umi. Dein Rucksack hast eh da. Der Leutnant Bauer werd di inschtruieren. Neben euch ist boarisches Militär, Jaga seind's aus Kempten — mit die vertragt's euch eh gut. Pfuat di und grüaß mir'n Buab'n!"

Das Wiedersehen mit den Kameraden war herzlich. Vor allem mit dem Leutnant Bauer und dem Anderl junior. Aber die größte Freude machte mir das Wiedersehen mit dem Christl.

„Isch mir a Zeit lang word'n ohne dir", meinte er brummend und spuckte aus.

„Isch a teifliche Feldwach, aber schön ist's aa. Wann dö Wallisch'n am Paternsattel auf dö Latrinen giahn, knall'n wir sie oba!"

Die Kompagnie liegt hier am Schwalbenkofl „hineinverteilt" in zwei böhmische Marschkompagnien. Eben jene, von denen der tschechische Fähnrich mit ein paar Tschechen desertiert ist. Die Hälfte der Mannschaft besteht aus Deutschböhmen, die eine fürchterliche Wut über „die Schande" hatten, die ihnen angetan worden sei. Prächtige, begeisterte deutsche Kerle sind das alles — die sich mit uns Schützen sehr gut verstehen.

Sie haben auch zwei Maschinengewehre. Eines steht gerade rechts unter unserem Ausgangsstollen, von dem aus unsere Feldwache zu erreichen ist.

Halb links, hinter der Feldwache, schließen die Bayern an. — Wenn schönes Wetter ist, üben die drüben an der

Rückseite des Toblinger Knoten „Klettern". Wir lachen uns die Bäuche aus dem Leibe, wenn so einer hilflos an den Steinen hängt und irgend ein Oberbayer ihn dann von unten mit seinem Bergstock stößt und hochstubbst.

Vor uns am Plateau liegt die Zinnenhütte.

Zerschossen.

Der Herr Cadorna hatte sie ja in seinem Beschießungsbericht als Panzerfort angesehen gehabt.

Nun lag sie zerstört und zertrümmert da, die Hütte.

Die Italiener haben dort eine vorgeschobene Feldwache hinter den Mauerresten eingenistet, die wir demnächst „aufheben" sollen, wie der Leutnant Bauer bei der Erklärung der „Stellungen" zu mir geäußert hat. Schon in einer der nächsten Nächte.

*

Mitternacht.

Bis vor einer Viertelstunde hat der Mond jedes Scheinwerferlicht und jede Leuchtrakete unnötig gemacht.

So eine helle, klare Augustnacht ist draußen.

Aber jetzt ziehen dunkle Wolkenfetzen über die Zinnen und den Paternkofl.

Ganz drunten in der Schlucht hört man das Wasser rauschen — es klingt beinahe unheimlich bis an die Höhen.

Es geht auch ein Wind herüber vom Paternsattel — so ein richtiger Morgenwind. Nun treibt er die Wolken mit, und die wollen uns nicht gefallen. Das gibt Sturm; für die „Aktion", die wir vorhaben, ist es freilich besser, aber wenn der Sturm über die Felskanten hinbraust, dann ist es mit dem „Festhalten" Essig, und das Festhalten ist nun einmal nötig.

Die Feldwache besteht aus zwei vorgelagerten Felsblöcken, die sich mit den Spitzen gegeneinander neigen, wie die Giebel eines Daches. Über Manneshöhe sind Steine aufgeschich-

tet, dahinter Säcke mit Kies gefüllt, und mitten drin sind unsere Ausluge freigelassen, die wir aber wegen der „Durchsichtigkeit“ mit einer Sackleinwand bei Tag verhängt haben. Man kann durch die Maschen der Sackleinwand ebensogut durchsehen. Nur, daß die Alpini drüben unsere Gesichter nicht als Zielscheiben benutzen können.

Die Feldwache ist nach beiden Seiten hin offen, das heißt, daß auf der Plattform zwischen den beiden Blöcken immer nur zwei Mann aneinandergekauert hocken müssen und höchstens drei Schritte nach rückwärts Bewegungsfreiheit haben. Einer steht bei der Eisenleiter am Auslug, der Abgelöste hockt gebückt neben ihm, mit dem Gesicht zu uns herüber, geduckt, weil ein breiter Querstein, auf dem Sandsäcke und der „Ausguck“ aufliegen, ein Geradsitzen unmöglich macht. Zum Hocken hat er gerade ein Fleckchen Stein, auf das wir einen Sack gebettet haben, damit der Sitzende keinen Blasenkatarrh bekommt, wie es bei den ersten Feldwachen an der Tagesordnung war. So erzählten die Kameraden. Bei Tag kann keiner von uns bis zum Anstieg vorspringen, weil die Wache auf beiden offenen Seiten eingesehen ist. So müssen die zwei während des Tageslichtes einander alle Viertelstunden ablösen.

Nun hocken wir in der Dunkelheit aber alle heraußen vor der Kaverne bis zum Feldwachenstand, sturmbereit. Die Wolken über den Spitzen werden immer dicker und der Wind, der von drüben herüberheult, geht immer stärker. Dann und wann bringt er einen lauten, klingenden Ton, einen Schrei mit. Das sind die Alpini, die drunten am Zinnenplateau des Sextenstein wohl bauen und mauern.

„Guat, daß der Wind gegen uns isch“, flüstert der Leutnant Bauer zu mir, „also no amoll. Wir teilen uns. Du, Herrmann, haltest di mit deiner Patroll zur Sextensteinwand. Dort steigst in den Südkamin ein und schneidst die

wallischen Feldwach'n ob'n am Kamm ab. I putz derweil 's Zinnenhotel. Wann du über die Ries'n vorn net z'ruck kannst, gehst grad hinüber über die Spitz'n dort zum Toblinger Knot'n ins Innerfeld. Dö Boarn wiss'n eh scho was los ist und b'setz'n glei den ganz'n Sextenstoan."

Ich gehöre zur Bereitschaft des Oberjägers Herrmann. Das ist ein Lienzer, den ich noch gar nicht näher kenne. Maurermeister soll er von Beruf sein. Das kann stimmen. Denn die Stollen und Wehren im Schwalbenkofl sind nach seiner Anleitung ausgebessert worden, und die zeugen von Fachkenntnis.

„Also nochmals", gibt Bauer an jeden den Befehl weiter: „Niedermachen ohne jeden Lärm!"

So grausig dieser Befehl klingt, so begreiflich ist er doch. Bis es hell wird, muß der Sextenstein, muß die Zinnenfeldwache schon in unseren Händen sein.

Der Italiener kann bei Tageslicht nicht zu seinen vorgeschobenen Leuten über das Plateau vor. Er darf aber auch keinerlei Veränderung bei den Feldwachen beobachten. Die Zinnenhütte wird in der nächsten Nacht wieder geräumt, die Gefangenen zurückgebracht. Und der Sextenstein muß in der nächsten Nacht befestigt und von den Bayern besetzt werden. Italiener, die ahnungslos zur Feldwache kommen, sind abzufangen oder — niederzumachen!

„Heut werd's no a damisches Wetter!" flüstert der Christl neben mir.

„Jo, werd net guat zu steig'n werd'n, wenn der Sturm so anhebt", gibt der Anderl zurück.

„Hat jeder Kletterhaken?" fragt der Leutnant Bauer noch einmal.

„Jawohl", sagt der Oberjäger Herrmann, „ich hab sie jed'n verteilt. Hak'n, Seil, Sprengpatronen und van Flasch'nzug hab'n wir auch dabei."

Drinnen im Stollengang, der in die Kaverne einmündet, schieben sich Schritte vor.

„Herr Leutnant Bauer?" fragt eine Stimme.

„Hier, was ist?"

„Die Kochkiste mit'm Essen ist da, können wir noch eppes verteil'n?"

„Ja, rasch! Die Menageschalen stehen rechts an der Wand auf der Munitionskiste. Aber kein Licht machen! Ihr müßt euch so behelfen!"

„Ja — werd schon gehen. Do isch no a Poscht für den Bruggler!"

Post für mich.

Gleich darauf reicht mir eine schwielige Hand einen weichen, knisternden Brief aus dem dunklen Kavernenloch heraus.

„Woher kriegsch du denn oan Brief?" fragt der Christl verwundert neben mir.

„I krieg halt oan!" sagte ich abweisend, gleich darauf tut es mir schon leid, daß ich dem Kameraden eine so barsche Antwort gegeben habe. Aber — soll ich ihm denn von jener feinen, vornehmen Dame erzählen, die mir, dem Standschützen, einen Brief schreibt, denn der Brief ist von ihr, das spüre ich. Das weiß ich genau, und das erfüllt mich auch mit einem ganz neuen warmen Gefühl. Nur lesen kann ich ihn jetzt hier im Dunklen nicht, erst morgen, morgen — ja, morgen, dazwischen liegt —

„Magsch wohl völlig nicht ess'n z'weg'n dein Brief", sagt der Christl weiter und hält mir die Menageschale mit Fleischsuppe hin —

„Iss' lei, 's Papier gibt dir kei Kraft, abers Ess'n woll — zu dem was jetzt kriegsch —"

„Nicht z'viel essen, Mander", sagt der Leutnant zurück, „von wegen der Bauchschüss'."

„O du Teigel —" patsch macht der Inhalt einer ausgeleerten Eßschale im Geröll —

„Christl, was hasch denn, da iss' das meinige —"

Ich halt ihm die Menageschale hin —

„Na, ih mag jetzt nimmer —"

„Muß der uns grad jetzt an dös da erinnern!"

Ich mag auch nicht mehr essen. Und ich hatte doch auch Hunger gehabt und mit dem Briefe da hätte mir das Essen sogar noch besser geschmeckt — aber das Wort des Leutnants —

„Lieber Gott, alles, nur keinen Bauchschuß", denke ich und werfe das Essen weg.

Patsch, patsch, klatschen die Portionen alle nacheinander ins Geröll.

Keiner hat Lust etwas mehr zu essen —

„Ös seid's a gleich damische Leut'", schimpft der Leutnant leise.

„Hab ja lei g'moant net z'viel essen, man weiß ja nie, was kimmt!"

Ja, man weiß ja nie, was kommt. Da hat er ja recht —

Ob ich jemals eine Antwort schreiben werde auf diesen Brief da in meiner Hand —

Und wenn sie den Brief oder den nächsten zurückbekommt mit dem Vermerk:

„Gefallen."

Ob es ihr nur leid tun wird? — Oder —

An die Mutter denke ich gar nicht, das ist scheußlich von mir.

„Fertigmachen!"

Ich schiebe den Brief in den Brotbeutel. Ihn unter die Bluse zu schieben, habe ich keine Zeit mehr.

Ganz schwarz ist jetzt der Himmel — man erkennt kaum mehr als die Spitzen drüben.

„Christl", sage ich plötzlich. „Christl."

„Ja!"

„Christl, wenn mir eppes g'schieht, so kehrst einmal in Brixen beim Rekonvaleszentenheim zua und bringst der Hausfrau oan Gruaß!"

Ich fühle, wie mich der Christl im Dunklen einen Augenblick groß ansieht, dann geht ein leiser Pfiff durch seine Zähne.

„Schau, schau — i denk du willsch Pfarrer wer'n — na, a takt's Weibele isch wohl besser, wia a Widumshäuserin — werd gemacht, i mein' das Zuakehr'n. Zu sterb'n, an söll woll'n wir net denk'n, grad jitzt!"

„Dummer Kerl!" denke ich und bereue es, daß ich ihm das gesagt habe — aber jetzt ist keine Zeit zum Denken.

In der Kaverne wird leises Sprechen und Schlürfen laut. Unsere Feldwachablösung für die Dauer unseres Angriffs ist da. Wir mit dem Oberjäger sollen zuerst los. Bauer gibt dem neuen Feldwachkommandanten, einem Leutnant von den Böhmen, noch rasch die Feldwachdispositionen. Dann muß auch er auf, gegen die Zinnenhütte.

„Los!"

In der einen Hand die Gewehre, in der anderen den Brotsack haltend, damit nichts klappert, so springen wir über das Geröll den Abhang hinab.

Ein paar Steine rieseln nach —

„Sst!" macht der Herrmann vorne.

Ja, wir wissen schon, daß die Steine nachkollern, ist ja nicht unsere Schuld, das läßt sich hier schwer vermeiden.

Links steht ein spanischer Reiter —

Rrrrtsch — wer ist denn jetzt hängen geblieben?

Pleng macht eine Eßschale, die wohl im angerissenen Brotbeutel vom Stacheldraht gekratzt worden ist. Der Oberjäger

ist schon zu weit unten, gottlob, sonst hätte er sich nochmals ärgern müssen.

Hundert Schritt mögen wir so, wie die Gemsböcke, heruntergesprungen sein.

Da kauern die vordern zwei.

„Niederlegen!"

Wie wir das Ohr am Boden haben, hören wir deutlich ein Sägegeräusch.

„Die schneiden ihre Streben in den Kavernen!" flüstert der Christl.

„Mander, rechts zubihalt'n, grad auf'n Einsteig zua, — wer ang'halt'n werd, sticht die wallische Wach nieder!"

„Ja!"

„Hängts die G'wehr übern Buckel, fest zuaschnall'n!"

„Habts die Messer fescht!"

„Ja!"

„Jetzt zubi bis zum alt'n Tourist'nsteig, ganz links bei der Südwand!"

Wir springen noch ein paar Schritte, dann heißt's nieder und kriechen.

Wenn man nur etwas in der Finsternis unterscheiden könnte.

Seitlich rückwärts spüren wir einen Lichtschimmer. Der Scheinwerfer vom Rinbianco beleuchtet wieder die Wegserpentinen zum Rienztal.

Dich kenne ich, Freund!

Allmählich gewöhnen sich die Augen an die neue Dunkelheit.

Finster baut sich der Sextenstein vor uns auf.

Noch fehlen zweihundert Schritt bis zu ihm.

Da ist der alte Touristensteig.

Ganz glatt fühlt sich der Boden an.

Auf den Knien geht es weiter.

Die Gestalt halblinks voraus, das muß der Christl sein.

Wir hören sprechen.

Achtung, gleich sind wir heran!

Jetzt das Messer fest!

Da ist schon die Wand, ein ganz finsterer Strich von oben nach unten. Das ist der Einstieg.

Verhaue.

Zsak, zsak, szak —

Der Oberjäger schneidet mit der Schere den Draht durch.

Wir liegen, das Gesicht in den kalten Schotter gedrückt, in atemloser Spannung —

Wieder sind die Stimmen, rechts, weiter unten.

Das ist die Alpinifeldwache in den Ruinen vom Schutzhaus.

Gsirr, gsirr schleift sich der erste durch den Verhau —

Wir anderen warten — nichts rührt sich drüben —

Rasch der nächste —

Grad wie der im Draht kriecht, kommen von rechts her plötzlich schlürfende, langsame Nagelschuhschritte —

Eine Gestalt löst sich dicht neben der Wand aus dem finsteren Schatten der Berge.

Dann noch eine.

Sie tragen etwas —

Die Essenträger für die feindliche Feldwache oben am Sextenstein.

Wenn die auch in den Kamin hinaufwollen —

„Piano, piu piano", sagt eine Stimme halblaut —

Leiser, leiser —

Der Oberjäger muß dicht an ihnen sein.

Ob er? —

Die beiden Gestalten treten wieder in den Bergschatten zurück —

Ganz platt, ganz nieder liegen wir keine dreißig Schritt von ihnen.

Die Schuhnägel kratzen jetzt auf glattem Stein, dann treten sie auf Holz.

Tok — tok — tok — macht das.

Da sind also im Kamineinstieg Holztreppen — das ist schlecht für uns.

Da, wieder Stimmen.

„Sergente!“ Sergeant —

„Chi è?“ Wer ist – kommt eine andere Stimme irgendwo von oben herunter.

„Ecco il rancio!“ — das Essen —.

Irgendein scharrender Laut ist drinnen im Kamin — man kann nicht unterscheiden, was es ist — es dauert eine ganze Weile, bis es wieder abstirbt.

„Pronto — tira —“

„Tira“ — das heißt „zieh an“.

Die ziehen ihr Essen mit Seilen hoch.

Wieder schurrt es drinnen, dann gibt es hin und wieder einen dumpfen Stoßlaut —

Wahrscheinlich haben sie die Kochkiste mit Säcken umwickelt, damit das Blech nicht am Stein laut anklingt.

„El va el birrocc'! Torniamo“ — das heißt „laß ihn laufen, kehren wir um“.

Richtig — da ist wieder das Tok—tok—tok auf den Treppen.

Jetzt erscheinen die beiden Soldaten am Einstieg.

Ob der Oberjäger die jetzt —

Sie kommen leise miteinander redend näher.

Jetzt —

Nichts.

Sie gehen längs der Wand vorbei, verschwinden gegen die untere Feldwache zu.

Dort schaufeln und graben sie. — Um so besser.

Jetzt los —

Durch unter den Draht — krrsch — irgendwo an der rechten Wange habe ich einen Kratzer — Teufel — meine Mütze ist mir hängengeblieben — meine schöne neue Mütze.

Laß sie hängen.

Und jetzt, zwei drei Sprünge —

Da an der Wand lehnen zwei.

Herrmann und der Theißen Sohn.

Da ist ja auch schon der Christl.

„Schuhe aus!"

„Bind't sie mit die Schuhriem' hinten am Brotsack fest!"

„Soll'n wir die Seil knüpf'n?"

„Na, aber paßt zu — wann uns oaner den Weg sperrt, müss'n wir außer über's Band."

„Ja."

„Anderl, du bleibsch glei ober der Trepp'n, wenn oaner von unten kimmt, oba damit!"

„Abstand halt'n, damit oaner den andern beim Fall'n net abiwirft!" sagt Herrmann noch, dann verschwindet er im Einstieg.

Gleich darauf geht der Christl los — dann auch ich.

Tap, tap, tap machen unsere dicken Socken auf dem Holz —

Links und rechts gluckst Wasser an den Wänden.

Den Einstieg kennen wir alle aus guten Tagen — hier unten haben schön drei Menschen nebeneinander Platz.

Die Treppe geht erst links, dann rechts, schön angelegt von einer Wand an die andere und dann wieder an die erste Wand zurück. Auf allen Vieren tappen wir hoch, wie die Affen in einem Jahrmarktskäfig.

Halt —

In einem Wandvorsprung steht eine Kiste.

Eierhandgranaten —

Wir liegen an den Treppenstufen gepreßt, einer rechts, einer links und ich wieder rechts untereinander und lauschen. Von oben her hört man deutliches Löffelklappern.

Die essen jetzt.

Teufel, wenn wir sie jetzt —

In mir ist es wie Fieber.

Ist das denn Mordlust?

Aber doch irgendetwas sucht nach Entspannung, nach Auslösung — zuschlagen muß ich bald, ob ich will oder nicht —

Ja zuschlagen.

Ganz klebrig pappt sich der Messergriff in der Faust —

Der Herrmann oben stapft weiter — plötzlich rieselt irgendwo Kies. Da muß die Holztreppe zu Ende sein —

Ruhig — da ist eine Leiter —

Zwei schwarze Klötze schieben sich daran hoch —

Jetzt noch zwei, höchstens drei Minuten, dann ist der Oberjäger oben und dann —

Ja, dann —

Wenn die oben ahnten!

Jetzt bin ich auch schon mitten auf der Leiter.

Ganz gleichgültig ist das alles.

So, noch ein Tritt und noch einer und noch —

Ich habe ja einen Brief in der Tasche, einen Brief, einen lieben langen Brief —

Lang, ob er wirklich lang ist —

Schwung höre ich da ober mir etwas —

Jetzt wieder — schwung —

Der Oberjäger und der Christl sind oben —

Noch ein Griff —

„Oh dio — Dio! —" gellt es plötzlich laut in die schweigende Bergnacht hinein — dann erstirbt der Schrei in einem gurgelnden, verhallenden Laut.

Stirbt schon einer?

Wie ich auf die Steinplatte ober der Leiter zu stehen komme, wirft sich eine schwere Gestalt wuchtig auf mich — doch diesmal ist mein Messer noch schneller —

Zustechen — zustechen — denke ich nur, dann spüre ich, wie das Messer sich in etwas Weiches, Lebendiges — tief einbohrt —

Rammsch — rammsch — knirscht es —

Ins Gesicht zischt mir ein spritzender, heißer Strahl — Blut —

Der Mann an mir taumelt zurück, etwas polternd klirrend hinter ihm —

Krachend schlägt er über eine Kochkiste, die er im Fallen polternd umwirft —

Heraus mit dem Messer aus dem fremden Körper.

Furchtbar, wie der Mensch aufbrüllt —

Da kracht ihm ein schwerer Gegenstand mitten aufs Gesicht —

Spritzer klatschen mir bis an die Stirne herauf, einer pappt mir direkt auf den Mund —

Ekelhaft —

„Wia die Viecher müss'n mer sie totschmeiß'n, damit sie net schreien!"

Das ist der Christl.

Voraus ringen zwei, ineinandergekrampft, nein verbissen, soviel man im Dunklen unterscheiden kann. Der Große, der muß der Oberjäger sein.

Die sind ja am Felsrand, um Gottes willen, wenn der Herrmann ausgleitet —

Hin zu ihm — ihm helfen —

Grad hat der sich mit seiner ganzen Schwere auf den kleineren Italiener geworfen und ihm beide Hände mit seinen wuchtigen Tatzen zurückgebogen, da fährt der Christl dem Italiener mit dem Spaten über den Kopf.

Es gibt einen dumpfen knallenden Laut, als ob etwas platzt — dann bricht der kleine Alpino kopfüber nach rückwärts und reißt im Fallen beinahe den in ihn verkrampften Oberjäger mit — einen Augenblick nur, dann schlägt drunten ein Körper gegen den Stein —

Wum — wum macht es noch —

Tief aufkeuchend kniet der Herrmann am Steinrand und hält beide Hände weit nach vorn gestreckt —

„Ja — Teifl, jetzt war i aber nah dran, fast hätt' er mi mitg'nommen!"

„Ja, nah waren wir wohl alle daran!"

Drei Tote liegen da auf dem engen Platz unter den Schießscharten, durch die der Bergwind heult und pfeift.

Keiner von uns ist verwundet.

„Grad mitten ins Essen bin ich ihnen einag'sprungen!" sagt der Oberjäger aufseufzend und packt eine Leiche an den Händen.

„Geht's Buab'n! Werft es dö Toten umi zur Brustwehr!"

Wir schleppen die Leichen an die Steinbrüstung und legen sie nebeneinander.

Dann sammeln wir die Eßschalen, Löffel, einen Hut und die Gewehre und legen alles auf die Toten.

„So, jitzt woll'n wir erscht die Schuh anziehen!"

„Ja — so!"

Ich finde meine Schuhe nimmer. Weiß Gott, wo die hier heroben liegen.

„Zieh oan Wallischen seine Schuh aus!"

Die Füße von dem einen Toten sind noch ganz warm.

Ich glaube, es ist sogar „meiner", dem ich die Schuhe wegnehme.

Nur nicht sein Gesicht sehen, das von dem Stein, mit dem der Christl —

Jetzt kann es wieder an die militärische Aufgabe gehen. Daß die Italiener das Schreien drüben nicht gehört haben.

Wir lauschen in die Nacht hinaus.

Die Wolken sind wieder dünner geworden. Nun hat es doch keinen Sturm gegeben. Da und dort sehen wieder Sterne hervor. Und drüben, über dem Antelao, kommt der erste graue Schimmer aus dem Himmel hoch.

Es ist höchste Zeit, wir müssen vorwärts machen.

Von der Zinnenhütte herauf kommt kein Laut.

Haben die lautloser gearbeitet als wir — oder?

Wenn das Oder wirklich wäre, dann können wir uns für die kommenden Stunden gratulieren.

„Christl, hol' den Anderl aufa'."

„Ja."

Während er wieder absteigt, warte ich stichbereit an der Leiter auf seine Rückkehr.

Endlich unter mir das Tap-tap-tap —

Eine Gestalt kommt höher.

„Halt — wer da!" frage ich gedämpft.

„I bins, Toni!"

Der Christl springt von der Sprosse herüber zu mir — dann noch einer. Das ist der Anderl —

Noch eine Gestalt, eine gedrungene, kleine —

„Halt!"

„Laß lei, es isch der Baumgartner Hannes!"

„Wer?"

„Ja, i bins", machte da eine hohe Stimme.

„Bua, wie kimmsche denn jitzt auf einmal daher?"

Seit jener grausigen Anstiegsnacht mit den Tragtieren hatte ich den Burschen nimmer gesehen, und jetzt tauchte er auf einmal wieder auf.

„Plötzlich isch er neb'n mir g'stand'n, der Bua", sagt der Anderl ganz resigniert.

„Wie bisch du denn umi kemmen?“ herrscht der Oberjäger den Buben jetzt an.

„Mit dem Leutnant seiner Patroll' — i bin mit die Essentrager, mit'n Großvatta in enkere Feldwachkaverne vorkemmen und von dort bin i halt mit die andern mitg'lauf'n, wia i g'hört hab, daß dö auf die Wallischen losgiahn!“

„Teifelsbua“, macht da der Oberjäger und verbeißt das Lachen.

„Kannst wenigstens schiaß'n?“

„Net werd i's kennen!“ gibt der Racker frech zurück.

„So hab'n wir einen Mann mehr! Schad nix! Da gehsch jetzt her zu mir und befolgst jed'n Befehl, sonst werf i di über die Wand oba!“

„Oha“ macht da der Hannes und kratzt sich am dicken Haarschopf.

Wir müssen sofort gegen die Bayern hin die Aufhebung der italienischen Feldwache bekanntgeben.

Dann dürfen die Italiener droben am Paternsattel möglichst spät erst die Wegnahme des Postens bemerken.

Wie können wir nur die Bayern verständigen?

„Hast du eppes von der Zinnenhütte beobachten kennen?“ fragt Herrmann besorgt den Anderl.

„Na, nix, gar nix! I woas net, ob der Anschlag vom Bauer seiner Patroll geglückt isch oder net.“

„I bin mit den andern bis an den wallischen Verhau mit vorkemmen“, meldet sich da der Hannes, „aber da hab i mi z'viel links zuba g'halt'n und nachher hat mi der Anderl bald umig'lass'n!“

„Jo, völlig stech'n han i wöll'n, weil i net g'wußt hab, ob's ein unsriger isch, der da vor mir umananander kraxelt.“

Diese Buben! Und daheim liegt seine Mutter im Wochenbett.

Wir arbeiten an den Verkleidungen.

Drüben wird der Himmel schon ganz rot.

„Die sehen uns aber vom Paternkofl aus."

„Teifl — eing'seh'n san wir von dö Alpini ob'n freila!" Da können wir bei Tage lei die wallischen Hüat und Röck anleg'n!"

„Jo, sell isch das oanzige — wenn sie aber die Leich von den Dag'stürzten lieg'n seh'n."

„A völliger Unsinn isch das B'setz'n lei g'wes'n", brummt der Christl. „Zu halt'n isch der Poscht'n eh net für uns!"

Da hatte er eigentlich recht. — Eine österreichische Feldwache war auf diesem Punkte immer eingesehen.

„Hilft alles nicht, Christl", sagte da der Herrmann. „Befehl isch Befehl! Da sind wir und hier bleib'n wir!"

Dagegen war freilich nichts zu bemerken.

„Aber den Hannes schick i zu die Boarn umi."

Der Sextenstein verlief nach ungefähr vierzig Metern Felswand in einem Grat bis zum Toblinger Knoten und dem Innich-Riedl hin, wo die bayrischen Jäger sich bereits bis nahe an die Felswand herangegraben hatten.

Über die Wand mußte nun der Hannes.

„Hannes!"

„Ja!"

„Hannes, du bisch sonst a g'scheiter Bua!"

„Ja, Oberjaga!"

„Alsdann — schau — dort unten am Innicher Riedl sind dö Boarn! Mußt über die Wand oba und schaugst, daß ohne ang'schoss'n zu werd'n, umakommst!"

„Ja!"

„So, und ein Zettel kriegst aa mit, den gibst den erscht'n deitsch'n Offizier."

„Ja!"

„Toni, schreib g'schwind a Meldung!"

Ich schrieb im Dunkeln, so gut es ging, eine kurze Meldung, daß wir die italienische Feldwache besetzt hätten.

„So Hannes, jetzt kommst ans Soal!"

Rasch war er angebunden.

Wenn wir alle unsere Seile aneinanderknoteten, reichte es wohl knapp bis an den Fuß der Nordostwand.

„Bald alloanig weiterkommst, machst's Seil los!"

„Ja."

„Pfüat di!"

„Pfüat enk, Mander!"

Einen Augenblick hob sich die kleine Gestalt von der Brüstung des italienischen Ausguckes nach der bayrischen Seite — dann zog das Seil, das der Christl und ich hielten, an.

Wenn die bayrischen Feldwachen nur im Morgengrauen die österreichische Uniform erkannten! Hinten auf der Mütze hatte er wohl den weißen Erkennungsfleck eingenäht.

Gerade, wie mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, erinnerte ich mich erst daran, daß ich ja keine Kopfbedeckung mehr hatte. Lächerlich. Schüsse hielt die doch keine ab, aber immerhin, es war ein hilfloses Gefühl, so ohne Kopfbedeckung auf das Kommando zu warten.

Langsam ließen wir das Seil nachgehen.

Ruck — ruck — tat es immer, wenn es von neuem anzog und über die Schußbrüstung schleifte.

Braver kleiner Hannes! Jetzt waren wir froh, daß wir dich hatten.

Nun mußte er bald unten am Ausstieg sein.

Rutsch — rutsch —

Dann gab das Seil wieder nach.

Jetzt suchte er drunten.

Gespannt schauten wir hinüber zur Bayernstellung.

Nichts regte sich dort im Morgengrauen.

Droben bei den Italienern am Paternkofl war auch nichts zu sehen.

„Mögt's net doch die wallischen Blus'n anleg'n?" frug der Oberjäger nochmals.

„Z'was?" fragte der Anderl neben mir.

„Daß die ob'n am Paternkofl net glei erkennen, daß wir Schütz'n hier heroben sind!"

„Na", brummte der Anderl, „wenn i sterb'n soll, dann sterb i als Tiroler Standschütz, net als wallischer Soldat!"

Das meinten wir auch alle.

„Obacht, 's Seil spannt wieder!"

Wir gaben nach.

Mit einem Male lag es wieder ganz locker auf dem kleinen Steinvorsprung vor der italienischen Schießscharte.

„Ziag amoll aufi!"

Das Seil kam hoch.

Hatte der Hannes also eine Stelle zum freien Absteigen gefunden?

Grad wie das Seilende über die Brüstung hereinschnellt, fällt hundert Schritt Luftlinie vor uns bei den Bayern ein Schuß.

Krachend fängt sich das Echo in den Bergen.

Da, noch einer.

„Ja, Teifel, sehen die denn net, daß es a Österreicher ist!" flucht der Christl.

„Hell isch es schon gnua."

Aufgeregt starrten wir alle hinüber zu den bayrischen Stellungen, die sich ganz scharf vom Toblinger Knoten her abheben.

„Da, da lauft er ja!"

Tatsächlich tief unter uns lief einer über den Kammrücken herüber zu den Bayern.

„Hat eahn!"

„Wo?"

„Sigsch net, wia er hink'n tut!"

Wahrhaftig, er schien getroffen und zog ein Bein nach.

Trottel bayrischer drüben, der nichts sehen kann!

Jetzt war er am Verhau —

Kroch durch — dann streckten sich ein paar Arme hinter den Sandsäcken hervor und zogen das Bürschel zu sich hinein.

Gottlob, die Seite war uns sicher.

Jetzt kam aber die „Einsicht" vom Paternkofl aus.

„Für die Nacht müss'n mir oan Angriff erwart'n, wenn unsere net früher kemmen", sagte der Hauptmann.

„Verstopf'n wir den Einstieg vom Kamin her."

„Mit was?"

„Na, mit dö Toten natürlich, oder magsch du dich als lebendige Leich einileg'n?"

Wir packten die Leichen an.

Dort, wo die Leiter aufstand, neben der Handgranatenkiste, konnten wir die Leichen am besten zwischen den Wänden „versteifen".

„I mach mit'n Seil zwoa Schling'n!"

Der Christl zog die Stricke zweimal um den einen Toten mit dem eingeschlagenen Schädel, als wenn er ein Paket schnüre.

Ich konnte nach dem Gesicht nicht hinsehen.

Da klebte alles von Blut und Hirn!

Gräßlich, einfach gräßlich.

„Na, bisch do no z'jung fürs Sterb'n", spottete der Christl gutmütig.

„Bisch ja bleich, wia wann selbscht zum Sterb'n warscht!"

„Christl, spott jitzt net!“

„Wär wohl besser, wann du da liegest, was?“

Das wünschte ich mir denn gerade auch nicht.

„So, Toni, jitzt steigsche z'erscht über die Leiter und hebst die Leich. I laß sie mit'n Seil nachher abi.“

Auf der Leiter stehend, streckte ich beide Arme nach oben und hielt gleich darauf den steifen Körper am Hals und zwischen den Beinen fest. Das eine Bein bammelte mir gegen die linke Schulter, aber über mein rechtes Handgelenk fühlte ich plötzlich eine Flüssigkeit, die im Ärmel herabsickerte.

Ich biß mir auf die Lippen.

War ich denn ein Feigling, daß mir plötzlich zum Erbrechen war?

Nur rasch, rasch hinunter.

„Net so g'schwind!“ hörte ich oben die Stimme des Christl, „i kimm ja mit'n Abseil'n net nach!“

Da, endlich die Granatenkiste.

Ich ließ die Leiche auf mein linkes Knie herabgleiten und stemmte den rechten Fuß auf den Kistensockel.

Mit der einen Hand klappte ich den Deckel hoch —

An die dreißig Eierhandgranaten lagen da. Blanke, schön geschraubte Dinger —

„Christl!“

„He?“

„Soll i die Handgranaten außer nehmen?“

„Ja!“

„Schmeiß mir'n wallisch'n Brotsack oba!“

Tschung — kam es herabgesaust und verhing sich an meinem Kopf.

Mit der freien Rechten legte ich die Gurte um die Schulter und begann die netten Eier einzulegen.

Am linken Knie die Leiche, am rechten die Handgranaten.

O Jochume, si mi videasses!

Vorsichtig schob ich den sehr schwer gewordenen Brotsack auf meine Schultern.

Dann hieß es noch einmal wegsehen.

Mit beiden Händen packte ich zu — fest.

Auch am Hals, mitten in den klebrigen, verschmierten Hals.

So, ruck, ruck —

Jetzt lag er mit Kopf und Schultern auf der Kiste, die Beine steifte ich drüben an die Wand auf kleine Vorsprünge.

Noch ein Ruck, dann zog ich die Seilschlinge auf.

„Fertig, laß mi aufi!"

„Wart, mir lass'n no oan oba."

„I komm sonst nimmer aufi."

„Geaht schon, wart lei!"

In diesem Augenblick tat es drüben hinter dem Paternkofl einen schweren Abschuß —

„Aha!"

Hü — hü — hü — hüiii —

Tseng.

„Sakra, das galt uns!"

Na, da drinnen, wo ich saß, konnte es mich schwer erwischen.

Plem — plem — plem — tok — tok polterten die Steine ringsum an den Außenwänden.

„G'schwind, Christl, die Leich'!"

„Ja, ja!"

Über die Leiter kam es heruntergeknarrt. Ein hinabhängender Kopf, lange schwarze Haare, die Hände unter dem Seil fest an den Körper geschnallt. Ich trat dem ersten Toten auf die Brust und packte die zweite Leiche.

So, jetzt war das Übelkeitsgefühl wenigstens überwunden.

Bum —

Hü — hü — hü hüii —

Tseng — tseng —

Ratatoktoktok —

Sssssssst —

Die Einschläge saßen immer noch an der Ostkante des Felsstockes.

So, und nun wieder frisch an die Arbeit.

Die zweite Leiche setzte ich der ersten einfach auf den Kopf. Auch deren Beine ließen sich noch verstauen.

So, nun aber hinauf mit dem Seil.

Wie ich oben war, schoß es schon wieder.

Hühüi—i—i—i

Tseng —

Wir steckten die Köpfe gegen die Steine.

Kleng — sprang ein Splitter zwischen dem Christl und mir von einem Stein ab.

„Teifl — i hab jo noch die Handgranaten!"

„Da leg sie eini in die Grub'n!"

Das war ja das Latrinenloch der Italiener.

„Schad' nichts, eini mit den Eiern."

So, und jetzt die letzte Leiche.

„Schmeiß sie oba, einfach auf die zwoa andern drauf", befahl Herrmann.

Ho—ruck —

Pratsch — schlug es unten auf.

Jedenfalls — der Kamin war verstopft.

Jetzt weg mit dem Dreck von meiner Hand und vom Arm.

„Obacht!"

Tseng — bum!

Die saß.

Steine, Eisen, Staub, alles wirbelte in der klaren Morgenluft herum. Und da hatten die da bei uns gemeint, es würde den Italienern unbekannt bleiben, daß wir ihre Feldwache ausgeräumt hatten.

„Mander, legt enk jitzt lei platt an die Wänd zua."

Das war leichter gesagt, als getan.

Der Sextenstein war gegen die Italiener hin offen. Das heißt, wir saßen in einer Art natürlicher Brustwehr, die haargenau der Brustwehr eines mittelalterlichen Wehrturmes glich — ein anderthalb Meter hoher Steinkranz aus ausgelegten Steinen und natürlichem Fels krönte diese Brustwehr.

Die Italiener sahen vom Paternkofel aus den ganzen Tag die Rücken ihrer Posten, die durch die Schießscharten zu uns herüber sahen.

Nun erblickten sie niemand mehr.

Also hieß es für sie, feuern, denn da war etwas nicht in Ordnung.

Wir konnten uns daher nur gegen die niedere Mauerwand auf der Südseite der Wehr pressen, wenn wir überhaupt nicht in unserer ganzen Größe gesehen werden wollten.

Krach — da war wieder eine —

Peng — tseng — peng —

Der Steinstaub biß sich in die Augen ein, daß einem die Tränen kamen. Alle vier lagen wir hintereinander und preßten die Köpfe auf die Steine.

Während jetzt nun Schuß auf Schuß bei uns hereinknallt und die Steine durcheinander wirft, wie der Dreschkasten die Spreu, blaut oben ein klarer Augusthimmel über die Kriegslandschaft herauf, wie ihn nur die Dolomiten kennen.

Vor einem Jahr um diese Zeit, da spazierten hier her-

oben noch die bayrischen und sächsischen Touristen und freuten sich über die schönen Berge.

Jetzt liegt so mancher von ihnen da drüben und sieht zu, wie uns der Cadorna hier an die Luft setzt.

Hühühühüiiii –

Das ist ein ganz großer Brocken —

Schtscht — schtscht —

Einen Augenblick zittert der ganze Berg.

Woher kommt denn plötzlich dieses Rollen —

Da — der Fels ober dem Oberjäger beginnt zu wanken —

Ein Satz, und der Herrmann wirft sich neben mich auf den Boden —

Dann prasselt es schon herunter, Steine, Geröll, Brocken, Blöcke, Schutt, Staub — und ein ohrenbetäubendes Krachen —

Einen meterhohen Block hat es mitten auseinandergerissen und zu uns hereingelegt.

Pfeifend sausen die übrigen Steine in den Abgrund.

„Wenn dös so weitergeht, ischt bis Mittag koa Stoan mehr auf'n andern", flucht der Anderl.

Wenn wir uns nur eingraben könnten. Aber die Spaten schürfen nur über die Steine hin und brechen höchstens kleine Enden ab.

Tscheng —

„No oaner".

Tscheng —

Ich glaube, der ganze Sextenstein raucht. Wir sehen wenigstens nicht einmal mehr die Schuhabsätze des Vordermanns.

Hühühühühüi —

Wieder ein schwerer.

Nochmals schüttelt es den ganzen Berg —

„Aua — aua —"

Das ist der Anderl.

„Halt di nieder!“ brüllt der Oberjäger neben mir, wie ich aufsehen will. Tsing — fährt etwas Blankes zwischen ihm und mir über den Stein. — Ein heißer Strahl spritzt mir ans Gesicht. Das kenne ich.

„Herrmann, hat's di troff'n?“

„Lei in die Hand — heb a bissel die Bind'n.“

Wie ich aufknie, sehe ich, daß es dem Oberjäger den Zeigefinger und den Mittelfinger weggerissen hat, aber ober der Handfläche, da bricht das Blut wie ein Springbrunnen vor. Die Schlagader ist getroffen.

„Her mit'n Hos'nriemen!“

Ganz fest schnüre ich den Arm ab und verbinde so gut es geht dann seine blutige Hand.

Da —

Brumbrum —

Das ist unsere Artillerie drüben im Innerfeld.

Hurra!

Tütü — tütü — heulen die österreichischen Granaten hoch über uns weg —

Bums — hören wir drüben am Paternsattel den Einschlag.

Brumbrum —

Wieder —

„Jetzt werd'n wir wohl Ruah hab'n“, sagt der Christl vor mir.

„Zeit war's.“

Gegen Mittag legt sich das Artillerieduell.

Wir haben zwar noch etliche Schüsse herbekommen, aber sobald unsere Gebirgsbatterien hinter dem Toblinger Knoten zu singen angefangen hatten, war das italienische Feuer spärlicher und spärlicher geworden.

Dafür sah die Feldwache wüst aus.

Alles war auseinandergerissen.

Die ganzen Brustwehren hatte es zu uns hereingelegt oder über den Hang hinuntergeworfen.

Wir schoben den Schutt mit den Füßen zu uns her, kratzten mit den Spaten die kleineren Steine zusammen und warfen sie ober uns hinauf, um die Rückwand etwas zu erhöhen.

Ssssssssing —

Kleng, spritzte es an meinem Spaten klingend ab —

Taktaktaktaktaktak —

Sssssssing — spritzten die Einschläge an den drüberen Rand —

Das waren Maschinengewehrgarben!

Es war schon gleich. Kam der Tod so oder so —

Wie verrückt knallten die Hunde über die zerschlagenen Schießlöcher ihrer alten Feldwachen hin.

Vorne wandt sich der Anderl vor Schmerzen.

Er hatte vorhin einen Granatsplitter in den Oberschenkel bekommen und warf sich nun unaufhörlich hin und her.

„A Wasser, a Wasser, wenn i bekämmat!"

„Halt lei aus", sagte der Christl und preßte ihm die Verbandsgaze gegen die Wunde.

„Halt lei aus, Anderl, in a paar Stunden kemmen die Unsern."

„I sag ja nichts, lei brennen tut es so damisch, habt es koa Wasser?"

„Gib ihm a Kaffee aus der Feldflasch'n."

„Da, Anderl, trink."

Gierig gurgelte das Naß dem armen Kerl in die Kehle. Der Christl bettete ihn neben sich hin, kriechend, so gut es eben für den Augenblick ging.

Auch der Herrmann wurde blaß und immer blasser.

„Oberjaga, hasch trotz'n Abschnüren van stark'n Blutverlust?"

„Na na, laßt lei."

Ganz hellrot sickerte das Blut aus seinem Verband.

„Da, nimmsch no den meinigen!"

„Na — den brauchst vielleicht noch selber."

„Aber jetzt hast ihn nötiger!"

„Laß lei, Toni! Wenn's aus sein soll, nachher sterb i a so mit dein Verband. A Standschütz'noberjaga hat koa Furcht vorm Sterb'n."

Nein, das hatte heute keiner mehr von uns.

Später schnürte ich ihm nochmals den Arm ab. Dann nahm er auch doch noch meinen Verband.

Ich werde den dankbaren Blick aus den ernsten braunen Augen niemals vergessen.

Gegen drei Uhr nachmittags legte er sich plötzlich hin, streckte den Arm weit ab — ein Röcheln —

„Tirolerlandl — lie— bes —", das waren seine letzten Worte.

Er war doch verblutet.

Wenn das bloß der arme Anderl da vorne nicht bemerkte. Ich machte dem Christl, der noch den Verband auf den Schenkel des Kameraden preßte, ein Zeichen.

„Ja!"

„Der Oberjäger ist tot!"

„Jetzt san wir zwoa halt alloanig", flüsterte er zurück, „aber, wenn sie kemmen, g'fang'n geb'n tua i mi net!"

So ein Kerl! ... das war ein Tiroler!

Sss—teng — s—s—s—teng—teng — peitschte es ringsum weiter.

Pam—pam—pam kam es verworren von irgendwo herüber.

Allmählich ließ das Feuer nach. Die glaubten wohl, daß hier heroben keiner mehr am Leben war. Gott sei Dank! So konnten wir wenigstens hinter unseren Steinen liegen bleiben und die Dinge abwarten. Und dann verstrich Stunde um Stunde, nur unterbrochen vom Stöhnen des Schwerverletzten und vom tiefen Atmen des Christl. Wie lange diese Stunden noch dauerten bis die Nacht kam? Der Wind strich wieder stärker vom Kamm herüber. Dann kam endlich der Abend. Noch niemals hatten der Christl und ich wohl aufmerksamer das langsame Fortschreiten der Nachtschatten über den Hängen verfolgt, wie heute. Eine furchtbare Müdigkeit überkam mich allmählich. Jetzt nur nicht einschlafen, nein — nein — nicht einschlafen. — —

Jemand rüttelte an mir.

„Toni, Teifelskerl, du hasch ja g'schlaf'n!"

Draußen über uns war es Nacht. Neben mir kniete der Christl und schüttelte meinen Arm.

„Du bisch mir a schöner Standschütz, schlafst da ein und laßt mi alloanig wachen!"

„Warum hasch mi denn net g'weckt?"

„I han ja weg'n dem Scheißlicht net z'ruckkriech'n kennen. Bis vor zwoa Minut'n hat er no mit Scheinwerfer umig'leuchtet."

Tatsächlich, rechts vor uns am Innichriedl lag augenblicklich die deutsche Stellung unter gleißendem Lichtschein.

„Toni, jetzt werden sö bald kemmen. Entweder die Unsern oder die Wallisch'n!"

„Was isch mit'n Anderl?"

„Schlaft! Rühr'n kann er sich eh net!"

„Hilft nicht! Jetzt sind wir zwoa alloanig!"

Wir machten unsere Gewehre schußbereit und teilten uns die Handgranaten. Jeder schichtete zehn Stück neben sich

auf. Dann kroch der Christl zur Stelle, wo der Hannes abgeglitten war, und ich an die Leiterbolzen.

Von irgendeiner Seite würden sie kommen.

Entweder der Feind oder die Bayern.

In jeder Stellung löste sich jetzt wohl eine Patrouille aus den Gräben. Das Ziel für beide waren — wir.

Mochten sie kommen!

Wunderbar war diese Nacht wieder.

Dort lag die Heimat, schlief wohl jetzt die Mutter.

Und da drüben weit über den Bergen lag — Brixen.

Ach richtig, da in der Tasche mußte doch ein Brief sein.

Ich suchte im Brotsack nach. Ganz zerknittert und feucht fühlte er sich an.

Morgen wollte ich ihn lesen und beantworten.

Ja, morgen.

Wieviele „morgen" sollte ich wohl noch erleben in diesem Kriege?

Und dann, wenn es zu Ende war und ich wieder herauskam aus diesem Spielplatz des Todes? Wollte ich dann wirklich Priester werden?

Zum ersten Male kam mir dieser Gedanke.

Was war denn mit mir los? Toni, was würde die Mutter sagen?

Die Mutter, ich glaube, nicht viel. Die Mutter war immer eine praktische Bäuerin gewesen.

„Muscht halt a recht tüchtiges Weibats heiraten", würde sie sagen.

Was für ein verrückter Gedanke da mir doch durch den Kopf fuhr.

Ob es schön war, mit so einer schönen Frau zusammen zu sein? — Immer zusammen zu sein?

Früher hatte ich ja nichts von alledem gewußt, was im Beisammensein zwischen einem Mann und einer Frau vor

sich geht; aber die Kameraden hatten da schon Dinge gesagt, Dinge, die eigentlich eher komisch und niedrig sein mußten — aber so, mit einer schönen, edlen Frau — wenn die — das mußte doch etwas sehr Schönes und Heiliges sein; doch ganz anders als mit den Dorfmädels und den Bauerndirnen.

Wie hielten das aber überhaupt die Geistlichen aus — würde ich das auch aushalten?

Ich glaube nicht.

Dann war es wohl besser, ich denke an einen anderen Beruf, als an einen Priesterberuf. Ich werde einmal mit unserem Feldkaplan darüber sprechen.

Ja, und dann hatte sie doch damals in Brixen etwas von der „Erfahrung" des Priesters gesagt. Hatte ich denn diese Erfahrung? Freilich, der Krieg machte in vielem erfahren — aber solche Erfahrung, wie ein Seelenhirt sie braucht, dazu muß man doch ein Menschenalter hinter sich haben.

Nun, mit dem Menschenalter hatte es ja vorläufig noch seine Weile. Vielleicht dauerte es nur noch ein paar Minuten.

Ich starrte über den Kaminrand auf das düstere Geröllfeld des Plateaus. Nichts war zu sehen.

Das Dumme war nur auch, daß man halblinks über den Rückensaum der Stellung nicht beobachten konnte, was in den Ruinen der alten Zinnenhütte vor sich ging. Wenn die Alpini im Schatten der Zinnen bis an die Schlucht unterhalb des alten Hotels herankamen, konnten sie im Handumdrehen unten im Kamin erscheinen.

Freilich, da sperrten ihnen vorerst die eigenen Leichen den Weg und dann wir beide.

„Toni!"

„Was?"

„Hörsche — es scharrt wer irgendwo!"

Tatsächlich — da kratzte irgend etwas an den Wänden.
Hand um die erste Handgranate.
Wieder dieses verdächtige Geräusch.
Ein Stöhnen, — erleichtert atmeten wir auf.
Das war ja der Verwundete.
„Christl!"
„Bscht! Anderl — wir sind ja no da. Sei lei stad — i kimm glei!"
„Vatta — Vatta — kimmsch net zu dein Buab'n!"
Er fieberte und rief nach seinem Vater — ja, der Vater — der lauerte wohl drüben auf den Augenblick, wo er herankommen und über das Schicksal seines Kindes Gewißheit haben konnte.
Das war wieder das Kratzen.
Rollte da nicht ein Stein?
Auf welcher Seite war das nur?
Ich lauschte in den Kamin hinab. Ein ekler, grauslicher Geruch zog da herauf — die Leichen meldeten sich.
So rasch schon. Hier im Hochgebirge rochen die Toten doch nicht gleich.
Wie still alle Stellungen sonst ringsum noch lagen.
Rrrsch — krsch —
Bewegte der Nachtwind denn einen Toten da unten?
Wie spät mochte es wohl sein?
Den Sternen nach ging es auf elf Uhr nachts.
Da polterte ein Stein.
Ganz laut, ganz klobig schlug er unten auf.
Das waren sie! Also doch!
Kamen sie durch den Kamin? Wohl schwerlich!
Aber wo krallen sie sich nur herauf?
Rief da nicht jemand?
Nein, das war nur der Höhenwind.
Wieder verging eine Viertelstunde. Nichts rührte sich.

Da unten auf der Leiter ein leises Rütteln.

Ganz vorsichtig schiebe ich das Gesicht vor und über die Steinwand.

Alles ist schwarz in der Nacht da unten.

Wenn da einer herauf will, gnade ihm Gott!

Plötzlich ein Blitzstrahl — ein pfeifender Knall —

Pfi — hü — hui — pfeift es an meinem Kopf vorüber.

Sind die Burschen da unten denn wahnsinnig, mitten im Kamin nach oben zu schießen, wo sie doch nichts treffen können!

Ratsch, ein Riß an der Handgranate, und dann höre ich sie noch gegen die Wand schlagen.

Tscheng — brrum — brum —

Tsii-tsii — fliegen Sprengstücke bis zu mir herauf.

Das muß die Leichen schön zerfetzt haben — oder —

Im Augenblick begreife ich — die da unten wollten, daß wir uns noch verrieten und das verstopfte Loch — selbst freimachen.

Gleich nach dem Knall sitzt der italienische Scheinwerfer wieder mitten auf uns.

Pam — pam — sss — sss — kommt es auch schon als Begleitung von den Italienern herüber.

Hol euch der Teufel! Die beleuchten den ihrigen den Aufstieg und beschießen ihre Leute dabei doch selbst!!

Und die unsern herüben sind dabei ganz machtlos.

„Hau no oane oba“, schreit der Christl ganz laut zu mir herüber, „hau sie oba!“

Eben reiße ich den Streifen von der nächsten Handgranate, da — deutlich eine deutsche Stimme:

„Net schießen, wir sind es ja!“

Die Unsern. Und da schießen die Burschen auf mich!

„Aufpassen“, ruf ich herunter in den Kamin, „wir heroben sind im Scheinwerferlicht!“

„Macht nix, wir kommen durch den Kamin!"

Nach bangen zehn Minuten erscheinen unter mir an der Leiter zwei Hände. Eine deutsche Soldatenmütze taucht darunter auf.

„Bleib auf der Leiter", schreie ich in das Geknalle hinein, „hier heroben sieht euch ja jeder in dem Scheißlicht."

„Dös halt du aus", sagt der Bayer, „bei dem Gestank da. Seid' es verrückt, dö Leich'n da oan im Weg zu schmeiß'n."

„Wia seid's ihr denn da aufa kemmen? Von der wallischen Seit'n, und dann, was is euch denn eing'fall'n mich anzuschießen, ös Trotteln!"

„Weil wir uns hinten am Band verstieg'n hab'n und da seitwärts außa im Kamin kommen sind. Wir hab'n scho denkt, daß koa oanziges von euch no lebt und g'moant ös seids Wallische. Hättst uns eh völlig die Därm zerriss'n mit deiner damischen Handgranat'n!"

„Seppl", ist eine Stimme weiter unten.

„Seppl, sag ihnen, daß sie z'ruck soll'n."

„Was, z'ruck?"

„Ja — hat koan Zweck hier z'halt'n. Wir haben uns gestern und heit Nacht schon ganz bis vor ran g'arbeitet. Auf der Seit'n hier hat's koan Zweck, d' Hauptsach, daß der Sextenstoanruck'n in unsere Händ kommen ist. Jetzt haltet's a koa welsche Feldwach mehr aus, unter unserem Feuer."

„Wie soll'n wir denn z'ruck, wir hab'n oan Oberschenkelschuß."

„Laßt's ihn zu uns oba, — wir bringen ihn schon hinüber —"

„Wartets erst a weng, bis dö Schießerei aufhört", sagte die andere Stimme.

Das dauerte noch eine gute halbe Stunde.

Während dieser Zeit lagen wir platt auf der Nase — die

Bayern standen im Kamin und fluchten über den Leichengeruch.

Endlich ließ uns der Scheinwerfer wieder los. Zwei Bayern kamen herauf.

„Jetzt auf!"

Da lag eine italienische Zeltplane.

„Wart, wir wickeln den Anderl eini und schnürn ihn zua."

Ohne ein Wort des Widerspruchs ließ der Verwundete sich einrollen.

„So, jetzt halt du da und schnür das Wickelkind z'samm!"

„Habt's no an Toten."

„Den müß wir liegen lass'n."

„Halt, die Papiere von den wallischen Soldaten."

„Die sind im Brotsack vom Oberjäger."

„Nimm die seinigen aa mit."

Der Anderl wurde über die Leiter gelassen. Einer hielt ihn von unten fest.

Als letzter stieg der Christl ab.

Da lagen die zerfetzten Leichen. Meine Handgranate hatte tatsächlich ein „Loch" nach unten geschlagen.

„Reißt die Leiter oba."

Ruck — ruck — z'samm, kippte das eiserne Gestell nach unten.

Wir standen ober der Treppen.

„Net da außa — übers Band z'ruck!"

Kriechend, im Dunklen an der rechten Wand langtastend, kamen wir vorwärts. Der Verwundete mußte Schub um Schub geschoben werden.

„Der hat a Schneid, daß er net schreien tuat!" sagte der eine Bayer.

Nein, der Anderl schrie nicht.

Als wir nach einer Stunde bei den Bayern in die Stellung rutschten, öffnete er nur leise die Lippen und sagte:

„Grüaßt's mir'n Vatta!"

Noch nicht siebzehn Jahre, und so tapfer.

Ein echter Gemsjägerssohn! —

Bei den Bayern mußten der Christl und ich viele Hände schütteln.

Ein großer bayrischer Hauptmann klopfte uns beiden auf die Schultern.

„Schade, daß man solche Jungens für so eine aussichtslose Aktion verbluten läßt", meinte er. „Die Herren von den Stäben sollten erst mal das Terrain erkundigen, bevor sie Befehle zum Besetzen geben."

Dann schenkte er jedem von uns zwei Zigarren.

Nun sitzen wir in der bayrischen Küche und warten auf die warme Erbsensuppe mit Speck, die in den Kesseln brodelt. Die haben es gut auf dieser Seite hier; die brauchen das Essen nicht erst vom Tal herausliefern, wie wir da drüben am Schwalbenkofl.

Ich halte den zerknitterten Brief in den Händen und lese, während das Feuer von der Feldküche die großen Schriftzüge Frau Hellas beleuchtet.

„Lieber kleiner Freund", steht da.

„Ich habe mich wirklich gewundert, daß Sie so lange nichts von sich hören ließen. Ich habe nämlich sehr oft an Sie gedacht und mich damit beschäftigt, was wohl aus Ihnen geworden ist und wo Sie jetzt wohl dieser böse Krieg hin verschlagen hat. Daß Sie Ihren Urlaub gut verbracht haben, freut mich sehr. Hoffentlich geht es Ihrer Frau Mutter jetzt wirklich besser. Wenn ich Ihnen weiter irgendwie behilflich sein kann, so tue ich das sehr gerne; besonders danken brauchen Sie mir nicht dafür. Aber ich finde es schrecklich, daß so junge Menschen schon aus der

Familie, aus den Studien und Zielen, die der Jugend voranschweben, gerissen werden und so früh schon das Furchtbarste, den Tod, kennenlernen müssen. Aus Ihren Gesprächen habe ich zwar ersehen, daß Sie für Ihre Jugend schon sehr reif sind, ich finde es aber trotzdem traurig, wenn einem jungen Menschen alle Ideale genommen werden. Und das tut der Krieg doch? Oder glauben Sie, daß Vaterlandsliebe, Begeisterung und Kameradschaft die schrecklichen Eindrücke der Kampfesszenen verwischen und gleichsam aus dem Empfinden auslöschen können? Mich würde interessieren, was gerade Sie, als ganz junger begeisterter und sittlich veranlagter Mensch dazu sagen werden? Schreiben Sie mir also bald, vor allem, wie es Ihnen geht, und seien Sie herzlich von Ihrer ‚Gönnerin' begrüßt.

Ihre Hella von Teuff."

Bis das Essen fertig ist, habe ich Zeit zu schreiben. Schlafen, wie der Christl neben mir, kann ich ohnedies jetzt nicht. Entweder sind einem die Nerven kaputt, daß das Erlebnis der vorhergegangenen Stunden einfach eindruckslos an einem vorbeigeht oder ich bin noch viel zu aufgeregt, um mich jetzt hinzulegen und zu schlafen.

Ich glaube aber eher an ersteres.

Ja ja, ich bin eben schon ein alter Frontsoldat!

Der Bayernkoch hat mir ein schönes rosa Briefpapier gegeben.

„Marke Divisionspuff", sagte er grinsend. Als ich ihn verständnislos ansah, meinte er schmunzelnd:

„Bisch wohl bis hüet noch nich bi ein Mädli g'wese, Kleiner; muscht halt demnächst beim Divisionspuff vorspreche — Martha hat sie g'hiße, die was mir dös rosa Briefpapier verabreicht hat."

Also so etwas gab es auch!

„Liebe gnädige Frau.

Ich habe Ihren lieben Brief schon gestern nacht erhalten, doch konnte ich ihn wegen ‚augenblicklicher beruflicher Tätigkeit' nicht früher lesen. Inzwischen ist alles noch einmal glatt abgegangen, und so sitze ich jetzt neben dem kochenden Essen und danke Ihnen für Ihre Sorge um mich recht herzlich. Und nun zu Ihren Fragen: Ja, gnädige Frau, ich weiß nicht, was ich eigentlich sagen soll: besonders deshalb, weil ich mir eigentlich noch nie richtige Gedanken über das alles gemacht habe. Gewiß, die Eindrücke des Kampfes sind oft lähmend und furchtbar widerwärtig. Gerade augenblicklich bin ich wieder unter der ganzen Gewalt des eben Erlebten, und doch, wenn ich jetzt die Einzelheiten des Durchgemachten an mir vorüberziehen lassen will, so fehlen mir plötzlich die einzelnen Bilder. Dieses Chaos von Kampf, Blut, Mord und Zerrissenwerden bildet ein derartiges Masseneinwirken, daß man die Fürchterlichkeiten und Schrecknisse der einzelnen Bilder gar nicht mehr so elementar empfinden kann. Vielleicht ist es auch das Vaterlandsgefühl, das uns im Denken an diese schlimmen Dinge einen gewissen Rückhalt gibt. Wären wir denn überhaupt sonst imstande, das alles mitanzusehen und mitmachen zu können? — Und dann — die Kameradschaft!

Sind denn die ganzen Fronten auf beiden Seiten nicht wie gewaltige Ringe von Kameraden, die mit jedem Schuß, mit jedem Handgranatenwurf für das Bestehen des Nebenmannes eintreten? Wenn man dem Kriege überhaupt sittliche Motive zugrunde legen will, so ist dies doch das einzige und wirklich Positive. Er bringt durch die Gemeinsamkeit des Todes die Menschen einander so nahe, daß diese Blutskameradschaft eine neue bessere Ära für die Lebenden nach sich ziehen müßte.

Da habe ich zum Beispiel einen Kameraden, von mir durchweg Christl genannt. Augenblicklich schnarcht er wie ein

Stück Vieh neben mir auf der Erde. Nie haben wir uns umeinander gekümmert, obwohl wir beide aus demselben Dorfe stammen und zusammen auf der Schulbank saßen. Ich war immer der wohlhabende Bauernsohn und er der arme Kleinhäusler. Und nun: ich glaube, der Christl ließe sich für mich lieber von einem Italiener in Stücke hauen, als daß er zusehen würde, wie sie mich gefangen nähmen. Und darin liegt die ganze Stärke der Fronten, meiner jugendlichen Ansicht nach. Mit Siegesbefehlen, Aufrufen und Redensarten werden sie uns niemals begeistert an die Front bringen. Aber wenn es heißt, da oben liegt eine Kompagnie eures Bataillons im ärgsten Feuer, dann ist in jedem von uns ein ungewisses Bangigkeitsgefühl um die Kameraden, auch wenn wir die einzelnen gar nicht kennen. Es genügt, wenn wir wissen, daß es die gleichen Bauern, Arbeiter, Handwerker und meinetwegen auch Bürgersleut sind, wie wir, die aus dem gleichen Dorf, ja auch Land kommen, und wenn dann der Befehl kommt: Los, dann gehen wir ohne jede Anfeuerung heran, um den Kameraden zu helfen.

Und so glaube ich, gnädige Frau, daß Kameradschaft und Vaterlandsgefühl doch die schrecklichen Eindrücke des Krieges unterordnen; wohl nicht verstandesmäßig, sicherlich aber gefühlsmäßig. Bei uns Tirolern kommt natürlich noch der reine Selbsterhaltungstrieb dazu, der uns den Krieg hierzulande bedeutend selbstverständlicher macht, als anderswo. Das war auch anno neun und in den früheren Freiheitskriegen so. Es wäre ja auch viel besser, wenn sie uns allein um unsere Täler kämpfen ließen — aber —

Und nun, liebe, gnädige Frau, mein schönes Rosapapier ist schon ganz vollgekritzelt. Viele Grüße

Ihr Toni Bruggler."

Der Brief sollte aber nicht durch die Feldpost gehen, wegen seines Inhalts, der sicherlich der hohen Zensur nicht passen würde. Der ging mit dem bayrischen Stabsauto, das die Post des Jägerbataillons nach Brixen mitnahm. Die Postordonnanz nahm gerade ihr Essen in Empfang, als ich mit dem Schreiben fertig war. Eine der geschenkten Zigarren machte ihn gefügig.

„Kriegsch dort a no a schönes Trinkgeld", meinte ich.

„I tuas eh net weg'n Trinkgeld, aber wenn's a fesches Madl is, nachher trittst du sie mir eh ab, gell?"

Der würde sich wundern über das fesche Madl!

*

Der Sextenstein ist nun endgültig von den Bayern besetzt worden. Die Italiener haben bisher keine Lust gezeigt, ihre Feldwachen wieder zu besetzen. Auch der Überfall auf die Zinnenhütte ist gut gelungen, der Leutnant Bauer hat dabei drei Alpini gefangen genommen, und die übrigen vier wurden niedergemacht.

Auch sonst haben wir nun schon seit vierzehn Tagen Ruhe. Nur die Artillerie knallt täglich ihr vorgeschriebenes Pensum ab.

Wir helfen beim Bau der Drahtseilbahn, die aus dem Innerfeldtal heraufgeführt werden soll.

Das ist keine leichte Arbeit.

Die Masten zu den „Böcken" müssen an Stricken vom Tal heraufgezogen werden. Zwanzig, dreißig Mann zerren dann stundenlang, bis sie so einen Mast zwanzig, dreißig Meter weit bis zur Sammelstelle heraufgezogen haben, von wo aus dann das eigentliche Heraufbringen in das zerklüftete Gestein des Hochgebirges geschehen soll. Dann kommen wieder Stellen, die vorher wohl noch keines Mannes Fuß betreten hat.

Da heißt es erst die Leute an den Wänden anseilen, damit sie Mauerhaken in die Steine einschlagen können. An einer sicheren Stelle oben stehen dann vier Mann, die den „Hänger“ am Seil festhalten. Wir haben zu diesen Arbeiten meist die galizischen Landsturmarbeiter, die wir schon von den ersten Stellungsbauten am Monte Piano her kennen. Ein Standschütze hat immer fünf bis zehn Mann unter seinem Kommando. Soweit sie deutsch verstehen, geht das, aber wenn man Polen und Ruthenen unter seiner Führung hat, ist das sehr schwierig. Dann sind die Leute alle völlig bergscheu — sie kommen doch alle aus der Tiefebene. Na, wenn der Krieg vorbei sein wird, werden das alles Hochgebirgler geworden sein.

Wenn dann die Mauerhaken eingeschlagen sind, werden Bretter an Stricken heruntergelassen. Diese Bretter werden an den Mauerhaken befestigt. Nun knien die Schützen frei auf diesen Brettern, die stellenweise fünfzig, hundert oder an einer Stelle auch beinahe dreihundert Meter über den Abgründen schaukeln, und brechen an den Wänden einen Steig aus. Drei bis vier Tage dauert das, bis ein Weg freigemacht ist, auf dem zwei bis drei Mann nebeneinander gebückt gehen können. Wo der Fels nicht nachgibt, werden eiserne Bolzen oder Holzkeile in die ausgebohrten Löcher an der Wand getrieben und dort im Fels versteift. Der Wegbau für das Heraufziehen der Masten hat in der ersten Woche hinter unserer Frontstellung elf abgestürzte galizische Arbeiter gekostet. Wer wird an diese namenlosen Toten einmal denken, deren Namen wir nicht einmal gekannt haben.

Frei am Seil hängend Keile in den Felswänden „versteifen“, das ist eine Arbeit, die ich einmal unsern Zeitungsschreibern, die immer nur von der „Ruhe an der Front“ zu melden wissen, für ein paar Tage wünschen möchte. Ich glaube, das würde ihre „Ruhe“ ziemlich kurieren.

Wenn also diese Streben verkeilt sind, werden auf die frei aus der Wand ragenden Tragbäume Bretter genagelt. Auch das geschieht „freihängend“ oder kriechend vom ersten festgenagelten Brett zum nächsten. So wird Stück an Stück oberhalb des Abgrundes längs der Wand aneinandergefügt, bis wieder Stellen kommen, wo man mit Pickel und Schaufel an das Gestein herankann.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist der Ziehsteig für die Masten der Seilbahn schon so weit fertig, daß die Masten an den Wänden entlang gezogen werden können.

Hoffentlich halten nur die Stützen an den „angeklebten“ Wegstellen die Belastung.

Wir sind also beim Ziehen.

Da ist ein Wegstück, über das man nur mit der allergrößten Vorsicht hinüberkommt. Bei jedem Tritt wankt unter einem der ganze Steg. Und auf diese Weise zu sterben, hat keiner von uns große Lust.

Eine Kugel — ja! Aber absausen beim Seilbahnmastenziehen, nein!

Zwei Bäume sind schon vorüber. Wir haben sie unter der großen Mulde, in der jetzt im August noch immer Schnee liegt, aufgestapelt. Dort soll der letzte Bock errichtet werden.

Ungefähr hundert Meter führt unser neuangelegter Ziehsteig an einer hohen Wand entlang. Dann läuft er mit dem alten, von den Landstürmern gebahnten Gehsteig wieder zusammen, der aus dem Innerfeldtal heraufführt. Wenn wir über den neuen Steig gehen, müssen wir immer an den in die Wand geschlagenen Ringen, durch die ein Seil läuft, anhalten. Der Steg schwingt wie eine Hängebrücke. Für Schwindelige ist das nichts.

Tief unten sieht man zwei zerschlagene Körper auf ein paar eratischen Blöcken liegen. Es sind zwei von den abgestürzten Kameraden. Man hat noch keine Zeit gehabt, sie

heraufzuholen. Und das ginge auch nur unter eigener großer Lebensgefahr.

Herüben am alten Gehsteig schlagen die Polen die Eisenklammern in die schön geschälten Masten ein.

Teng, bem, teng—bem schallt es in den hellen Sommertag hinein.

Plötzlich hält der eine, Stanislaus heißt er, im Schlagen inne.

„Da schau!“ sagt er zu den Schützen und zeigt in der Richtung nach dem Innichriedl hin.

Alle sehen hin. Beinahe wäre dem Christl ein heller Jauchzer entfahren. Da stehen, keine hundert Schritte entfernt, drei Gemsen und äugen verwundert herüber. Ein Bock ist dabei, ein schwerer feister Kerl.

Ganz ruhig stehen sie und äugen und äugen — wie ein Bild des tiefsten Friedens.

„Du — Gewehr — kaputt — Menage!“ sagt Stanislaus zum Christl.

„Daß i di net derschlag! Jetzt im August!“

Und die friedlichen Tiere. Arme Hascherln, hat sie wohl das Schießen verschlagen, und jetzt zwischen den Menschen wissen sie plötzlich nicht mehr wohin. Da will sie dieser Kerl erschießen, um seinen Bauch zu füllen, daß er dann noch Diarrhöe bekommt, vom frischen Gemsfleisch.

Als ob sie die Gefahr witterten, gehen die Gemsen auch schon ab —

Klug — klug — schlagen die Steinchen, die ihre Klauen abstoßen, unter ihnen auf. Arme Tiere — wie lange werdet ihr noch hier herumirren, bis euch doch irgend so ein Stanislaus abknallt.

Stanislaus und sein Kamerad Frantischek ziehen die Seile durch die Eisenklammern und rollen den Baum zum Steineingang herüber. „Los“, sagt der Zugsführer Hap-

pacher. Sechs Mann fassen hintereinandergehend vorne am Seil, wir andern sechs hinten an, damit der Mast nicht abrutscht.

Tzug — tzug — tzsug — schleift das Holz über den Brettern des „Hängebodens" hin.

Plötzlich gibt es einen Ruck. Ein fürchterlicher Aufschrei, ein Rutschen, und dann fühlen wir, wie das Seil vorne bei den ersten zwei Mann der rückwärtigen Haltmannschaft nachläßt —

„Festhalten!" schreit rückwärts der Zugsführer.

Doch alles Anreißen des Strickes hilft nichts mehr.

Der erste polnische Arbeiter hinter dem Mastende ist auf dem glatten Bretterboden ausgeglitten — nur einen Augenblick sehen wir noch den Körper in der Luft schweben — sein flatternder zerlumpter Soldatenmantel steht eine Sekunde steif, wie ein Segel, in der Luft, dann klatscht es irgendwo unten auf.

Fertig, aus — weiter.

Das „weiter" ist auch augenblicklich für alle ein bloßer Selbsterhaltungstrieb. Denn der Kollege des Abgestürzten, der auch ausgeglitten war, kniet brüllend am Boden, drückt den Kopf gegen die Steinwand links und schreit, schreit wie ein Kind —

„Psakrew . . ., Psa—kr—ew!"

Er hat das Halteseil des Mastes losgelassen und klammert sich mit beiden Händen an das Geländerseil der Wand.

Und währenddessen rutscht der schwere Mast Ruck um Ruck weiter über den Steig mit seinem hinteren Ende hinaus und droht mit dem Rückstück das Übergewicht zu gewinnen. Wir krallen uns mit der einen Hand ins Seil an der Wand, mit der anderen halten wir, halten! Dabei schwankt der Steg unter uns hin und her. Wenn der Mast nur noch einen Meter weit hinausrutscht, dann —

Loslassen dürfen wir nicht, um keinen Preis — denn sonst reißt der Baum die anderen sechs vorne mit, oder er bricht, absausend, am Ende ein Stück Steig mit ab.

„Halten — hal—ten!" brüllt der Zugsführer hinten mit keuchender Stimme.

„Hund, wirst du aufstehen!"

Das war der Christl!

Er hat mit der linken Hand das Geländerseil losgelassen und hält mit der Rechten allein das Mastende. Ganz dick rot sind seine Halsadern geschwollen — aber in der Linken blitzt sein langer Taschenveitl.

An den Nacken hält er dem Polen die scharfe Schneide.

„Auf, fass' das Seil an, oder i stoß di nieder, wia a Kalb. Liaber als alle z'grund giahn, mach i di kalt!"

Der Pole versteht.

Noch kniend faßt er am Seil mit an. Es ist höchste Zeit.

Fünf Mann können wenigstens halten. Nach zehn Minuten ist der Baum auf festem Boden.

Wir sitzen schweigend herum. Feindselige Blicke der Landsturmarbeiter treffen den Christl und die übrigen Schützen.

War das grausam vom Christl — es war doch bloßer Selbsterhaltungstrieb.

*

Drüben am Monte Piano soll eine Kaverne beim Bau eingebrochen sein und elf Soldaten verschüttet haben.

Auch wir arbeiten an den Kavernen.

Der Fels wird zuerst angebohrt, dann schlüpfen ein, zwei Mann in das angebohrte Loch und lassen die Bohrer an den Steinschichten anspringen.

Früher, als Buben, haben wir den italienischen Straßenarbeitern immer zugesehen, wie sie so schön die Höhlen in die Bergwände mit ihren Sprengbohrern trieben. Jetzt

machen wir es selber schon so gut, wie gelernte Straßen- und Steinarbeiter.

Die Italiener bohren drüben auch überall in den Felsen herum.

Wenn die Morgenstille über der Front liegt, dann ist überall ein Knattern und Rollen, ein Singen und Surren, daß man glaubt, man sei nicht im Kriege, sondern bei einem großen Straßenbauunternehmen.

Das sind Vorbereitungen für den Winterfeldzug im Hochgebirge.

Wenn erst die Lawinen kommen — dann wird der Krieg hart werden.

Inzwischen sind wieder zwei Briefe aus Brixen für mich gekommen.

Lange, freundliche Briefe.

Diese Briefe bedeuten für mich den Einblick in eine ganz neue, ungekannte Welt. Es ist etwas schönes, wenn man mit einer vornehmen Frau über diese ganzen Dinge sprechen, beziehungsweise schreiben kann, die einen hier heroben umgeben. Ist es doch eine Zeit, die auf einen so jungen Menschen, wie ich es bin, und wie so viele meiner Kameraden es sind, wie mit Eisenhämmern losschlägt und alles, was man bisher an Idealen und Grundlagen für das künftige Leben schon zusammengefügt hat — Grundsätze nennt man das wohl im bürgerlichen Leben — in Fetzen schlägt. In den Soldatenzeitungen, die wir heraufbekommen, steht immer soviel von einer eisernen Zeit. Ich finde die Zeit viel eher erschütternd, aufrüttelnd, niederreißend, vernichtend, als eisern.

Eisern müssen doch nur wir Soldaten an den Fronten sein, die diese Zeit durchhalten und aus ihr jene Generation retten, die einmal das Erlebte verwerten soll und die Gesellschaft da hinten umkrempeln muß.

Da hörte ich vor einigen Tagen das Gespräch von zwei Artillerieoffizieren, die sich über Wien unterhielten.

Der eine, ein Hauptmann, war dort im Urlaub gewesen und schimpfte furchtbar über die Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit, die dort in gewissen Kreisen, „Gesellschaftskreise" nannte er sie, herrschte. Man habe das Empfinden, als hätte man dort gar keinen Sinn für das große Sterben rings an den Fronten!

Man veranstalte „Wohltätigkeits-Tees"! für die Verwundeten und Kriegswaisen. Ein Wohltätigkeits-Tee? Was ist das? Worin besteht da die Wohltätigkeit? Etwa im Teetrinken?

Wir bekommen an der Front auch jede Nacht unsern Tee. Aber da ist nichts von Wohltätigkeit zu spüren, das ist ein Getränk zum Ausspucken — oder, wenn man verwundet wird, ist er unsere einzige Hilfe für brennende, verdurstende Lippen.

Ob die Herrschaften, die für die Wohltätigkeit Tee trinken, auch dabei an diejenigen denken, die draußen in den Felsen liegen und durch die Bergnächte nach einem Tropfen Wasser schreien?

Darüber muß ich doch einmal Frau Hella fragen.

Die ist nicht so. Die gibt keine Wohltätigkeits-Tees — aber sie ist zu den Verwundeten wirklich wohltätig. So stelle ich mir das Ideal einer deutschen Frau vor, ja, ganz so, wie Frau Hella es ist.

Und dann nochmals wegen der eisernen Frontgeneration!

Ja, wenn wir einmal erwachsen sein werden und in unsere Dörfer zurückkommen, dann soll doch manches anders gehen, wie bisher. Das ist keine Unbotsmäßigkeit der Jugend gegen das Althergebrachte. O nein. Das ist das Recht der Frontsoldaten, die auch mitzureden haben werden, im

Dorf, bei den Gemeindebeschlüssen und draußen in der Verwaltung im Lande.

Frau Hella hat mir gerade heute geschrieben:

„Lieber kleiner Freund!

Mit großer Freude höre ich aus Ihren Briefen heraus, daß Sie sich, trotz der schrecklichen Eindrücke, die Sie täglich haben müssen, viel mit Problemen beschäftigen, die eigentlich von reiferen, in ihrer Entwicklung geistig schon bedeutend weiter fortgeschrittenen Menschen behandelt werden. Das ist wohl einer der wenigen Vorteile des Krieges. Nur zu grübeln dürfen Sie nicht anfangen, kleiner Soldat, das ist nicht gut. — Denn Staaten und die Einrichtungen dieser Staaten können nicht fehlerfrei sein, und im schönen Österreich mit seinem bunten Gebilde schon gar nicht. Als geborene Reichsdeutsche freue ich mich aber immer wieder über das Bekenntnis zum Deutschtum, das aus Ihren Briefen herausklingt, besonders da, wenn Sie Vergleiche mit den slawischen und übrigen Soldaten anstellen. Ich habe gerade vor einigen Tagen Auszüge Ihres letzten Briefes, wo Sie mir von dem schrecklichen Ende eines tschechischen Deserteurs, den Ihre Kameraden zwischen den Stellungen noch aufgegriffen hatten und den sie vor den Augen seiner tschechischen Landsleute niedergeschossen haben, einem höheren deutschen Offizier und Freunde meines verstorbenen Mannes vorgelesen. Der hat sich auch sehr über Ihr und das ganze Deutschenbekenntnis unserer Tiroler gefreut. Überdies hat er mir geraten und läßt Ihnen das durch mich sagen, daß Sie in Zukunft mit der Versendung der Post vorsichtiger sein sollten, denn der bayrische Kraftwagenführer, dem Sie an Ihrer Seilbahnstation immer die Briefe mitgeben, hat schon Bemerkungen fallen lassen, die mich nicht sehr freuen. Also schreiben Sie in Zukunft mit der Feldpost — auch wenn das in der Regel einige Tage länger dauert, so ist das doch der

„Dienstweg". Freilich werden Sie in Ihren Briefen vorsichtiger sein müssen. Aber das macht nichts. Wenn wir uns einmal wiedersehen, so können wir das alles zusammen besprechen. Schreiben Sie bald und grüßen Sie Ihre gute Mutter von mir. Herzlichst Ihre Hella von Teuff."

„Wenn wir uns wiedersehen!"

Gerade wie ich diese Zeilen lese, kommt der Christl zu mir hergesprungen.

„Toni — Toni! Fertigmachen! Wir kommen heut nacht z'ruck — auf Retablierung!"

*

Nun ist's schon Herbst über unserm Heimatland.

Genau vierzehn Wochen waren seit dem Tage vergangen, da wir damals vor dem Schulhaus den Eid auf den Kaiser vor dem Landesschützenmajor geschworen hatten, da sind wir wieder ins Heimatdorf eingerückt.

Das ganze Bataillon ist durchs Dorf marschiert — und war jetzt beinahe nur mehr so stark, wie damals unsere Dorfkompagnie allein.

Die Frauen sind auch diesmal am Dorfplatz gestanden und haben uns zugenickt — auch der Hannes war da.

Mit Tränen in den Augen ist er neben uns Marschierenden hergehumpelt — ja, gehumpelt, denn sie haben ihn damals, als er vom Sextenstein niederkletterte, in das Bein geschossen, und nun muß er noch für lange Zeit humpeln — bis er wieder zu uns kommt. So sagte er uns wenigstens — und der kommt!

Auch die Mutter war am Platz gestanden und hatte mir zugenickt.

„Toni, daß no lebsch!" das war ihr einziger Gruß gewesen, den sie mir am Abend, als ich über die Hofschwelle trat, entgegengerufen hatte.

Viel gab's da nichts Neues zu Hause.

Mit dem Viehabgebenmüssen hatte es auch wieder angefangen.

Was half denn auch alle Protektion vom Bürgermeister.

Die Mutter tat ihre Pflicht wie alle Bauersfrauen.

Nur wortkarger, verschlossener war sie geworden.

Ich erzählte ihr von Frau Hella. Das verstand sie nicht.

„Bisch a Bauernmensch, bleibsch a Bauernmensch! Dös mit dö Herrisch'n isch koa Sach für di. Und wann net Prieschter werd'n willsch, nachher, wozu hab'n mir's teure Geld zahlt für die Schul! Aber i will di net zwingen. Wenn lei van ordentlicher Mensch wirscht — lei koaner von dö Lappen, die's Geld ausgeb'n und nichts werd'n!"

Damit war auch alles abgetan.

Hier war ich auch zum Bataillonskommando zum Rapport wegen der Ohrfeigengeschichte befohlen worden.

Der Herr Major sagte mir im Beisein vom Hauptmann Anderl, daß alles erledigt und in Ordnung sei.

Weiter nichts.

Nur, als ich mich umwendete, war es mir, als hätte der Hauptmann laut geflucht.

So hatte der Christl doch recht behalten.

Ja, der Christl kommt jetzt jeden Abend nach dem Dienst zu uns auf den Hof und ißt einen Teller Mus oder Türtelen mit.

„Vergelts Gott im Himmel aufi", hatte er neulich zur Mutter gesagt.

„Scho recht, Christl — paßt halt drauß'n wieder recht auf mein Buab'n auf", war der Mutter freundliche Antwort gewesen.

Das tat mir wohl.

Der Christl erzählte mir gestern, daß es dem Anderl, des Hauptmanns Sohn, recht schlecht ginge. Er läge in Brixen im Spital.

In Brixen? Da mußte ich morgen schreiben.

Ja, und tagsüber werden wir „gebimst"!

Das ist ein Ausdruck, den wir von den bayrischen Fliegern haben, die uns jeden Tag zusehen und dabei ihre Witze machen.

Wir werden nämlich „einexerziert"!

Das ist etwas, was nicht allen Schützen eingehen will.

Es ist verständlich, daß man wenigstens den jungen, noch nicht gedienten Standschützen soldatischen Schliff beizubringen versucht. Aber die alten fünfzig- und sechzigjährigen Männer, die erstens alle schon einmal gedient haben und zweitens während der wenigen Retablierungstage dringend auf ihren Höfen etwas helfen müßten, gerade jetzt, wo die Kartoffel- und Krauternte ist, jeden Tag fünf Stunden mit uns auf dem alten Exerzierplatz an der Rienz „Marsch Eins" klopfen lassen, das wäre doch überflüssig. Besonders, wo wir alle unsere soldatische Zweckmäßigkeit doch dort schon bewiesen haben, wo sie eigentlich am notwendigsten ist: nämlich vor dem Feinde!

Aber Befehl ist Befehl! Und so sind wir am dritten Ruhetage angetreten. Zuerst wurde das Bataillon neu eingeteilt. Einen „Ersatz" gibt es ja bei uns Standschützen nicht. Wir bilden nur so lange eine selbständige Formation, als wir eben genug Schützen für dieselbe haben.

Ist eine Kompagnie oder ein Bataillon aufgerieben, dann wird der Rest eben einer anderen Standschützenformation zugeteilt.

Auch an aktive Regimenter sollen wir zugeteilt werden.

So ist es also mit der alten Bestimmung des bloßen „In-der-Verteidigung-Verwendetwerdens" nichts. Denn die Aktiven machen ja auch Vormärsche.

So kamen jetzt alle möglichen Schützen von anderen Dörfern in unsere Kompagnie.

Auch der Name der Kompagnie soll abgeändert werden. Es wird von nun an nur mehr eine erste und eine zweite Kompagnie werden. Für mehr reichen die Menschen nicht mehr aus.

Wir waren also am dritten Tage am Dorfplatze vergattert und hatten eben die Neueinteilung der Kompagnie über uns ergehen lassen, da ertönte das „Habt-Acht-Signal".

Ein kleiner Oberstleutnant erschien mit unserem alten Major und einer Reihe anderer aktiver Offiziere von verschiedenen Regimentern auf den Treppen des Hotels „zum Stern" und nahm die Meldung des Hauptmanns Unterhuber entgegen.

„Danke! — Ruht!"

„Bataillon — Ruht!"

„Standschützen!" sagte der kleine Oberstleutnant, der neben der riesigen Sägereibesitzersgestalt unseres Majors wie ein Zwerg aussah, mit einer weithinschallenden Stimme.

„Standschützen! Ihr habt in diesen Monaten, die ihr an der Front wart, bewiesen, daß der Geist eurer Ahnen, der Geist Andreas Hofers, in euch noch in gleichem Maße vorhanden ist, wie anno neun. Ihr habt dem Kaiser, dem Vaterland und euerer engeren Heimat genugsam bewiesen, daß ihr ausgezeichnete, tapfere und niemals wankende Vaterlandsverteidiger seid. Nur Soldaten", er sprach das a ganz kurz, „ja, Soldaten im militärischen Sinne seid ihr noch keine, besonders die jungen unter euch sind es noch nicht. Wir werden somit von heute ab jeden Tag ein bißchen exerzieren, damit ihr nicht nur brave Kämpfer, sondern auch schneidige österreichische Soldaten werdet. Von heute übernehme ich das Kommando während der Ausbildungszeit über euch, und diese Herren Offiziere hier werden eure Instruktoren sein."

„Musik!"

Wir hatten inzwischen gar nicht beobachtet gehabt, daß hinter uns eine Militärmusik angetreten war.

Nun schlug der Tambour ein.

„Zu Mantua in Banden!"

Herrgott, wie das in die Knochen fuhr.

„Bataillon habt acht!"

„Bataillon in Doppelreihen — rrrrrechts um!"

Verflucht, wie der Anderl kommandieren konnte.

„Marschieren — Bataillon — mmarrsch!"

Rumbum – rumbum — dröhnten die Nagelschuhe über den Dorfplatz.

Wie stolz wir Jungens da waren —

Trotz allem, was schon hinter uns lag.

Und dann ging's hinaus zum Exerzierplatz, und dort wurde „gebimst"!

Unser „Instruktor" ist ein junger Oberleutnant von den Salzburger Neunundfünfzigern.

Er ist ein guter, aber sehr strenger Offizier. Nur „Gemeinheiten" wirft er uns nicht an den Kopf, wie sein Kollege — der Leutnant Meyer — ein Wiener — den Schützen von der zweiten Kompagnie. Dort hagelt es immer „Trottel", „Schafskopf" und „krummes Gestell" — so daß der Oberstleutnant den Leutnant Meyer schon zweimal vor der Front daran erinnert hat, daß diese „Trottel" keine böhmischen Rekruten, sondern kampferprobte Standschützen seien.

Die alten Schützen murren auch darüber.

Schließlich sind sie ja auch Freiwillige und längst über das Dienstalter hinaus.

Bei unserer Kompagnie geht es dafür stiller, aber um so schneidiger zu.

„Wie aktive Kaiserjäger!" sagte der kleine Oberstleutnant

gestern, als wir am Schluß der Übungen an ihm vorbeidefilierten.

Natürlich des Anderls Kompagnie — die erste!

Die Schwenkungen, Marschübungen und das Halten läßt der Herr Oberstleutnant immer mit Musikbegleitung ausführen. Das gibt den Übungen mehr Schwung und hebt das oft arg verstimmte Gemüt.

Nein, wenn auch die Kameraden schimpfen, das „Bimsen“ macht mir Spaß.

Auch den Christl freut es.

„Jetzt brauchscht di wenigschtens net mehr von dö Deitsch'n verlach'n lassen!“

Das war mein ärgster Schmerz.

Daß die bayrischen Monteure und Mechaniker immer ihre Witze machten.

„Paket'l'n zusammenstellen“, spotteten sie immer über unsere Gewehrgriffe. Dabei haben sie ihre Offiziere heute „auch“ zum Exerzieren antreten lassen und „Gewehrgriffe kloppen“ machen, wie sie das nennen. Und da haben wir Tiroler einen Ausdruck vom bayrischen Oberleutnant gehört, der den Herren, die uns immer verspotteten, etwas an den Kopf warf, was sich anhörte wie „Sauhaufen“! Und dann: „Seht euch mal diese alten Tiroler da drüben an, — die stecken eure faul gewordenen Griffe alle ein!“

Oha!

„Der sagt's ihnen aber!“ flüsterte der Christl neben mir.

Ja ja — sie sollten öfters ein bissel weniger überheblich sein, diese Herren, die hier auf Numero Sicher „Krieg in den Reparaturwerkstätten“ führten!

Wir verlachten sie ja auch nicht, wenn sie sich drinnen im Hochgebirge ungeschickt benahmen.

Und der Kämpfer darf doch nicht nur nach dem Gewehrgriff bewertet werden.

Die Tschechen exerzierten im Frieden bei uns auch wie die Puppen — und jetzt!

Die deutschen Kameraden, die hier überall in den Höfen untergebracht sind, spotten überhaupt sehr viel über unsere Soldaten.

Ich finde das gar nicht richtig; das gibt oft zu Schlägereien Anlaß und das verbittert unsere Tiroler.

Können wir etwa dafür, wenn manche slawischen Regimenter nicht ihre Pflicht tun?

Sind wir Deutschen in Österreich deshalb minderwertig?

Ich weiß nicht, wie viele reichsdeutsche Kameraden allein zwischen fremden Truppenkörpern, die ihnen sogar feindselig gesinnt sind, in der gleichen ruhigen Selbstverständlichkeit ausharren würden, wie wir es tun müssen. Jedenfalls ist dieses „Auf-sich-allein-angewiesen-sein" schwerer, als jede glänzende Waffentat unter Gleichwertigen.

Nein, Hände schütteln und loben sollten sie uns als diejenigen, die die deutsche Sache hochhalten und für sie ebenso, ja vielleicht noch viel heißer kämpfen, als sie selbst.

Spott vom eigenen, glücklicheren Volksgenossen tut weh.

Besonders in dieser Zeit! — — —

Bevor wir heute abend einrückten, gab es eine Überraschung.

Der Herr Oberstleutnant gab dem versammelten Bataillon bekannt, daß der nächste Tag Ruhe- und Putztag sei.

Wir sollten auch neue Uniformen bekommen, da unsere alten schon gar sehr auswechslungsbedürftig waren.

Aber die Überraschung war der — Erzherzog, Thronfolger Karl Franz Josef.

Unseren zukünftigen Kaiser sollen wir sehen!

Das freute auch die ältesten Standschützen.

„Bui, dem werd'n wir oane Defilierung hinlegen", lachte der alte Bacher.

„Dös werd spritz'n, wia achtzehnhundertneunundsiebzig in Wean!"

„Achtzehnhundertneunundsiebzig!

Das war nach dem bosnischen Feldzuge gewesen.

Der Bacher trug seine siebenundfünfzig Jahre im Glied wie ein Zwanzigjähriger.

Wenn wir Defiliermärsche übten, knallte es ordentlich unter seinen Bergschuhen am Rasenboden.

Der freute sich über den Kaiserprinzen.

Und hatte drei Buben im Felde!

Sollten wir Jungen da spöttische Witze machen?

„O du mein Österreich", spielte die Landsturmmusik, als wir ins Dorf einrückten.

Ja, du mein Österreich!

Wir Tiroler Standschützen hatten dich doch lieb!

Abends war ein Brief für mich da.

Sie schrieb.

„Lieber kleiner Freund!

In großer Eile! Ich fahre Ende dieser Woche im Auto mit mehreren Offizieren und Roten-Kreuz-Schwestern ganz in Ihre Nähe. Dort wird eine sehr hohe Persönlichkeit erwartet, der wir alle vorgestellt werden sollen. Vielleicht erreiche ich es, daß Sie von Ihrer Abteilung ein paar Stunden beurlaubt werden; Sie sind doch noch in Ihrem Heimatdorf, von wo Sie mir Ihre letzte Karte schrieben? Es wäre furchtbar nett, wenn ich mit Ihnen ein paar Stunden plaudern könnte. Sollte dies nicht gelingen, so werde ich bestimmt bei Ihrer Mutter vorbeifahren und mir die ‚Heimat' meines Schützlings einmal ansehen. Also hoffen wir das Beste. — Auf Wiedersehen! Ihre Hella von Teuff."

Frau Hella wiedersehen!

Heute, nein — übermorgen —

Ich muß so freudestrahlend dreingeschaut haben, daß es

selbst dem Leutnant Bauer, der die Post verteilte, aufgefallen ist.

„Na, Toni — was steht denn da drin im Brief, daß so a Freud kriegsch?“ drohte er lachend.

„'s Schatzl aus Brixen hat halt g'schrieb'n!“ meinte der Christl spöttisch.

„Wirst's Maul halten — Trottel damischer.“

Der Christl zuckte zusammen. Die Schützen lachten.

„Na, na, Toni“, drohte der Lehrer Bauer leichthin. „Du wirst do net dein künftigen Beruf untreu werd'n!“

„Woaßt net“, gab ich trotzig zurück.

Gleich darauf schämte ich mich. Was hatte ich da öffentlich gesagt?

„Ich weiß nicht!“

Das war ja —

Ich fühlte eine Hand unter meinem Arm.

„Toni, nix für unguet — i han es net so g'moant, isch mir lei unter der Zungen so füra g'schlüpft!“

„Isch scho recht, Christl!“

Mir war aber die ganze Freude verdorben. —

Tags darauf, beim Gewehrputzen, ruft mich der Leutnant Bauer.

„Bruggler!“

„Zu Befehl — Herr Leutnant!“

„Toni, was ist das gestern mit dem Brief gewesen? Du weißt, ich bin nicht neugierig, aber als dein Lehrer und Freund habe ich dich schon geraume Zeit beobachtet. Es ist etwas Fremdes, Sinnendes in dich gefahren. Hängt das mit der heutigen Post aus Brixen zusammen? Ich will ja nicht in dich dringen, aber deine gestrige Antwort war doch danach angetan, mich aufhorchen zu lassen. In diesem ‚Ich-weiß-nicht‘ steckte mir mehr als bloßer Trotz drinnen! Sag einmal,

vorausgesetzt, daß du noch immer Vertrauen zu deinem alten Lehrer hast — ist's ein Mädel?"

„Nein — Herr Lehrer — es ist gar kein Mädel — es ist — es ist ein reiner harmloser Briefverkehr mit einer viel älteren Frau!"

„Pfi-i-i" macht da der Lehrer zwischen den Zähnen.

„Toni — und wer ist diese Frau?"

„Eine Offizierswitwe" und dann sprudelte ich ihm alles heraus — alles — alles — auch diese Gedanken, die mich wegen Frau Hella oft in diesen Frontnächten draußen bestürmt hatten — die Gedanken — daß, ach, es war ja ein solcher Unsinn —

„Na, red schon weiter", meinte der Leutnant Bauer gutmütig. In seiner Stimme lag so viel ruhiges freundliches Verständnis, daß ich ihm schließlich sagte:

„Ja, und seitdem ich die Frau Hella kenne, habe ich gar keine rechte Lust mehr, Geistlicher zu werden!"

„Wärst auch nie ein richtiger Dorfpfarrer geworden, Toni", sagt da der Leutnant Bauer und schaut mich so aufmunternd an, daß ich am liebsten vorgestürzt wäre und die Hand gedrückt hätte, die sich da auf meine Schultern legte.

„So lange es a guate Frau ist, die dir die harte Zeit da oben im Gebirg leichter macht, solange darfst du ruhig Vertrauen zu ihr haben, Toni. Was du mir da erzählt hast, so glaube ich zu erkennen, daß es eine gute Frau ist, und dazu wünscht dir dein Lehrer nur Glück. Ich wünschte, daß jeder Soldat irgendwo so eine verständige Frau daheim sitz'n hätt' — dann wär' vielen das Kriegführ'n leichter!"

Auch mir ist's mit einem Male viel leichter. Ich tue also doch nichts Unrechtes. Jetzt freue ich mich wieder auf morgen.

Aber — wird mich Frau Hella denn unter den Doppelreihen erkennen?

Und während der Feldmesse — wo werde ich sein und wo wird sie stehen?

Ob sie morgen beim Ausrücken merkt, daß mein Bataillon ausgerückt ist? — — —

Schon um sechs Uhr morgens sind wir aus unserem Heimatdorfe ausgerückt und die vier Kilometer bis nach Innichen marschiert. Auf allen Wegen waren Truppen im Anmarsch. Das mußte ja eine große Parade werden. Ob da wirklich eine Möglichkeit bestand, daß Frau Hella ihren kleinen Soldaten erkannte. Dieser kleine Soldat reckte während des Marsches bei jedem vorbeifahrenden Offiziersauto den Hals.

Einmal kam auch ein Wagen mit Krankenschwestern am Bataillon vorbeigefahren. Aber von Frau Hella war nichts zu sehen gewesen.

Jetzt steht das Bataillon schnurgerade ausgerichtet auf dem alten Landesschützenexerzierplatz mit der Front zum Feldaltar.

Die Kompagnie Hauptmann Anderl ist natürlich vorne.

Am rechten Flügel neben dem Zugsführer Happacher stehe heute ich. Der Hauptmann hat mich aus dem zweiten Glied ins erste gestellt.

An meiner anderen Seite steht der Christl. Das ist fein, so sehen wir auch gleich den Erzherzog während der ganzen Feldmesse g'rad vor uns stehen und die hohen Offiziere auch.

Aber vielleicht sehen wir auch jemand andern und diese andern uns auch. Man hat das ganze Bataillon neu eingekleidet. Ordentlich rauh fühlen sich die neuen Blusen und Hosen an.

Neue Wickelgamaschen sind auch verteilt worden.

Das hat den alten Schützen gar nicht gepaßt. In den Stellungen gingen sie immer mit langen Hosen herum, weil es

beim Bergsteigen bequemer war und die Beinschwellungen nicht schnürte.

Heute sind sie aber alle „gewickelt".

Links von uns schließt ein Marschbataillon Salzburger an. Und hinter uns dröhnt gerade ein Bataillon Bayern vom Münchener Leib-Infanterie-Regiment heran. Wie die den Boden stampfen.

Vor unserer Front steht der Hauptmann Anderl mit gezogenem Säbel. Als ältester Hauptmann kommandiert er heute alle Österreicher am Paradeplatz.

Er, der Standschützenhauptmann, befiehlt auch den aktiven Offizieren von den anderen Truppenteilen.

Das ist auch richtig, denn wie er so dasteht, mit seiner harten Adlernase und dem grauen verwitterten Gesicht unter der Feldkappe, so sieht er wie ein richtiger Tiroler Schützenhauptmann aus, unser Anderl.

Grad jetzt schaut er zu uns herüber, während der Major mit dem kleinen Oberstleutnant um die Front unseres Bataillons gegangen kommt und nun auf den Hauptmann zugeht. Da zeigt sich ein bayrischer Stabsoffizier und geht auch auf ihn zu.

Sie sprechen miteinander.

Nun kommt der Anderl auf uns zu.

„Mander — die Kompagnie muß die Generaldecharge während der Meß leist'n. Das ös uns net blamiert. I kommandier enk selber. Die ganzen Formationen werden vom bayrischen Oberstleutnant kommandiert, nur ihr net."

„Bataillon — Habt Acht!"

„Bataillon — Stillgestanden!" brüllt es bei den Bayern hinter uns.

Der bayrische Oberstleutnant reckt sich und ruft laut.

„Kameraden! Ich übernehme das Kommando über die ausgerückten Truppen. Da die deutschen und österreichischen

Kameraden auf verschiedene Kommandos hören, wollen wir es so machen, daß auf mein Kommando „Achtung!“ die österreichischen Truppenteile ihr „Habt Acht“ und wir Bayern unser „Stillgestanden“ ausführen. Die Truppen bleiben während der Besichtigung durch Seine kaiserliche und königliche Hoheit Gewehr bei Fuß, beziehungsweise geschultert. Damit alles klappt, werden wir das jetzt noch einmal kurz üben.“

„Bataillone — Ach—tung!“

„Na also, das geht ja sehr gut! Rühren!“

„Hauptmann Unterhuber! Sie schwenken mit ihrer Kompagnie an den Altar heran, Front der reservierte Platz für die Damen vom Roten Kreuz!“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!“

Die Damen vom Roten Kreuz da drüben!

Also gerade gegenüber von uns.

„Kompagnie — Habt Acht!“

„Kompagnie — Schultert!“

„Doppelreihen — rrrechts um!“

„Marschieren — Kompagnie — Marsch!“

„Links — Front!“

„Links — schwenkt marsch!“

„Kompagnie — Halt!“

„Ruht!“

Das hatte fabelhaft geklappt.

„Na, ihre Standschützen können ja schwenken, wie eine Grenadierkompagnie!“ lachte der bayrische Oberstleutnant zu unserem Major.

Also da drüben. Über dem Podium des Feldaltars waren die Plätze für die Damen vom Roten Kreuz reserviert.

Einige standen schon dort und unterhielten sich mit deutschen und österreichischen Offizieren.

Da kam eine neue Gruppe.

Frau Hella!

Sie trug ein graues Kleid mit einer weißen Mütze auf den schönen blonden Haaren. Vorne auf der Brust glänzte das Zeichen vom Roten Kreuz. In der Hand hielt sie ein kleines graues Täschchen und einen kleinen Photographenapparat.

Andere Damen begrüßten sie und sprachen auf sie ein. Warum sich dieser dicke Offizier gerade vor ihr Gesicht hinstellen mußte — er muß ihr etwas Heiteres gesagt haben, denn eben lacht sie herzlich auf.

Nun sieht sie zu den Soldaten herüber.

Sie frägt den Offizier etwas und deutet mit dem Kopfe nach der zweiten Kompagnie hin.

Warum darf ich nicht jetzt, statt dieses dicken Hauptmanns da drüben hinüberrufen — ja, es sind Standschützen, es sind Standschützen vom Bataillon Silian, in deren ersten Kompagnie —

Aber Frau Hella schaut noch immer auf die zweite Kompagnie.

Schützen für Schützen mustert sie unmerklich, währenddem der dicke Hauptmann und eine Pflegeschwester mit zwei Orden auf der Brust in sie hineinreden —

So schau doch hierher —

„Toni", flüstert der Christl neben mir.

„Toni, sigsch die schöne Frau dort neben den Hauptmann!"

Ob ich sie seh!

Da —

„Musik, Generalmarsch!"

„Bataillone! — Achtung!"

„Erste Kompagnie — Habt Acht!"

„Links — schaut!"

Tsing — fliegen die Köpfe nach links und die Fäuste an den Gewehrschaft.

Da kommt er.

Drüben rufen die Damen „Hoch".

Wie jung er noch ist, der Erzherzog Karl.

Er trägt einen langen einfachen Soldatenmantel und grobe, derbe Bergschuhe. Neben ihm, der hohe deutsche Offizier, das ist der Prinz Heinrich von Bayern.

Der Oberstleutnant erstattet Meldung.

Grüßend und dankend geht der Erzherzog auf uns zu.

Jetzt, wie wir die Köpfe wieder geradeaus auf den Thronfolger richten, fühle ich ihre Augen, — ich weiß es genau, daß sie mir genau ins Gesicht sieht, während der Erzherzog vor dem Hauptmann Anderl steht, der mit harter, starker Stimme meldet:

„Erste Kompagnie Hauptmann Andreas Unterhuber des Standschützenbataillons Sillian."

Der Erzherzog hebt grüßend vor dem Hauptmann die Hand.

Dann kommt er zu uns herüber.

Beim Leutnant Bauer bleibt er stehen, frägt ihn mit weicher, wienerischer Stimme nach Stand, Beruf, und dann hören wir, wie er zum Prinz Heinrich von Bayern sagt, der neben ihm steht:

„Herrliche Leute!"

„Ja, ihr könnt euch zu diesen Soldaten gratulieren", erwidert der bayrische Prinz und schaut dabei selbst prüfend zu seinen Bayern hinüber.

Jetzt steht der Erzherzog vor mir, einen Augenblick schaue ich in seine freundlichen braunen Augen, dann steht er schon vor dem Christl und den anderen.

Wenn wir nur schon die Köpfe gradeaus werfen könnten —

Aber wir müssen jetzt wieder „Links schaut" noch gute zehn Minuten stehen bleiben, bis der Erzherzog alle Kompagnien abgeschritten ist.

Endlich kommen er und die ganzen hohen Generäle zurück.

Nun schauen wir wieder geradeaus. Aber jetzt stehen wieder ausgerechnet drei Generäle vor uns, die jede Aussicht auf das Gegenüber verhindern.

Aber das weiß ich jetzt bestimmt:

Sie hat mich erkannt!

Der Erzherzog ist jetzt an den Feldaltar getreten, und der Kapuzinerpater beginnt mit der Messe.

*

Unsere Salven während der Messe haben geklappt wie bei der Fronleichnamsprozession in Wien. Wir hätten uns auch nicht blamieren lassen.

Nun ist die Messe zu Ende und die Offiziere vorn treten im Kreis um den Erzherzog.

Da schaue ich endlich gerade hinein in ein Paar Augen —

Ja, ich bin es wirklich, der da steht! Du liebe — liebe Frau!

Während der ganzen Ansprache des Feldmarschalleutnants dort neben dem Erzherzog höre ich nichts —

Denn da drüben steht ja Frau Hella und winkt mit ihrer kleinen Hand herüber. Dabei schaut sie mir noch immer lächelnd in die Augen. Wie lieb diese Augen doch grüßen können!

Nun neigt sie sich zu der Pflegeschwester an ihrer Seite und spricht leise mit ihr.

Sie spricht von mir!

„Kompagnie — Habt Acht!"

Beinahe hätte ich nachgegriffen.

Was soll denn jetzt geschehen? Wir werden wohl defilieren und dann einrücken müssen.

Der Feldmarschalleutnant winkt zwei Offiziere heran. Sie tragen eine kleine schwarze Schachtel in den Händen und stellen sich neben dem Erzherzog Thronfolger auf.

Nun kommt die ganze Gruppe auf uns zu. Der Erzherzog hält vor dem Hauptmann Unterhuber, der dasteht wie ein Tannenbaum, so kerzengerade und unbeweglich, und greift in die Schatulle, die ihm der Feldmarschalleutnant jetzt hinhält.

Ein funkelndes Etwas am rotweißen Bande glänzt einen Augenblick in der Luft, dann heftet er die Auszeichnung dem Hauptmann an die Brust.

„Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann“, sagt der Erzherzog sehr freundlich und drückt dem Theißen Anderl die Hand, dann salutiert er, nickt dem Feldmarschalleutnant zu und kommt jetzt auch vom Hauptmann direkt auf unsere Kompagnie zu.

„Herr Leutnant Bauer!“ ruft der Feldmarschalleutnant.

„Hier!“

Der Lehrer Bauer ist einen Schritt vorgetreten.

„Im Namen Seiner Majestät hefte ich Ihnen das ‚Signum laudis‘ für das Gefecht vom Monte Piano im Juni des Jahres an die Brust. Ich danke Ihnen, Herr Leutnant, und wünsche Ihnen weiterhin Glück!“

Mit heller, freundlicher Stimme hatte der junge Fürst diese Worte gesprochen.

„Standschützenpatrouillführer Bruggler!“

„Waa — Hier!“

„Vortreten!“

Ein paar freundliche braune Augen sahen mir direkt ins Innerste.

Gute Augen sind das.

In der Hand unter den vielen Orden spielt ein Silberstück an einem rotweißen Bande hin und her.

„Wie alt sind Sie denn, mein Sohn?"

„Sechzehn Jahre!"

„Und Ihr Beruf?"

„Gymnasiast!"

„So, so! Das ist ja sehr brav. Sie waren schon verwundet?"

„Zu Befehl, jawohl!"

„Der Kaiser dankt auch dem jüngsten Tiroler! Hier hefte ich Ihnen die Silberne Tapferkeitsmedaille zweiter Klasse an. Die ‚Große Silberne' werden Sie sich dann bald holen!"

Mir brannten beide Wangen.

Eine Hand fühlte ich auf der Schulter.

„So, mein Sohn! Mach es also weiter so brav!"

Wie ich nachher ins Glied gekommen bin, weiß ich selber nicht. Ich hörte nur noch, wie der Hauptmann den Christl vorrief. Und dann noch viele, viele, fast die ganze Kompagnie. Die liebe Frau da gegenüber sah mich noch immer an. Lange, lange!

Nun winkte sie wieder mit der kleinen behandschuhten Rechten. Dann klatschte sie leise und unmerklich in beide Hände —

Dank dir, du Liebe, Gute! So stolz wie heute war dein kleiner Soldat noch niemals. An ein solches Wiedersehen hatte ich freilich nie gedacht.

Nach einer Stunde war die „Dekorierung" der Truppen zu Ende.

Während der Thronfolger zu der Damengruppe hinüberschritt, wo ihm nun auch Frau Hella vorgestellt werden mußte, formierten wir uns zum Vorbeimarsch.

Ja, ja, liebe gnädige Frau, heute war der Standschützenpatrouillführer Anton Bruggler zuerst dem Thronfolger „vorgestellt" worden.

Der Hauptmann Anderl lachte uns beim Kommandieren ins Gesicht.

Er hatte das Militärverdienstkreuz bekommen. Und der Bauer das „Signum".

Der Christl hatte auch die „kleine Silberne".

Jetzt gab es ja auch sieben Kronen fünfzig Löhnungszulage im Monat.

*

Drüben am Dorfeingang formierten wir uns in Bataillonskolonnen.

Autos fuhren vorüber.

„Grüß Gott — kleiner Bruggler — ich gratuliere!"

Da fuhr ja Frau Hella!

„Bataillon — Habt Acht!"

„Defilierung — Marschieren — Bataillon — marsch!"

Tarantamtam, tarantam, tschin—tschin—bum —

Unter den Klängen des Erzherzog Albrecht-Marsches dröhnten wir vorüber.

Einen Augenblick hatte ich in der Damengruppe, die dann während des Vorbeimarsches hinter dem Erzherzog vom Auto aus zusah, ihr Gesicht nochmals gesehen.

*

Nun rückten wir ein.

Dem Dorfe zu.

Ohne Tritt ging es längs des Abkürzungsweges an der Maximilianskapelle vorbei, hinüber zur Heimat.

„Sell isch heit a Überraschung g'wes'n", meinte der Christl neben mir.

„Dö werd'n heit schau'n im Dorf, wenn wir mit unsere ‚Pletschen' da kemmen."

„Net spott'n", sagte der Bauer.

„Auszeichnungen sind Auszeichnungen."

„Weil er a größere kriagt hat wia ds, red't er aso", brummte der Zugführer.

Der hatte keine Auszeichnung bekommen. Fing denn da der Neid an?

„Happacher, di werd's do aa oamoll treffen", sagte der Baumüller Toni von rückwärts.

„Treff'n, söll woll — aber net also, wohl eher zu sterb'n oder für'n Krüppel."

Seit dieser Stunde wurde mir der Zugführer unsympathisch.

Neid wegen der Auszeichnung der Kameraden, nein, den gab es in der ganzen Kompagnie noch nicht — warum ärgerte es den Happacher denn. War er denn übergangen worden?

„Laß eham", raunte der Christl, „es isch a Holzhandler. Hasch du schon amoll g'hört, daß a Holzhandler an andern eppes gönnt hat!"

Da lachte der ganze Zug hellauf. — —

Nach der Befehlsausgabe zum Essen durften wir in unsere Häuser.

„Muatta, heit gibt's Besuch!" rief ich der Mutter schon vom Gartenzaun aus zu.

„Der ist schon hier!" sagte da eine wohlbekannte Stimme. Im selben Augenblick trat Frau Hella hinter der Mutter in die Haustürschwelle.

„Gnädige Frau!"

„Nun — begrüßen Sie erst einmal Ihre gute Mutter und lassen Sie sich von ihr gratulieren!"

„Ja, weil's lei du bisch!" meinte die Mutter.

Ihre Stimme hatte doch etwas weiches heute.

„Und a soviel vornehme Frau isch die ‚Gnädige' — i geah lei in die Kuchel jetzt, eppes zu richt'n" —

Nun saß sie neben mir auf der alten Holzbank unter dem Backofen. An der Wand tickte die buntgemalte Bauernuhr,

so wie sie seit Jahren dort immer getickt hatte. Drüben hing das Gewehr des Vaters über seiner letzten Photographie und oben auf der Ofenbank wölbte sich ein rotgetupftes Federbett.

Und in dieser Umgebung saß da eine elegante junge Stadtfrau, mit einem Brillantring am Finger und in einem feinen Kleid, hohen glänzenden Stöckelschuhen, und lachte mir unter ihren blonden Haaren ins Gesicht.

„Na, Sie großer Bub! Jetzt kommen Sie erst einmal her und lassen Sie sich mit Ihrer Tapferkeitsmedaille anschauen!"

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen erst noch vielmals dafür danken, daß Sie sich immer so sehr um mich kümmern und mir so liebe Briefe schreiben!"

„Na, na, nun aber nicht übertreiben. Jetzt erzählen Sie mir einmal, wie es Ihnen geht?"

„Ach, danke, ganz gut. Was man eben so heutzutage gut nennt!"

„Und der Krieg steht Ihnen äußerlich wenigstens ganz gut an. Wie braun und kräftig Sie inzwischen geworden sind. Sie sehen jetzt richtig männlich aus, gegen damals in Brixen. Übrigens soll ich Ihnen viele Grüße sagen von Ihrem Landsmann!"

„Ah, dem Anderl, dem Sohn vom Hauptmann, wie geht's ihm denn?"

Über Frau Hellas Stirne huschte ein Schatten.

„Jetzt wieder ganz gut. Aber freilich, so gut wie früher wird es dem armen Jungen nie mehr gehen. Er hat sein Bein verloren!"

„Der Anderl hat sein Bein verloren! Ja, da kann er ja nie mehr auf Gemsen —"

„Toni!" In diesem Augenblick überzog eine dunkle Röte Frau Hellas feine Wangen —

„Verzeihung! Aber Herr Bruggler, Sie auch! Wie kann man nur in solchen Momenten an die Gemsjagd denken — gerade so wie Ihr Kamerad selber. Der jammerte auch tagelang darüber, daß er nun nicht mehr auf die Gemsjagd gehen könnte."

„Aber, auf die Berge kann er ja auch nicht mehr! — Daß der Vater mir das noch nicht erzählt hat!"

„Ich glaube, der weiß es noch gar nicht. Und auf die Berge wird der Junge schon wieder gehen können. Übrigens ist das ja auch nicht das Wichtigste. Das Wichtigste ist doch, daß er noch lebt."

Was wußte denn diese Frau auch davon, was für uns Bergler das Wichtigste war. Das mußte wie für einen Seemann sein, wenn er nicht mehr aufs Wasser konnte.

„Gnädige Frau, Sie dürfen mich aber schon ganz ruhig nur ‚Toni' nennen, die Kameraden tun das ja auch."

Sie sah mich ernst an. Dann wurde sie wieder rot.

„Na gut, Toni. Also dann will ich Sie von nun ab so nennen. Das wird mir zwar am Anfang in den Briefen merkwürdig vorkommen. Richtig, Ihre Briefe? Sie haben mir eigentlich nie mehr geschrieben, wie es mit Ihrer Zukunft werden soll, Toni! Ist's noch immer so sicher mit dem Priester?"

Was meinte sie nur damit.

„Gnädige Frau, ich muß mich jetzt eigentlich vor Ihnen schämen. Ich glaube, ich bin gar nicht mehr so sehr von alledem überzeugt, was ich Ihnen damals in Brixen verdogmatisiert habe. Ich überlege so oft jetzt hin und her, wenn ich Zeit habe, aber recht klar ist es mir immer noch nicht, obwohl ich schon mit meinem alten Lehrer und Leutnant darüber gesprochen habe. Vielleicht spielt da auch die tägliche Nähe des Todes eine gewichtige Rolle. Denn nach den Kämpfen und Beschießungen habe ich immer nur das Gefühl: jetzt

heraus und gelebt. Gelebt mit allen Genüssen und allem Schönen, das einem das Leben zu bieten vermag. Ich glaube, das geht auch den anderen Kameraden so, und wenn ich mich bei dieser Sehnsucht nach dem ‚Leben' ertappe, dann habe ich gar keine Lust mehr, Priester zu werden — und das ist doch eigentlich eine Schande, wenn man so unkonsequent und charakterlos ist."

Ich hatte wohl zu lange geredet, denn Frau Hella sah mich immer erstaunter an. Draußen klapperte die Mutter mit den Schüsseln. Ein Hund bellte — und oben an der Wand ging die Uhr tick—tak — tick—tak —

„Toni!" Eine warme weiche Hand hatte die meine erfaßt.

„Toni, jetzt seien Sie einmal ehrlich, ganz ehrlich, gelt! Sagen Sie, aber fassen Sie es bitte nicht als Indiskretion auf, das liegt mir ganz ferne — Toni, haben Sie schon — tja, also früher wohl sicher nicht, aber inzwischen als Soldat — haben Sie schon einmal mit einem Mädel — so einem frischen Bauernmädel meine ich — oder mit sonst einem von den Mädeln, die da überall bei den Soldaten herumlaufen — zu tun gehabt?"

„Nein!"

„Gottseidank!"

Das war ganz ruhig, ganz einfach gesagt gewesen.

„Warum — Gottseidank?"

„Weil, weil — weil ein junger Mensch, wie Sie es sind, ganz fürchterliche Enttäuschungen erleben müßte, wenn er so plötzlich in unrechte Hände geriete!"

Mir war jetzt sehr eigentümlich zumute.

Die einzigen Hände, in die ich geraten konnte, oder — wollte, die lagen so fein und klein hier neben mir auf dem Holztisch, und diese Hände wären sicherlich nicht unrecht gewesen — wenn ich fünf oder zehn Jahre älter gewesen wäre. Aber so!

„Toni, Sie werden mir versprechen, und verstehen mich dabei nicht falsch, nicht wahr! Sie werden mir versprechen, mir sofort zu schreiben, wenn Sie mit einem Mädel — wir verstehen uns, also wenn Sie anfangen, für ein Mädel ernsteres Interesse zu gewinnen. Ich will wissen, ob es für Sie das Richtige ist, ob es vor allem eine Frau ist, wie ich sie mir für Sie denke — so eine richtige brave, und doch kluge Frau, die die Verantwortung tragen kann, einen jungen, durch den Krieg auf Jahrzehnte im voraus gereiften Menschen für das Durchgemachte zu entschädigen und ihm den Glauben an die Gesellschaft wiederzugeben, den er da draußen unbedingt verlieren mußte!"

Mir fielen die Worte des Leutnants ein. Wie hatte er gesagt: er würde manchem Frontsoldaten eine solche Frau wünschen, dann wäre für viele das Kriegführen leichter. Hier saß also eine Frau, die jung, schön und begehrenswert war und von der Verantwortlichkeit der Frau sprach, die einem durch den Krieg an der menschlichen Gesellschaft irregewordenen Mann den Glauben an die Gesellschaft wiederzugeben hatte.

„Frau Hella, ich glaube, diese Verantwortung spüren doch alle Frauen, die ihre Männer oder Bräutigams draußen haben?"

„Toni, Sie sind noch ein Kind voller Ideale, trotz des Krieges. Aber eben darum müssen Sie sich in acht nehmen. Bei Ihnen wird das noch durch einen zweiten Umstand besonders erschwert. Sie wollten Priester werden. Sie wollten einer idealen, heiligen Idee folgen, und erwarten naturgemäß für den Tausch, den Sie nun einzugehen bereits im Begriffe sind, ebensolche idealen und vollkommenen Werte, denen Sie Ihr Leben widmen wollen!"

Ideale und vollkommene Werte! Gerade, wie ich erwidern wollte, kam die Mutter mit einer Schüssel dampfender Krapfen herein.

„Derf i mir halt erlaub'n, gnädige Frau, oan einfach'n Imbiß — halt lei a Bauerneff'n einnehm' zu woll'n —"

„Selbstverständlich, aber gerne! Ich habe absichtlich das Essen im Hotel, wo die übrige Gesellschaft zu Mittag speisen wollte, abgesagt. Nun habe ich wirklich ehrlichen Hunger. Übrigens müssen wir dann noch Ihren Hof, Milchkammer, Ihre Hühner und Ihren Kuhstall ansehen, liebe Frau Bruggler, denn ich bin ja selbst Landwirtin und die Frauen sollen in der heutigen schweren Zeit zusammenhalten. Aber jetzt wollen wir essen!"

„Was haben Sie denn den Herrschaften im Hotel gesagt, wie Sie sich ‚absentiert' haben?" fragte ich.

„Etwas sehr kriegsmäßiges!"

Ganz nahe an mein Ohr lehnte sie ihren Mund, so daß ich den feinen Hauch, der mit irgendeinem Duft von Parfüm gemischt war, über die ganze Wange spürte.

„Ich habe gesagt, daß ich mir — Eier besorgen müßte!"

Nun lachten wir alle drei.

Die Mutter hob die Hände.

„Im Namen des Vaters —"

*

Wir standen vor dem Pferdestall. Frau Hella wollte nicht, daß ich sie durchs Dorf zum Auto begleitete.

„Nun Toni, leben Sie nochmals wohl, und dann fühlen Sie vor allem den Mut, ehrlich gegen sich zu sein, wenn Sie Ihr Schicksal für die Zukunft entscheiden wollen. Ewig wird dieser Krieg ja gottlob nicht dauern. Dann werden Sie die Schulbank auch nicht mehr lange drücken. Wieviel Klassen haben Sie noch zu absolvieren?"

„Drei!"

„Gott, die eine oder andere werden Sie wohl mit einem Studienurlaub absolvieren. Dann sehen wir uns ja wohl auch wieder. Aber die Hauptsache: durchringen zum klaren

Entschluß. Entweder das eine oder das andere werden wollen. Klarheit ist stets das Wichtigste. Und wenn Sie Ihrem ursprünglichen Entschluß untreu werden wollen, so ist dies gewiß keine Schande, wie Sie vorhin gemeint haben. Im Gegenteil. Wer den Mut zur Konsequenz aufbringt, steht im Leben höher als derjenige, der sich von Empfindungen und Hergebrachtem schieben läßt und dann — unglücklich wird. Sie sollen aber einmal recht glücklich werden, Sie lieber kleiner Junge — Sie!"

Ein leichter Händedruck — und nun sehe ich immer noch ihre hohe schlanke Gestalt zwischen dem Elslerhaus und dem Bretterschuppen der Möbeltischlerei vorne beim Wahlener Kruzifix verschwinden.

Auch umgewandt hat sie sich nicht mehr.

Lieber — kleiner Junge!

Hella!

Heute abend gehen wir wieder in Stellung.

Diesmal wird der Abschied eines jeden vom Dorfe schwerer werden wie das letztemal — besonders für die alten Schützen.

Sie müssen zuviel Sorgen zurücklassen — auf den Höfen.

Wenn die Frauen auch nicht viel Worte machen, so hat doch jeder genug gesehen. Die Viehställe werden immer leerer, — fast jeden Monat kommen die Kommissionen, um Vieh zu requirieren, und diese Herren Beamten haben scheinbar wenig Sinn dafür, daß ein Bergbauer sein bißchen Vieh zehnmal schwerer aufgibt wie ein richtiger Talgrundbesitzer.

Und dann ist die Bodenbestellung heroben auf den Bergäckern doch für die stärksten Frauen zu schwer. Männer sind vielleicht noch zwanzig im ganzen Dorf. Aber was für Männer!

Wenn wir fünf sechzigjährige Schützen in der Kompagnie haben, kann sich jeder ausmalen, was für gebrauchsfähige Arbeiter noch im Dorf zurückgeblieben sind. Und dann hat die Kompagnie außerdem noch zwei Einäugige und einen einarmigen Schützen, den Hutter Franz. Der Hutter Franz ist Offiziersdiener, „Pfeifendeckel“, wie sie sagen, bei unserem Major. Die beiden einäugigen, der Hochbichler Hans und der Unterberger Michl sind aber recht gute Soldaten und schießen trotz ihrer Gebrechen recht ordentlich.

Die Mutter ist still und freundlich wie immer. Mein Bruder schreibt, daß es ihm bei seinem General gut gehe. Das ist wenigstens ein Lichtblick für die Mutter. Jetzt steht sie wieder am Eßtisch und wickelt mir ein paar Sachen für den Winter mit in den Rucksack ein.

Drunten im Dorf bläst es zur Menage. — Ich muß schnell hinlaufen, weil ich mich ohne Erlaubnis absentiert habe.

Beim Antreten steht der Hauptmann Anderl mit kalkweißem Gesicht ganz allein vor dem Schulhaus und starrt zu uns auf den Vorplatz vom Mutschlechnerwirtshaus, wie geistesabwesend, herüber.

„Patrouillführer Bruggler!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Die Augen des Hauptmanns liegen durchdringend auf mir.

„Hast du mit deinem Besuch aus Brixen koa Botschaft von mein Buab'n kriagt?“

„N — n — ei — ja, Herr Hauptmann, nur oan Gruß!“

„So — und wie's ihm geht, hat die feine Dame net g'sagt?“

Warum er mich, gerade mich darum frug?

„Seine Wunde ist halt sehr schlimm, weil er'n Brand kriagt hab'n soll!“

„Und sie ihm's Bein hab'n abnehmen müss'n, Toni! Die Botschaft hast wohl eppa net kriegt? Ha!?“

„Herr Hauptmann, hätt ich dir dö Botschaft —"

„Angst vor mir hättst net hab'n brauch'n, i trag's so aa — aber lieber war's mir g'wes'n, du hättsch es mir beizeiten vermeldet, weil so der Brief aus'm Spital net mei arme Frau so überrascht und nieder g'schlag'n hätt', wenn i sie hätt vorbereiten können — aber — g'scheg'n isch g'scheg'n, und jetzt bleibt er mir wenigstens am Leben! Mei armer Bua!"

„Hauptmann Anderl!"

„Schon gut, tritt jetzt wieder ein, ins Glied!"

*

In der Nacht marschierten wir fort, still, schweigend — vorbei an unseren Höfen, an der Kirche, am Friedhof — nun schon zum zweitenmal.

Aber diesmal hatten nur wenige Frauen mehr am Dorfplatz gestanden und ihren Männern stumm die Hände gedrückt. Ganz wenige nur — denn es war verboten worden, viel vom Abmarsch zu reden.

Die deutschen Truppen werden seit gestern überall auf den Bahnhöfen verladen. Sie kommen fort — aber nicht nach Frankreich — die Lokomotiven schauen nach Osten —

Rußland — Serbien? Wer weiß wohin. — Da haben wir Standschützen es doch besser, wir bleiben wenigstens in Tirol.

„Und kommt der Feind herein, herein —
Und mag's der Teufel selber, selber sein,
Es ruhen unsere Stutzen nicht —
Bis einst das Auge bricht, erbricht —
Tralala, tralala, tralalala,
Trialialiala, trialalala!"

Weiß sind die Berge, weiß die Täler. Und meterhohes Weiß baut sich über die Stellungen.

Acht Meter Schnee im November. Wieviel Meter werden es zu Weihnachten sein und wieviel erst zum Dreikönigstag?

Die Tiroler Standschützen führen keinen Krieg mehr. Sie schaufeln Schnee und immer wieder Schnee. Und dabei singen sie:

„Es ruhen unsere Schaufeln nicht,
Solang der Schaufelstiel nicht bricht,
Tralala, tralala, tralalalali,
Trialialiala, trialalalala!"

Hell jodelt der Christl oben am Hang den letzten Vers heraus.

Alle ringsum lachen.

Die Schützen sind hier guter Laune. Nicht wegen des Schneeschaufelns, sondern weil wir endlich ein paar „Bimser" herbekommen haben.

„Bimser" das sind die ganz schweren, die Motormörser. Nun wird das tägliche Schneelöcheraufreißen durch die italienische Artillerie drüben in Misurina wohl aufhören.

Hier am Hang des Schwalbenkofls, wo immer im Sommer das große Geröllfeld liegt, werden die Geschütze eingebaut werden.

„An die achtzig Mann haben die Kanonen geschtern bis zur Rienzbruck'n aufazog'n", erzählt der Rotter Beppi beim Arbeiten.

„Was achtzig Mann?" frägt der Strobl zurück, „dö werd'n doch mit'n Auto gezog'n!"

„Geht jetzt net. Im Schnee bricht dir das ganze Geschütz zwoa Meter tief eini — da zieht koa Auto dö schwere Kanon' mehr aussi. Da heißt's lei ziag'n!"

„Die Leit brech'n do aa ein!"

„Sie hab'n russische Gefangene 'n Schnee vorher ausschöpf'n lass'n. Fünf Tage lang hab'n 's g'arbeitet um die Kanon von der Brauerei, wo sie ausg'lad'n hab'n, bis zur Rienzbruck'n zu ziag'n!"

Fünf Tage, um ein Geschütz sechzehn Kilometer durch das Tal zu ziehen! Das war der November 1915 in Tirol, nach den ersten Schneefällen.

Die Schützen schaufeln weiter. Immer tiefer graben sich die Soldaten in das weiße Bett.

„Wirst seh'n, wia's im Frühjahr Lawinen über den Hang obalaßt, da putzt's die G'schütz sauber eini!" meint der Ennemoser.

„So g'scheid kennen die ob'n wohl sein, daß sie auf dös aufpassat'n!"

„Die — ob'n, die werd'n erscht g'scheider, bis sie wieder ein paar hundert Menschen verreck'n hab'n lass'n!"

„Na, na, Beppi", sage ich, „die werd'n aa schon net umsonst die Leut verreck'n lass'n!"

Der Beppi sieht sich um. Nein, der Leutnant Bauer und der Hauptmann Anderl sitzen drüben zusammen auf einem

Handschlitten und reden miteinander, dann dreht sich der Beppi wieder zu mir herum.

„Was sagsch, die ob'n lass'n die Leit net verreck'n. Bisch wohl no immer net kuriert."

„Weil i in der Zeit, in der wir im Feld sind, no nix erlebt hab, daß die ob'n Mensch' verreck'n hab'n lass'n!" gebe ich zur Antwort.

Auch die anderen Schützen nicken.

„Hm", macht der Beppi nur und klopft mit den Schuhen den Schnee vom Schaufelblech.

„Jiatzt will i enk etwas erzähl'n", macht er weiter. „Im September ischt es g'wes'n — wia i bei der Schendarmerieassistenz zuagetoalt g'wes'n bin. Drin bei Peutelstein. Da ist eine Offizierspatroll von den Neunundzwangern Ungarn drauß'n g'wes'n über Nacht. Woaß der Teifel, sie sind halt über Nacht nimmer z'ruck kemmen, wohl weil sie de Berg net kennt hab'n. Wia's fruah wird, hebt der Wallische drüben vom Peutelstein mit'n Schiaß'n an, als ob der Teifl los war. Maschineng'wehr und G'wehr, wia toll. Wir haben 's nachher wohl gemerkt. Weil er die ungarische Patroll g'seh'n hat in den Taxen versteckt lieg'n.

Wia's denen vor Schiaß'n nimmer möglich g'wes'n isch, im Liegen auszuhalt'n, sind sie auf und in a ang'fangtes Straßentunnel eini, das zwischen uns und der wallischen Stellung liegt. Ihr kennt sel Tunnel wohl, bei der großen Reide liegt's."

„Ja, söll kennen wir!"

„Wir hab'n denkt, daß die jetzt sicher sind und bei Nacht wieder z'ruck kemmen werd'n. Wias Abend wird, legt der Wallische aber oan Scheinwerfer vorm Eingang und sobald sich eppes rührt, hebt er glei wieder a teiflisches Schiaß'n mit'n Maschineng'wehr an. — Die ganze Nacht hat er hing'leucht und sofort g'schoss'n — für den erschten, na für alle,

wenn sie außa g'wollt hatt'n, wars der sichere Tod g'wes'n. So geht's no a Nacht und no a Nacht — immer liegt's Feuer beim Tag am Tunneleingang — grad Scheibeng'schoss'n hab'n dö Lumpen auf des schwarze Loch zubi. — Und bei Nacht vom Dunkelwerd'n bis in der Fruah des Scheinwerferlicht.

Stunde um Stunde sind wir die Tag bereit g'leg'n, um zu helfen. Aber wia? Hatt'n wir uns z'sammknall'n lass'n soll'n für nix — weil es do net g'holf'n hat, wenn mir zum Tunnel a zubi kemmen war'n. Da, am vierten Tag in der Fruah weht a weißes Tuchel vom Tunneleingang.

Jetz frag i enk Mander. Ischt das a Feigheit g'wes'n, wenn sich die paar Ungarn, die da drin im Loch, wahrscheinlich noch mit drei, vier Verwundeten, ohne Wasser, ohne eppes zu essen, hab'n ergeb'n woll'n, wo sie do net lebendig bis zu uns z'ruck kemmen waren?"

„Na, söll net, wann's umasonst war, war dös koa Feigheit net!" sagt oben der Fischnaller.

„Siesch das hatt'n wir Deitsche uns aa denkt. Wia der ungarische Hauptmann, der den Abschnitt kommandiert, den weißen Fetzen sieht, kriagt er an Weinkrampf und schreit ins Telefon zum Oberstleutnant z'ruck, daß oan kaiserlich und königlicher Offizier vorne die weiße Fahne hissen tut!

Sie sprechen miteinander, dann kommt no oan Telephon vom Brigadekommando und jeatzt geaht der Hauptmann her und befiehlt beim Maschinengewehr dem Vormeister, sofort auf den Tunneleingang zu schießen, sobald der erste Mann sich zeigt, der sich herauswagt, um sich zu ergeben!

Was soll i enk sag'n Mander?

Der Wallische hat nimmer umig'schoss'n, aber dafür wir! Jawohl, uns Tiroler hat der Hauptmann aa umischiaß'n g'macht. Und wie es Nacht g'word'n isch, haben sie den

Scheinwerfer von der Forame aus umileucht'n lass'n. Damit ein kaiserlicher Offizier nicht die weiße Fahne zeigt!

Aber verreck'n, verhungern haben sie derfen, die armen Heiter! Sell woll sell — sell isch wohl besser g'wes'n wie's ehrenvoll g'fang'n werd'n! I kann es enk beschwören Mander — rein zum Verruckt werd'n war's — dös Schreien von denen hab'n wir die ganze Nacht und den ganzen Tag über bis zu uns herg'hört. Zuletzt isch es lei mehr a Brüll'n g'wes'n!

Aber nicht nachgeb'n hat er, der ungarische Hauptmann.

Da isch oan Korporal g'wes'n, der hat sich frei g'weigert, weiter mit'n Maschineng'wehr umazuschiaß'n.

Niedergeknallt wie oan Hund hat er ihn, vor der ganzen Mannschaft.

Und dabei hat dös Schreien da drüben immer no net aufg'hört.

In der Nacht san drei Ungarn aus der Stellung durch. Die ganze Kompagnie war schon rebellisch — jetzt hat er woll'n, daß wir no auf seine Leit aa aufpass'n. Am liebschten hatt'n wir ihn derschlag'n den Teifl. Und nachher isch es eines Tags still g'wes'n unten, im Tunnel."

„San sie verhungert?" frägt der Christl oben mit seltsam rauher Stimme.

Auch mir sitzt etwas in der Kehle — etwas Bitteres, Häßliches.

„Na, selbst nieder g'schoss'n hab'n sie sich!"

„Selbst nieder g'schoss'n!"

„Ja, nach acht Tagen, wie es wieder ruhig g'word'n ist rundherum, bin i mit'n Schendarmeriewachtmeister umi. Dort hab'n wir sie lieg'n g'funden, die restlichen elf Mann mit'n Leutnant. Jeder hat oan Schuß in der Stirn g'habt.

Er hat sie wohl umgebracht. Entweder er, oder oaner von

die Leit, ihn mit die andern. Aus Verzweiflung, wo sie koan Ausweg mehr g'seg'n hab'n — als das Verhungern!

Aber dö G'sichter, dö verkrampften Händ, dö aufg'rissenen Augen — Mander, die vergeß i nia mehr."

„Und der Hauptmann! Was hat der Hauptmann bei enkerer Meldung nachher g'sagt?"

„Wenigstens haben sie für ihre Feigheit, sich ergeben zu wollen, als echte Ungarn gesühnt! hat er g'sagt."

„Das hätt i anzeigt!" sagt der Christl, „bis zum General war i gang'n mit der G'schicht!"

„Probier's einmal, Christl — wirst sie scho noch kennen lernen, die Herren, denen's Kriegführen Spaß macht —" höhnt der Rotter Beppi weiter. „Wie i ausg'ruckt bin, war i der erschte g'wes'n zu all'n, wenn's hatt sein müss'n, für's Hoamatl — aber seither — na, Mander — na — so isch des koa ehrlicher Kriag mehr, na, so isch es lei oan Verrecken lass'n für nicht und wieder nicht!"

„Der Hauptmann Anderl kommt wieder, tuat's arbeit'n, Mander", sagt der Zugsführer Happacher.

Wir schaufeln weiter.

Aber mit der guten Stimmung war es vorbei.

Daß so etwas überhaupt menschenmöglich war, was der Rotter da erzählt hatte. Und doch, der Rotter war immer sonst ein begeisterter Patriot früher gewesen. Außerdem war er sogar Veteran vom Dalmatineraufstand her und alter Kaiserjäger.

Nein, der log nicht.

„Ah, dort kommen sie schon!" rief da plötzlich der Hauptmann.

Unten auf der Straße wurde eine schwarze Menschenschlange zwischen den Bäumen sichtbar.

„Herr Hauptmann, das Essen ist fertig!"

Der alte Baumgartner war von den Baracken zurückgekommen.

„Recht, Vatta Baumgartner — Mander tut's die Werkzeug dalass'n!"

Als wir zum Menageempfang durch den tiefen Schnee herunterstapften, kamen wir auf der Straße gerade mit der Zieherkolonne zusammen. Es waren Italiener, Welschtiroler aus der Trientiner Gegend, die jetzt hier als Landsturmarbeiter verwendet wurden, weil sie als „unzuverlässig" galten.

Vierzig Mann hingen keuchend an jedem der beiden Zugtaue, die an dem großen Geschütz befestigt waren.

Schwitzend, keuchend, ohne Mantel, mit zerrissenen Zivilkleidern mühten sich die armen Kerle an den steifgefrorenen Tauen ab, daß es eher ein Anblick zum Gotterbarmen war. Rings um das erste Geschütz stapften die Kanoniere in großen dicken Mänteln und lehnten sich gegen das Auto, welches das Mörserrohr zu tragen schien. Man hatte es mit großen braunen Planen bedeckt, wohl um es gegen Fliegersicht zu schützen. Augenblicklich hatte es eine weiße Schneekappe vom abgestreiften Schnee der Baumäste.

„Die Kanoniere helfen wohl nicht allzusehr beim Schieben mit?" frug ich einen der Zieher im Vorbeigehen.

„Die dürfe nit, s'isch dö Tenent, dö Leitnan so viel streng! Viel bös der!" antwortete ein kleiner schwarzer Kerl mit hungrigen Augen.

„Halt! Bei den Baracken Menage fassen!" ertönte da eine helle, scharfe Stimme hinter dem Geschütz hervor. — „Alles zur Küche, mit Ausnahme der Bedienungsmannschaft!"

„Der laßt seine Artilleristen kein Wort mit an andern reden!" sagte ein großer junger Arbeiter in gutem Deutsch zu uns.

„Taue niederlegen!“

Zwung — gruben sich die zwei schweren Seile in den Schnee.

Irgend etwas in der Stimme des jungen Arbeiters hatte mir bekannt geklungen. Wo hatte ich nur —?

Wie wir alle nebeneinander zu den Feldküchen herüberstapfen, sehe ich mir den großen Arbeiter nochmals an. Er trug einen zerrissenen Stadtanzug, ein paar durchlöcherte dünne Stadtschuhe, so daß die Fußlappen überall heraussahen. Oben in den Schaft hatte er auf beiden Seiten Zeitungspapier zum Warmhalten der Knöchel gestopft.

Jetzt wandte er sich noch einmal um.

Das war doch — Enrico!

„Enrico!“

Ein verwundertes Staunen geht einen Augenblick über sein Gesicht — dann wird er tiefrot.

„Bruggler?“

„Ja, natürlich, ich bin's! Rico — wie kommst denn du —“

„Frag nicht, frag nicht“, fällt er mir sofort ins Wort, „wir wollen erst Menage fassen, dann setzen wir uns zusammen, Servus!“

„Servus!“

Wie ich in der Essensempfängerreihe stehe, muß ich immer zu den Landsturmarbeitern herübersehen. Groß und lang ragt die Gestalt des Enrico Teroldi aus der Reihe der Arbeiter, die drüben an der Nebenbaracke mit den Russen zusammen ihr Essen empfangen.

Wie kam der reiche Sohn des Roveretaner Rechtsanwaltes hierher? Hatte er plötzlich seine Gesinnung gewechselt und war er deshalb strafversetzt worden zu den ärmsten Teufeln des Weltkrieges, den Landsturmarbeitern? Bis vor einem Jahr war er in der Klasse ober mir in Brixen als Gym-

nasiast gesessen. Dann war er zum Schulanfang im Herbst 1914 nach Trient ans Gymnasium zum Weiterstudieren gegangen, und jetzt stand er dort, zerlumpt, mit zerrissenen Schuhen, und bekam eben seine Kelle von Bohnen auf den Menageteller gepappt. Er war doch niemals italienisch gesinnt gewesen? Wenigstens hatten wir auf der Schule nie etwas davon gemerkt.

Nun sitzen wir auf einem leeren Schlitten zusammen und löffeln unser Essen.

„Du willst also wissen, wie ich hierher komme, Bruggler! Das ist eine traurige Geschichte. Als im Mai der Krieg erklärt wurde, war ich gerade mit meinem jüngeren Bruder zu Hause bei den Eltern in Rovereto. Seit Tagen wußte man ja schon, daß es losgehen würde, und die Italienfreunde dort erwarteten jede Stunde den Einmarsch der Italiener. Viele waren ja auch schon über die Grenze verschwunden — oder hielten sich irgendwo versteckt, bis die Trikolore im Trentino gehißt werden würde. Das waren die anderen! Unser Vater aber und mit uns viele, sehr viele Familien, die wollten von der Erlösung nichts wissen. Wir waren „austriacanti". — also österreichisch Gesinnte. Gerade der Vater hatte oft Drohbriefe von den italianissimi bekommen, daß es eine Schande sei, wenn er als Teroldi österreichisch gesinnt wäre, und daß er sich auf eine Abrechnung gefaßt machen könne, wenn einmal Italien sein Recht auf das Trentino in die Tat umsetzen würde. — So war die Stimmung bei uns zu Hause also auch alles eher als heiter in diesen Tagen.

‚Die Unseren werden schon für die gerechte österreichische Sache einstehen und Sieger bleiben', sagte der Vater damals immer. — Es kam aber anders, ganz anders. Am 22. Mai hieß es plötzlich, die Behörden würden alle Zivilpersonen evakuieren. Die Stadt müsse geräumt werden, nur das Mili-

tär dürfe zurückbleiben. Man habe mit der Räumung der Landgemeinden der Umgebung bis an die Grenze bereits begonnen.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai saßen wir alle, der Vater, die Mutter, mein Bruder und ich, im Eßzimmer um den großen Tisch herum und lasen die Zeitungen. Da läutete so gegen zehn Uhr abends ganz plötzlich unten die Hausglocke. Mein Bruder ging hinunter und öffnete. Jemand fragte laut nach meinem Vater, dann polterten schwere Schritte über die Treppe, die Türe wurde aufgerissen, mein Bruder stürzte bleich ins Zimmer, gefolgt von zwei Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett.

‚Papa, wir müssen fort!‘ rief er.

Papa hatte sich erhoben.

‚Sie wünschen?‘ fragte er den einen Wachtmeister.

‚Herr Doktor, wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß auch Sie heute Ihre Wohnung und die Stadt zu verlassen haben. Es ist Evakuierungsbefehl, Rovereto muß bis morgen nachmittag von der Zivilbevölkerung geräumt sein.‘

Der Vater schluckte etwas und sagte nur:

‚Davvero! Also doch. — Wohin sollen wir aber, bitte!‘

‚Nehmen Sie das dringendste Gepäck mit — und finden Sie sich bis morgens fünf Uhr am Bahnhof ein, dort wird alles weitere bekanntgegeben!‘

Dann gingen sie wieder.

Bruggler, die Schilderung der Auftritte mit unserer armen fünfzigjährigen Mutter erspare mir. So zwischen Mitternacht und Morgen von zu Hause, wo man seit seiner Kindheit gelebt hat, Abschied nehmen zu müssen, um ins Ungewisse hinein zu gehen, das ist etwas sehr, sehr Bitteres. Der Vater suchte uns zu beruhigen. Er hatte noch immer Zutrauen zu den kaiserlichen Behörden.

Mit unseren Koffern bepackt, die weinende Mutter am

Arm, so machten wir uns gegen Morgen auf den Weg zur Bahn.

Auf der Straße trennten wir uns vom Vater. Er wollte noch zu einem befreundeten Bankdirektor, um das nötige Geld für alle Fälle bei seiner Bank zu beheben. Der Direktor war ja sicherlich auch bereits beim Packen. Vor dem Bahnhof wollten wir uns wieder treffen.

Schon am Bahnhofsplatz herrschte ein fürchterliches Durcheinander. Männer, Frauen, Kinder, Bürger, Arbeiter, Bauern, alles drängte sich schimpfend, murrend und laut weinend zwischen den aufgestapelten Habseligkeiten.

Gendarmen mit aufgepflanzten Bajonetten standen herum und versuchten Ordnung in die Massen zu bringen. Natürlich vergebens.

Mit einem Male gab es am Bahnhof vorne etwas Luft.

Man ließ scheinbar die Menschen hinaus auf den Bahnsteig.

Wenn wir wenigstens den Vater bei uns gehabt hätten, wir hofften, ihn wenigstens am Zuge zu erwischen und ließen uns mitschieben.

Die Menschen in dem Gedränge schimpften furchtbar. Verschiedene sagten ganz laut, daß hoffentlich die Italiener früher kämen, bevor der Zug abgelassen würde.

Andere sprachen wieder dazwischen und rieten dringend ab, solchen Redensarten zuzustimmen, da das Provokationsreden von Polizeispitzeln seien, die die Betroffenen dann abführen lassen wollten.

Endlich standen wir, die Mutter in der Mitte, vor einem langen Lastzuge. Neben jedem Wagen standen Gendarmen und Soldaten.

‚Zuerst die Frauen und Kinder in die Waggons!‘ brüllte ein kleiner Offizier neben uns.

‚Die Männer heraußen bleiben!‘

‚Da soll ich hinein?' fragte die Mutter, ‚in den Viehwaggon!'

‚Vorwärts, vorwärts!' befahl ein Gendarm.

‚Sie da, heraußen bleiben!'

‚So lassen Sie mich doch wenigstens die alte Dame —'

‚Heraußenbleiben, verstanden!' brüllte er wieder und faßte mich dabei am Arm. Andere drängten nach — mein Bruder konnte gerade noch der Mutter die zwei Handkoffer nachschieben, dann wurde auch er abgedrängt. Ich höre heute noch die Mutter im Gewühl schreien:

‚Rico! Pio! Meine Söhne — wo sind meine Söhne!'

Mit einem Male schoben sich die Gendarmen und Soldaten vor die Waggontüren und rollten sie einfach zu.

Ein furchtbares Schreien entstand — ein Pfiff — wir mußten zurückspringen, um nicht unter die Räder zu kommen, und unter Verwünschungen und Schreien fuhr der Zug aus der Station.

Überall auf den Bremserhäuschen standen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten — als ob sie Kriegsgefangene abtransportierten.

Es entstand eine furchtbare Verwirrung. Man hatte Familien auseinandergerissen, Mütter von den Söhnen, Männer von den Frauen, Kinder von den Eltern —es war einfach furchtbar!

‚Alle Männer zurück an die Mauer', befahl jetzt der kleine Offizier wieder. Gendarmen und Soldaten drückten uns an die Wand — ein ganzes Kordon Bewaffneter baute sich vor uns auf.

Ein zweiter Leerzug fuhr in die Halle.

Wieder schob man alle Frauen und Kinder in die Waggons.

Inzwischen war es heller Morgen geworden. Wir alle hofften, daß das nur Vorsichtsmaßregeln seien, und daß

wir unsere Angehörigen bald wieder in Bozen oder Innsbruck treffen würden.

In den dritten Leerzug, der in die Halle fuhr, mußten wir Männer einsteigen.

Da war alles durcheinander. Angesehene Herren aus der Stadt, begeisterte österreichische Patrioten — aber auch viele Irredentisten, die ihre Angehörigen in Italien hatten.

Als wir abfuhren, standen auch bei uns Soldaten und Gendarmen auf den Waggons, auch unsere Türen wurden einfach von außen verriegelt. Mein Bruder weinte laut vor sich hin. Immer wieder rief er nach dem Vater oder der Mutter.

Wenn wir wenigstens gewußt hätten, was aus dem Vater geworden war.

Wir fuhren den ganzen Tag, ohne zu halten. Die oben an den Luftschächten saßen, gaben uns immer die Stationen bekannt. Als wir an Brixen vorbeifuhren, mußte ich an euch alle denken — wenn das die Professoren geahnt hätten!

In Franzensfeste hielten wir endlich. Es mochte gegen fünf Uhr nachmittags sein. Die Türen wurden aufgeschlossen — die Gendarmen erschienen an den Öffnungen und befahlen:

‚Zehn Mann aus jedem Waggon heraus!'

Weil ich gerade vorne an der Eisenquerstange stand, mußte ich als erster herausspringen. Kaum waren aus jedem Waggon zehn Mann heraus, schoben die Soldaten rasch die Türen zu, und der Zug setzte sich in Bewegung, dem Brenner zu.

Was wollte man von uns? Offiziere und Soldaten nahmen uns in Empfang und befahlen uns, zu vieren anzutreten. Mit welcher Stimmung wir das taten, kannst du dir denken.

Von der Mutter, vom Vater und nun auch von meinem

Bruder getrennt, mit ganzen zwölf Kronen Geld in der Tasche, nur im Mantel und Hut, so stand ich da, zwischen Männern, die wie ich voller Erbitterung waren.

Man führte uns fort, fort von der Station, hinunter in die Militärbaracken unterhalb der Festung.

Und seit jenen Tagen sind wir:

„Kaiserlich und königliche Landsturmarbeiter!" — — —

Ich war erschüttert.

„Rico — ja, um Gottes willen, warum hast du dich denn nicht zum Militär gemeldet! Da hättest du es doch besser —"

Da lacht Rico bitter auf.

„Gemeldet? — Wenigstens zehnmal war ich beim Rapport und habe gebeten, daß man mich zum Militär läßt — ge—be—ten sage ich dir, Bruggler — ich und Unzählige aus der Abteilung!"

„Und warum —?"

„Damit ihr italienischen Schweine dann besser überlaufen könnt und Hunderte von unseren Soldaten dem Tode ausliefern könnt, was? Der Kaiser braucht keine welschen Verräter, der Kaiser braucht brave Soldaten! Das — ja das, Bruggler, hat man uns geantwortet, nur weil wir dieselbe Sprache sprechen wie die Italiener, nur, weil wir das gleiche Volk sind, wie die da drüben — und nun sage ich dir eines, Bruggler — von mir aus magst du mich auf meine Worte hin niederschießen.

Ich habe dieses Österreich-Ungarn geliebt, wie ein Junge nur ein so herrliches, großes Vaterland lieben konnte, das so viele Völker und so viele Länder unter einem großen Kaiserhause vereinigte und in dem wir Italienisch-Tiroler es bis zum Kriege schön und gut hatten — aber seit jenen Maitagen, da hasse ich es mit der Glut des Italieners und mit der Wut des Menschen, dem man Vater, Mutter, Bruder — und die Ehre des anständigen Menschen geraubt hat.

Und mit mir hassen es alle hier, die da beim Essen herumsitzen und die, wenn man sie als Österreicher behandelt hätte, begeisterte Soldaten und Kämpfer für Österreich geworden wären. Nicht einmal dieses Bürschchen von Artillerieleutnant erlaubt seinen Kanonieren, mit uns zu sprechen — als ob wir eine Pest wären, nur weil wir italienisch sprechen!

Sie haben es so gewollt, gut — so werden sie einmal auch den richtigen Dank von uns ernten!"

Drüben pfiff der Leutnant Bauer zur Wiederaufnahme der Arbeit.

Ich drückte dem Rico die Hand — ich konnte nun begreifen, daß es Überläufer bei uns gab —

Armes Tirol, wenn wir einmal für die Sünden des Staates büßen müssen!

*

Eine Weile sehen wir im Vorbeigehen den Artilleristen beim Säubern der schweren Triebketten im Radgehäuse der einzelnen Geschützautos zu.

Ganz massiv hat sich dort der Schnee in das dicke Schmieröl gepappt, so daß jedes einzelne Kettenglied von den Kanonieren jetzt ausgestoßen werden muß.

Ein paar Leute liegen auf ihren Mänteln unter der Hinterachse der Geschützautos und arbeiten gerade an den Ketten, wie wir vorbeikommen.

Die Welschtiroler essen drüben noch.

So bleiben wir einen Augenblick stehen und schauen zu.

Ein großer, bärtiger Artillerist kriecht gerade unter dem Geschütz hervor, klatscht sich in die Hände und schaut zu uns herüber.

„Na, ihr habt's wohl nix z'tun, was? K. und k. Schneeschaufler, he!"

„Da, geha her, mach dir die Händ amoll a bissel warm!"

„Franz, kumm aba", sagt da ein anderer Kanonier am Geschütz.

„Weißt woll, wenn di der Leitnant sieht!"

„Kann mi am —" macht der Kanonier und kommt ein paar Schritte zu uns herüber.

„Hört's, habt's a Feuer für mei Zigarett'n?"

Er mochte so ein knapper Vierziger sein.

„Da hast a Feuer", sagte der Zugsführer Happacher und will dem Kanonier gerade sein Russenfeuerzeug hinhalten —

In diesem Augenblick fegt einer um den Autokühler — mit hochgeschlagenem Kragen, funkelnagelneuem Lederzeug und schiefer Kavalleriemütze am Kopf.

Der Leutnant von der Batterie.

„Hast du nicht gehört, was ich befohlen habe, du Schwein!" brüllt er den alten Kanonier an, und im nächsten Augenblick packt dieser junge Kerl, denn älter als ich war er gewiß nicht, den alten Soldaten am Ohr und zieht ihn, weiter am Ohr schleifend, so daß sich der Mann, weil er größer ist als der Leutnant, niederbeugen muß, bis vorne zum Kühler hin. Dort gibt er ihm einen Stoß mit der Faust in den Rücken und einen Fußtritt in den Hintern.

„So a Gemeinheit!" sagt da laut der Happacher.

„Wa—aa—s?"

Der Leutnant ist herumgefahren, als wenn ihn eine Tarantel gestochen. Mit einem Satze ist er herüben bei uns im Schnee, sein Gesicht ist ganz rot angelaufen, wie der Kamm eines Truthahns; höchstens achtzehn Jahre ist der Bursch, und alles an ihm ist ganz neu — sicherlich kommt der zum erstenmal an die Front.

„Was haben Sie dreckiges Schwein soeben gesagt!" brüllt er den Zugsführer Happacher an.

„Ich bin kein dreckiges Schwein, Herr Leutnant", gibt da der Happacher ganz ruhig zur Antwort.

„Kerl, wirst du das Maul halten!“

„Dazu sind Sie mir zu jung, Herr Leutnant!“

Kopf gegen Kopf stehen sich die beiden gegenüber —

Die Soldaten am Geschütz drüben sind unter den Rädern hervorgekrochen, der ganze ausgeschaufelte Straßenrain ist voller Artilleristen, die grinsend das widerliche Schauspiel verfolgen, so, als gönnten sie diesem grünen Jungen die Antworten, die er von dem alten Happacher bekommt.

Stumm stehen wir Standschützen —

Die Fäuste krallen sich um die Schaufeln, wenn der Happacher auch damals uns wegen der Auszeichnungen neidisch war, jetzt möcht ein jeder von uns zuschlagen für ihn —

Ganz weiß wird der Leutnant jetzt im Gesicht —

Der zittert ja am ganzen Leib vor Wut.

„Zugsführer — noch ein Wort, und ich knalle Sie hier nieder — verstanden!“

Der macht Ernst. Mit einem Ruck hat er den Revolver aus dem Ledersutteral herausgerissen. Ganz hart, ganz knarrig schnalzt es beim Aufreißen.

Er ist eben neu.

„Schießen Sie ruhig — Herr Leut —“

„Was ist da los?“

Der Anderl!

Mit einem Sprung sitzt unser Hauptmann mitten an den beiden — ein Schlag und dem Leutnant fliegt die Pistole im großen Bogen in den Schnee.

„Sind Sie verrückt?“ fährt er den Leutnant an.

„Gehorsamst — Leutnant Prohaska!“

Natürlich — ein Tscheche!

„Weitergehen, Mander“, fährt der Hauptmann uns alle an.

„Weitergehen! Marsch! Habt's net g'hört!“

Wie wir weiterstapfen, stumm, betroffen, aufs tiefste empört — hören wir den Hauptmann hinter uns noch immer brüllen —

„Schulbank — solche Offiziere — eine Schande — Rapport machen — alten Frontsoldaten die Hände küssen —"

„Hörsch, Happacher, er sollt dir die Hände küss'n, sagt der Anderl", meint der Christl im Aufsteigen.

„Daß er ihm net den Arsch vollg'schlag'n hat!"

Oha — das war mir aber nur so entschlüpft. — — —

Wir schaufeln schweigend weiter und richten dicke, feste Schneewände auf.

Da kommt der Hauptmann wieder.

„Vergatterung! — Antreten! Ruht! — — Mander! Wenn mir so eine Provokation no oan oanzigsmal vorkommt, nachher sollt's es z'spür'n bekemmen, daß i euer Hauptmann bin. Ob der Leutnant im Unrecht war, geht euch nichts an — aber, daß a Standschütz mit'n Revolver weg'n Insubordination bedroht werd, sell gibt's in meiniger Kompagnie net! Verstanden! In oan Krieg können net alles Engel sein, und wenn der schon so a hitziger Bursch war, so hättest du, Happacher, wenigschtens verständig sein können und's Maul halten. Wenn er g'schoss'n hätt, hätt er koa Unrecht kriagt, aber ein Tiroler war weniger auf der Welt, weil er's Maul net hat halt'n können! Und von morgen ab geht's wieder in Stellung — dös Schneeschaufeln isch nicht für enk. — Abtreten!"

Ich stand vor dem Hauptmann.

Ganz grau sah sein Gesicht noch von der überstandenen furchtbaren Erregung aus.

„Toni?"

„Herr Hauptmann — seitdem der Anderl fort ist, fehlt uns der zweite Telephonist —"

Das Gesicht des Vaters zuckte nur einen Augenblick —

Es war gemein von mir, ihn an das Schwerste zu erinnern, das ihm der Krieg zugefügt hatte, daß sein einziger Sohn, sein Stolz, mit einem Holzbein nun schon seit Wochen daheim bei der Mutter im Pustertale saß — aber nur mit dem Namen des Anderl konnte ich ihn fassen —

„'s geaht ja mit einem Telephonisten aa?"

„Jetzt im Winter net. Wenn die Leitungen zuschneien!"

„Hast recht — willscht du Telephonist —?"

„Nein, Herr Hauptmann! Ich hab da heute bei der Arbeiterkolonne einen Schulkollegen troffen, ein schneidig'n Buab'n — er hat im Gymnasium immer mit Apparaten und Maschinen herumgebastelt, weil er Ingenieur werden wollt."

„Ja, und was soll i mit dem?"

„Der ist so viel ungern Arbeiter, er ist eben Trientiner, da habens ihn zu den Arbeitern zuag'steckt — vielleicht können Herr Hauptmann ihn wenigstens als zugeteilten Landsturmarbeiter zur Kompagnie oder zum Bataillon bringen!"

„A Wallischer, oan Trientiner zum Batt'lon? Toni, wenn er koa guater Tiroler isch?"

„Er ist ein guter Tiroler, Herr Hauptmann!"

Der Anderl sah mir kerzengerade in die Seele hinein — ob er mir die Lüge herauslas?

„Gut, komm mit. I will ihn sehen!"

Wir stapften durch den Schnee.

Die Zieher schoben sich eben in die ausgeschaufelte Halde hinein. Wie zwei riesige Ameisenhaufen sah das im Schnee aus —

Jetzt lagen sie wieder alle in den Tauen —

„Dort rechts, der Lange, Blonde ist's!"

„Ho—ruck — ho—ruck — via—a!" schrien die Italiener.

Neben der Zieherkolonne stand ein dicker Landsturmfeldwebel — der die Takte angab. Auch der Artillerieleutnant

war da. Wie er des Anderls ansichtig wurde, verschwand er rasch nach dem Geschütz.

„Feldwebel!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Sie haben da einen Gymnasiasten —"

„Ich habe auch Doktoren, Herr Hauptmann!"

Grinsend verzog sich das schwammige Gesicht des Gelbbekragten.

„Das interessiert mich nicht! Sie haben also da einen Arbeiter, den blonden, großen da drüben — ist das ein ordentlicher Kerl?"

„Der gleiche Verräter wie alle andern, Herr Hauptmann!"

Der Anderl sah mich an.

Irgend etwas blitzte in seinen Augen auf —

„Feldwebel!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Wer kommandiert die Arbeiterkolonne?"

„Ich, Herr Hauptmann!"

„Sind Sie auch für die Abgänge verantwortlich, oder macht das die Bauleitung?"

„Ich, Herr Hauptmann!"

„Ich brauche einen guten Telephonisten — teilen Sie mir den Mann zu. Auf meine Verantwortung. Wer kommandiert die Bauleitung?"

„Herr Leutnant Deutsch."

„Also mit dem Herrn Leutnant Deutsch werde ich schon sprechen. Rufen Sie mir den Mann herüber."

„Teroldi!"

Zehn, zwanzig zerfurchte, abgearbeitete, zerkniffene, blasse Gesichter sahen zu uns herüber.

Teroldi reckte sich hoch — wie er mich neben dem Hauptmann und dem Feldwebel stehen sah, wurde er ganz rot —

Dann stand er neben mir vor dem Hauptmann. Er war gut einen halben Kopf größer, als der Anderl.

Von oben bis unten sah ihn der Hauptmann an.

„Feldwebel!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Haben alle Ihre Leute solches Schuhzeug?"

Verlegenes Räuspern.

„N—n—ein, nur einzelne!"

„So! Wie heißen Sie, Feldwebel?"

„Feldwebel Hirsch!"

„Wie?"

„Hirsch, Herr Hauptmann! Aus Wien!"

„So. — Also Feldwebel Hirsch aus Wien — Sie fordern heute sofort — heute noch! Verstanden? — die Winterschuhe bei der Intendanz in Bruneck an. Daß Sie welche bekommen, dafür werde ich sorgen. Verstanden!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Und nun du, mein Freund! Du bist also ein Schulkollege vom Bruggler Toni, so so!"

„Ja, Herr Hauptmann!"

„Woher bist du?"

„Aus Rovereto!"

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahre, Herr Hauptmann!"

„Du kannst natürlich fließend italienisch?"

„Ich bin Italiener, Herr Hauptmann!"

„W a s bist du?"

„Italienisch-Tiroler!"

„Ach so! Möchtest du lieber kämpfen, als arbeiten?"

„Bitte!"

„Feldwebel, schon gut. Lassen Sie mich mit dem Mann allein!"

Die Kröte trat wieder zu ihren Jammergestalten.

„Teroldi!" sagte jetzt der Hauptmann. „Der Patrouillführer Bruggler ist für dich gut gestanden, weißt du, was das heißt?"

„Daß ich meine Pflicht als Soldat erfüllen werde, Herr Hauptmann!"

„Also, du holst dir jetzt beim Feldwebel den Dienstzettel und gehst dann in eure Baracke an die Naßwand zurück. Dort nimmst du deine Sachen und meldest dich heute abend beim Kompagniekommando drüben im Waldlager, wo ihr heute gegessen habt's — dort wirst du umgekleidet werden. Dann bist du bei den Standschützen — ich trage die Verantwortung für dich dann mit — wir haben uns verstanden!"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Jetzt komm, Toni!"

Warum konnte ich diesem Manne da neben mir, mit dem zerfurchten Gesicht, nicht die Hand drücken —

Während wir wieder zu unseren arbeitenden Schützen hinaufstiegen, fing es langsam zu schneien an.

„Jetzt werd's erst a Krieg werd'n", sagte der Anderl ganz still — dann wieder:

„Und da müssen die Menschen ohne ordentliche Schuh arbeiten — wenn des alles der Kaiser wüßt — soviel Lumperei ist überall um die Wege — so — so — viel —"

Wieder verfiel er in finsteres Schweigen —

Bis er dann mit einem tiefen Seufzer ganz laut vor sich hin sagte:

„Ja, du bist morsch, mein armes Österreich!"

Schweigend stapfte ich hinter ihm drein. Der Schnee kam schon dicker nieder. Dort schaufelten ja schon die Schützen.

Patsch — patsch — flogen die Schneepatzen von den Schaufeln in das tiefe weiche Bett —

Nun sangen sie wieder beim Schaufeln —

„Und kommt der Feind herein — herein...
Dann wird der Österreicher Sieger — Sieger sein..."

*

Ein Brief aus Heidelberg? — Von ihr.

„Lieber kleiner Freund.

Ich bin hier auf Besuch bei meinem Bruder, der einen schweren Lungenschuß erhalten hatte und nun, Gott sei Dank, wieder langsam auf dem Wege der Besserung ist. Nein, dieser Krieg! Um wie viele Menschen muß man jetzt nicht seine Sorgen und Ängste haben. Bei Ihnen soll es ja überall schon geschneit haben. So liest man wenigstens in den Zeitungen. Das wird auch für Sie jetzt sehr bitter werden. Übrigens habe ich meinem Bruder sehr viel von Ihnen erzählt; er interessiert sich sehr für die Kämpfe unten und besonders will er über das Standschützensystem mehr wissen, so daß ich — die ich natürlich keine Ahnung hatte, nichts weiter zu erzählen weiß. Aber so Gott will, daß er ganz heil durchkommt, werde ich ihn wohl für ein paar Wochen Urlaub zu mir nach Brixen nehmen können. Dann kann er ja selber alles ‚in Augenschein' nehmen. Was ist mit Ihrem Studienurlaub? Wäre der dann nicht auch durchführbar? Ich würde mich sehr freuen, wenn mein Bruder Sie kennen lernen könnte. Sehen Sie einmal zu — jetzt im Winter wird wohl eher Ruhe auf beiden Seiten bei Ihnen sein. Also hoffentlich findet Sie mein Brief wohlauf. Alles Gute. Ihre Hella von Teuff.

P. S. Zum Weihnachtsfeste schreibe ich Ihnen noch besonders."

Während ich den Brief lese, sitzen wir zu zwölf Mann in einer Schneehöhle, die wir uns als Quartier ausgebaut haben.

Unser Zug war zuerst in der neuen Kaverne, die sich die Salzburger, die vor uns hier oben am Karnischen Kamm in Stellung waren, ausgesprengt haben, untergebracht. Aber drinnen im Stein war es trotz der Holzpritschen und Holzwolle so dreckig kalt, daß wir uns neben dem Kaverneneingang im Schnee eine schöne Höhle ausgebaut haben, die wir mit Brettern und Säcken austapezierten, und nun haben wir es hier unter dem meterhohen Schnee so schön warm, als wenn wir in einem geheizten Zimmer säßen. Hoch über uns spannt sich die Seilbahn, die die Bayern gebaut und nach dem Prinzen Heinrich getauft haben. Ganz winzig scheinen die kleinen Kisten immer, die unaufhörlich hin und herrollen. Sie liefern Munition für die Gebirgsbatterie unter der Filmorhöhe hinauf.

In den Stellungen hier oben ist seit Tagen kein Schuß gefallen. Und so ist das Gekreisch und Gerolle der Seilbahnwägelchen der einzige Lärm, der den Winterfrieden stört. Die Italiener bereiten sich wohl auch auf den Winterschlaf vor — wenigstens sieht man, wenn man auf Feldwache ist, bei ihnen drüben auch nichts anderes, wie Schneepatzen von hochgeschwungenen Schaufeln fliegen.

Das wäre alles recht schön, wenn nur eines nicht wäre, die Kälte!

Bis heute hat sie uns den vierten Mann mit erfrorenen Füßen gekostet. Was wohl die armen Teufel von Landsturmarbeitern mit ihrem zerrissenen Schuhwerk jetzt leiden mögen!

Der da beim Kerzenlicht neben mir auf der Holzbank sitzt, und mit dem Christl, dem Maier und dem Happacher um die Wette tarockt, hat jetzt keine zerrissenen Schuhe mehr. Ein paar ganz feste, gefütterte Nagelschuhe trägt er sogar, der Rico Teroldi, und schöne graue Wickelgamaschen. — Er hat gute Kameraden gefunden, der Rico — ausgebildet habe ich ihn, was man halt so ausbilden nennt, zwischen Feldwache,

Schneeschaufeln und Essentragen — und selber hat er mir bis heute, trotzdem er den „Staat haßt", für den er kämpfen soll, keine Schande gemacht. Vielleicht fühlt er, daß der Hauptmann ihn im stillen beobachtet, sogar scharf beobachtet.

Nur über Eines spricht er nie. Über Politik, und grad politisieren tun unsere Schützen gerne — jetzt gerade besonders, weil's nix zu werden scheint, mit dem „Weihnachten zu Hause".

Für die „Armee im Felde" ist's ja schon das zweite Weihnachten an der Front, für uns Standschützen aber erst das erste.

„Wann i oan Urlaub krieg, fahr i auf Bruneck", sagt der Christl und lacht dabei recht verschmitzt.

„Hast wohl ein Mädel dort!" frägt Rico so nebenbei und schlägt die Aßzehn auf den Tisch.

„A tackts aa — ratet amoll, wer es is?"

Nun wußte keiner von uns von den Herzensaffären des Berger Christl etwas Näheres. Auch mir, der ich eigentlich sein guter Freund geworden war, hatte er nie etwas derartiges verraten.

Verwundert hoben sich die Köpfe.

„Werd woll net gar dem Probst sei Häuserin sein", lacht der Maier Louis gutmütig.

„Na, dem Probst sei Häuserin isch es net, ist eh koa Bruneckerin, sondern a unsrige vom Dorf", macht der Christl wieder und schiebt sich eine Zigarette ins Gesicht.

„Eine vom Dorf?" frage ich verwundert.

„I hab di doch no nie mit ein Dorfmadel g'seh'n, wia wir auf Retablierung dahoam g'wes'n sein", frag ich weiter.

„Geaht a net guat, weil sie aa militarisiert isch in Bruneck!"

„Was, a Weibats militarisiert — du wirst wohl net

glaub'n, daß so eine a sauberes Dirndl sein könnt", meint der Happacheer.

„Und wegen a Hur —"

„Zugsführer!" fährt der Christl auf — „Zugsführer — i sag dir's — red des Wort net no einmal, sonst kann i vergess'n, daß du mei Vorg'setzter bist!"

„Nachdem sag halt wia sie heißt und wer sie ist", drängt der Maier weiter.

„Ratet's halt!"

„Raten — was heißt raten? Die feschesten Dirndln sind halt doch no mit andere versprochen, wia mit dir —"

„Glaubt's ihr?"

Bruneck — Bruneck — denke ich —

„Mander", sage ich, „wißt'ös net zufällig, was mit der Ehrenberger Kathi, dem Pittschneider Hansl sei Braut, g'wes'n ist!"

„Derraten hast es, Toni!"

Was der Christl?

„Was hab i derraten?"

„Na des mit der Kathl!"

„Bui — schamst di net, mit dem Madl von dem armen Teufel!"

„Was schamen?"

Der Christl ist aufgesprungen und preßt dem Maier beide Hände mit seinen groben Fäusten auf den Tisch her, daß der sich nicht wegrühren kann.

„Was schamen? Na red doch!"

„Ja, i tät halt des Unglück von oan Menschen net glei so ausnütz'n."

„Was heißt ausnütz'n — ganz richtig und natürlich ist des zugangen. Wie i sie nach'n Spital in Bruneck troff'n hab — soll woll lieber mit oan tschechischen Etappenkrüppel ins Bett giahn, wie mit an ordentlichen Bergersbua, ha?!"

„Und der Pittschneider Hans?"

„Ist vorige Wochen erst im Spital gschtorb'n."

Der Hansl gestorben! — Besser für ihn, den armen Kerl —

„So, gschtorb'n ist er! Aber trotzdem — schlaf'n mit ihr bis du ja noch bei seiner Lebzeit'n gangen", brummt der Maier, „sell hat i net tan!"

„Sell geht di oan Dreck an. Vergunnsch mir wohl das Madl net, was?!"

„I vergunn sie dir. Mit aon Mensch, des no bei Lebzeiten von ihrem wundgeschossenen Bräutigam mit'n andern geht — für so a Mensch hat i koa Freid net!"

„Sag's noch einmal!"

„Ja, sag i's!"

Blaurot ist der Christl im Gesicht — außer sich vor Zorn reißt er dem Maier die Scharfschützenschnur von der Bluse — —

„Loslassen!" brüllt der Happacher und fährt dem Christl mit der Faust unters Kinn —

Ein Schlag — tschum — und schon liegt der Christl dem Zugsführer mit beiden Händen hinterm Genick und sucht ihn mit dem Kopf nach unten zu ziehen.

Da wird die Tür aufgerissen —

„Habt Acht."

Der Hauptmann.

„So — so raufen tut's? Ein Standschütz mit'n vorg'setzt'n Zugsführer — dös isch wohl die neueste Sitte bei meiner Kompagnie — Berger!"

„Zu Befehl!"

„Hast du zu rauf'n ang'hebt?"

„Wenn sie mi wegen an Madl so viel getickt haben!"

„Und wegen oan Madel schlagsch du auf dein Zugsführer ein, was?"

Hinter dem Hauptmann in der Türe drängen sich die Köpfe neugieriger Schützen. Der Karlan Waschtl, der Micheler, der Holzer Franz —

Mit einem Male hört es sich draußen vor der offenen Türe so an, als ob irgend eine Sirene aufheulte —

Das ist doch keine Granate!

„Die Seilbahn! Die Seilbahn ist broch'n!" schreit einer —

Wummwummwumm — krätsch —

Pram—tsching—tscheng —

Hühüi — ssssss —

tscheng — ssss — tscheng — — —

*

Warum das Auge nur so schmerzt. Merkwürdig, ich kann es nicht öffnen. Und auch die Füße, was juckt mich denn so furchtbar an den Füßen? Reibt denn da nicht jemand fortwährend auf meinen Beinen herum? Endlich mit mühseliger Überwindung bringe ich die Augen auf — beizender Rauch — ein trüber Lichtschimmer — Gestalten — Soldaten — die mit gedämpften Stimmen reden.

Das ist doch unsere Kaverne — aber warum sind wir denn nicht in der Schneehöhle —

„Der lebt wenigstens!" sagt da eine Stimme zu meinen Füßen. Gleich darauf reibt man nur wieder wie toll an meinen Beinen.

„Bruggler!"

Das ist doch der Lehrer Bauer —

Jetzt kann ich ihn durch den Rauch und Dunst erkennen.

„Ja! Was ist!"

„Bruggler, bist du irgendwo verletzt?"

„Na, i glaub net, aber was ist denn überaupt —"

„Ohohoohooo — schlagt's mi doch tot, schießt's mi doch

z'samm, i halt des doch net aus — macht's doch a End, a End sollt es mach'n!"

Der Happacher!

Mit einem Ruck sitze ich aufrecht auf der Pritsche, auf die sie mich gelegt haben —

Was liegt da vorne am Boden? Sind das Tote? Um Gottes willen, da liegt ja alles voller verwundeter, blutiger, steifer Schützen —

An meinen Füßen reibt der einäugige Unterberger Michl noch immer mit beiden Händen über die Knöchel —

„Michl, was isch g'scheg'n?"

„A Unglück hat's geb'n", sagt der Leutnant, der noch neben mir steht, und geht zu meinem Nebenmann.

„Au — au —au Muatta, Muatta — i seh ja nix — i seh ja nix — i seh —"

„Haltet's dem Maier 's Maul zua!" schreit einer.

„I seeh — seeh", gurgelnd verquillt der Laut des Unglücklichen im Ballen der angepreßten Hand —

„A Unglück ist g'scheh'n! Die Seilbahn ist vom Frost wohl g'riss'n und hat akkurat ein Wagele mit Granat'n ober dem Schneedach von eurer Kaverne obakipp'n lass'n müss'n! Isch lei für euch a Glück g'wes'n, daß ös in dem Schneeloch dring'wes'n seid's — der Hauptmann und der Teroldi und du!"

„Ja und der Happacher und der Maier?"

„Dem Happacher hat's lei'n Arsch aufg'riss'n, lei dem Maier, dem armen Teufel, dem hat's wohl die Augen derwischt."

„Was reibsche denn so an mein Fuß, Michl!"

„Weil mir g'fürchtet hab'n, daß ihr die Füaß eing'fror'n habt's. Seid's fast drei Stunden unterm Schnee g'leg'n, bis wir euch aussag'schaufelt hab'n!"

„Solang?"

„Ja, weil alleweil no Granat'n explodiert sind, a höll-teiflisches Weihnachtsfest isch des — jetzt heb lei, i reib no weiter!"

Ich zählte die am Boden liegenden, zwei — drei, fünf — sieben!"

„Wo ist denn der Berger?"

„Der Christl? Der schöpft draußen Schnee, wo's das Loch g'schlag'n hat, er sagt, er muß dem Maier sei Schützenschnur suchen, die unterm alten Unterstand liegt!"

Allmählich kam mir die Erinnerung wieder.

Wie war das nur gewesen — gestritten hatten die wegen der Kathi, und dann war der Hauptmann gekommen und dann kam das donnerähnliche Krachen —

Was lag denn da am Boden, neben meinen Schuhen —

Ein Blatt Papier — Ich hob es auf — es war ein zerknittertes Stück von Frau Hellas Brief —

„Wird wohl eher Ruhe", konnte ich noch von den durch den Schnee gänzlich verwaschenen Schriftzügen entziffern —

Ja, Ruhe hatten wir, und — deshalb sieben Tote!

*

Das Unglück mit der Drahtseilbahn hat noch andere Opfer gefordert! — In einem Waggon, der von oben, von der Filmorhütte, herunterkam, hatten drei Artilleristen gesessen. Die hat es natürlich erschlagen — wenigstens zu finden war nichts mehr von ihnen, weil sie ungefähr aus hundert Meter Höhe in die Schneewächten gestürzt waren — und mit dem Schwung, den sie beim Fallen gehabt hatten, haben sich ihre Körper wohl metertief in den Schnee eingebohrt. Sie zu finden, ist also ausgeschlossen.

Jetzt sollen wir das Drahtseil wieder neu spannen — im Winter.

Der Hauptmann hat eben ins Telephon hineingebrüllt, daß das heroben ein Ding der Unmöglichkeit sei, jetzt im

Winter. Wo sollen wir denn in dem metertiefen Schnee an den Stein herankommen, um das Seil wieder aufzuhängen, das sich über die Felswände heruntergeschlagen hat.

„Schicken Sie nur einen Herren zur Orientierung herauf, vom Divisionskommando — ich habe übrigens keine Leute mehr zur Verfügung. Meine ganze Kompagnie hat noch zweiundfünfzig Mann — die benötige ich im Winter für die Feldwachen! — Was zweistündige Ablösung? — viertelstündige Ablösung, Herr Oberstleutnant, sonst erfrieren mir ja die Posten noch, bevor der richtige Winter anfängt."

Tschum — der Telephonhörer wird bald ab sein, so haut er ihn auf die Gabel.

„Bruggler!"

„Zu Befehl!"

„Bruggler, du übernimmst jetzt das Kommando über den ersten Zug, bis der Happacher wieder zurückkommt. Sind die Verletzten alle abtransportiert worden?"

„Jawohl!"

„Habt ihr sie getragen?"

„Wir haben zwei und zwei Bahren nebeneinandergebunden und Reisertaxen untergelegt — so haben wir sie bis zur Ladestelle hinuntergeschleift."

„Und von jetzt ab hockt mir keiner von euch mehr außerhalb der Kavernen!"

„Zu Befehl!"

„Du bist mir dafür verantwortlich!"

„Zu Befehl!"

„Ja, und wegen dem Weihnachtsurlaub werd nix werd'n. Sag's den Schützen, i hab sonst z'wenig Leit zum Dienst."

„Ja, Herr Hauptmann!"

„Wie geht's denn mit dem Teroldi?"

„Bis jetzt macht er seinen Dienst ohne jeden Mißmut."

„Er soll sich bereit halten, um noch in der Nacht zur Feld-

wach Drei hinaufzugehen, das Telephon nachsehen — ist schon seit vier Stunden, daß i keine Meldung bekomme."

„Zu Befehl!"

Heiliger Abend ist morgen.

Die Schützen murren, wie ich ihnen die Nachricht von der Unmöglichkeit des Urlaubs gebe.

Wir sitzen alle drinnen in der Kaverne — und warten auf die Post — es ist gleich zehn Uhr nachts — müd sind wir auch alle, weil der Verwundetentransport so viel Arbeit gemacht hat.

Die Toten haben wir einfach in den Schnee geschaufelt. Die frieren ein. Bis zum Frühjahr kann man vielleicht an die Erde heran und die gefrorenen Leichname einscharren.

Drei tote Schützen waren vom Dorf, der Fasser, der Gsieser Toni und der alte, einundsechzigjährige Friedler Sepp.

Da sitzt ja der Christl neben dem Rico und starrt vor sich hin. Seit dem Unglück hat er kein Wort mit mir gesprochen.

Aber den Happacher hat er ganz allein hinuntergezogen durch den metertiefen Schnee.

Das war nicht leicht. Denn der Happacher hat mit'm Bauch auf der Taxenpenne liegen müssen, wegen seinem zerrissenen Hinterteil.

Und die Schützenschnur vom Maier hat er tatsächlich auch aus dem Schnee gezogen und sie dem armen Teufel noch angehängt.

„Christl!"

„Was ist?"

„Mach'n wir oan Watter!"

„Na, i mag net!"

„Warum net?"

„Hast eh g'seh'n, daß er mit niemanden ein Wort redet", meint der Rico dazwischen.

„Mit mir schon!"

„Grad mit dir nicht!“

„Mit mir nicht, ja warum denn nicht?“

„Weil du an allem schuld bist.“

„I — schuld — ja warum denn?“

„Hättst nicht mit'n Madel anfangen brauch'n von Bruneck!“

„Anfangen brauchen, ja, i hab do bloß g'rat'n!“

„Akkurat du hast's erraten, weil du's ja g'wußt hast!“

„Nix hab i g'wußt!“

Der Christl hebt seinen blonden Krauskopf langsam zu mir herüber, dann bohren sich seine grauen Augen minutenlang in mein Gesicht, endlich hebt er die Hand und haut mir auf die Schulter.

Gottlob, jetzt lacht er wieder.

„Toni“, sagt er dann zu mir, „Toni, geh'n wir aussi, schaug'n wir, ob die Post etwas bringt.“

„Rico, kommst du mit?“

„Gern!“

Wie wir draußen sind, wirft uns der Wind beinahe um.

„Teufel, wo kommt denn der so plötzlich her?“

„Das ischt der Kärntner Wind“, sagt der Christl und dann nimmt er mich plötzlich unterm Arm —

„Toni, i hab ja nie davon g'redt, weil i als armer Häuslerssohn ja net mich hab auslach'n lass'n woll'n. Aber die Kathi, die hab i gern g'habt, seitdem wir von der Schul fort sind. G'redt hab i ihr nie davon. Aber gebrannt hat mir's oft damisch da drinnen, wo's Herz sein soll, wie es in den Büchern so steht. Und wie nachher die Sach mit'n Pittschneider und der Kathl kemmen isch, Toni, i sag's dir's jetzt, 's Herz hatt's mir bald obadruckt. I bin auf Niederdorf zur Arbeit gangen, nur, damit i des Dirndl nimmer sehen brauch. Und nachher — ja, i sollt mi schamen, ös habt's wohl recht g'habt. Also, wie der Pittschneider ischt troff'n worden

an der Stell, da hab i aufg'atmet, und dann isch es halt g'scheh'n in Bruneck, daß mi die Lieb um des verharmte Madl so ankemmen isch, daß i ihr's halt g'sagt hab, wenn's mit'n Pittschneider nix mehr werd'n sollt, nachher war i halt da, der sie um die Hand bitten tät. I wollet, bald i achtzehn Jahr sei, mi freiwillig zu die Kaiserjager meld'n und dort aktiver Unteroffizier werd'n und oan Kaiserjagerzugsführer könnt sie schon heirat'n!"

„Ja und da hat das Dirndl halt dei Hand g'nommen, gelt, Christl!"

„Ja, so ischt's g'wes'n, Toni!"

„Nachher hast koa Unrecht net tan, Christl!"

„Net hab i's tan, Toni! Und weil du söll sagsch, glaub i's gern. Weil du ja a Gschtudierter bist, Toni, und auf dei Red geb i eppes."

Ich drückte seine Hand.

Der Rico hatte sich während dieser langen Rede des Christl am Steiggeländer gehalten und in den Sturm hinausgehorcht.

„Toni — wenn ich heute abend nicht Telephonleitungen ausbessern muß — heiß ich von morgen ab ‚Beppi'!"

„Doch net in der Nacht, kannst do gar nichts sehen!"

Huiiiiiiiii — kam es drüben, vom Lesachtal herüber gepfiffen, ganze Schneewolken trieb es in den Nachthimmel hoch und staubte sie über die Abhänge.

„Die werd'n heut kein leicht'n Weg mit der Post und 'n Ess'n hab'n von Obertilliach aufi."

„Komm, geh'n wir eini, da blast's ja einen oba!"

Kaum sitzen wir wieder in der Kaverne drinnen und wollen Karten zu spielen anfangen, da wird die Tür aufgerissen.

„Habt Acht!"

„Sitzen bleiben!"

Der Leutnant Bauer.

„Wer hat die Ablösungsbereitschaft auf Feldwache drei?"

„Ich, Herr Leutnant!"

„Bruggler, sofort eine Verbindungspatrouille zu der Feldwache hinaus. Da oben meldet sich seit Stunden keiner mehr. Entweder sind die eingeschneit oder —"

„Mit wieviel Mann, Herr Leutnant?"

„Nimm die ganze Bereitschaft! Teroldi, du mußt auch mit, weil die Telephonleitung gestört ist. Also Bruggler, Senfter, Berger, Teroldi, Laner und Kralinger — fertig machen!"

„Vielleicht sind die ob'n derfroren!" brummt der Stemberger.

„Glaub i net", macht der Christl und zieht sich die hohen Filzstiefel über die Schuhe — „denen wird's nur den Steig heruntergeweht hab'n."

Wie wir aus der Kaverne steigen, steht der Leutnant mit seinem Eispickel und Schneereifen vor dem Eisgang.

„Seid's fertig?"

„Ja!"

„Also geh'n wir los!"

Was, er kam mit!

Wir banden uns die Schneereifen unter.

„Halt's euch dicht beieinander. Es hilft nichts, wir müssen noch bei der Nacht hinauf!"

Der Steig führte erst an zwei Schwalbennestern, der Offiziershütte mit der Küche vorbei — dann zog er sich längs einer hundert Meter hohen Bergwand hin. Hier war man geschützt, weil der Wind den Schnee über die steile Wand in großem Bogen hin abtrieb.

Wir kamen leidlich rasch vorwärts.

Aber kalt war es fürchterlich.

Der Rauhreif hatte sofort Augen, Nase, Mund und

Ohrspitzen mit einer weißen, beißenden Schicht überzogen. Jeder trug eine brennende Azetylenlaterne in der Hand. Im Augenblick hatte es die Glasscheiben mit nassem Schnee verpappt. Die würden uns einen Dreck heute nützen. — Da waren schon die Treppen, die zu den Feldwachen führten.

„Wartet ein bißchen — ich muß gleich die Leitung nachsehen!“

Teroldi zog den Draht aus der hier an der Wand nur leicht angefrorenen Schneeschicht ober dem Stein.

Tsing — machte der — wie er ihn wieder fahren ließ.

„Gut, weiter!“

Die Holztreppen führten im Zickzack an der Wand hoch. Hier war es sogar windstill. Aber oben, beim Ausstieg, da hörte man es wieder —

Huiiiiii.

Schweigend stapften wir über die vereisten Holztreppen hinauf.

Gerade jetzt mußte ich an Frau Hella denken.

Wie alt mochte sie wirklich sein?

Mitte zwanzig, Ende zwanzig oder gar dreißig Jahre!

Herrgott, so jung noch und schon Witwe. Die würde doch sicherlich noch einmal heiraten! Irgend etwas Fremdes, Tückisches kommt bei diesem Gedanken in mir hoch — Frau Hella, die Frau eines anderen, eines fremden Mannes, den sie liebt, dem sie ihre ganze Sorgfalt schenkt —

Weg mit diesen Gedanken. Nein — nein — so etwas durfte es nicht geben. — Ja und doch, wie hatte der Pramstaller heute abend gesagt?

„Ich weiß, was ich weiß!“

Ja, bei irgendwelchen niedrigen Frauenspersonen, aber — Frau Hella — — sie wollte sich mit einem andern Mann küssen, sie sollte mit ihm — —

Ja, und wenn — hätte ich ein Recht, auch nur irgend

eine Einwendung dagegen zu machen? Wer und was war ich denn?

Ich hatte ja damals in Innichen gesehen, wie die Offiziere sie umschwärmt hatten —

„Bruggler!"

„He —"

„Na, willst du übern Abhang spazierengehen, paß doch auf!"

Das war Teroldi!

Tatsächlich, ich war neben dem Treppenausstieg gedankenlos einfach ein paar Schritte geradeaus gestapft, statt links abzubiegen —

Allerdings, weit wäre ich ja doch nicht mit meinen Gedanken gekommen. Dafür sorgte schon der Sturm. Wie der in den Scharten tobte.

Bsihbsihiibsi — s—s—s—s — trieb es den feinen Schnee gegen uns.

Weißlichgrau baute sich die Königswand rechts vor uns auf. Dort, halbrechts am Grat, lag unsere vorgeschobene Feldwache drei. Alles Lesachtaler Standschützen.

„Teroldi, das Telephon!"

„Ich bin schon dabei!"

Tief im Schnee kniete er und grub mit den Händen den Schnee aus.

„Findst nichts, wart ich leucht!"

„Fort mit den Laternen hier, wir können von drüben gesehen werden!"

„Ah, da schaut kei Katz außi bei dem Wetter, Herr Leutnant!"

„Trotzdem — der Befehl lautet so!"

Was der Befehl bei dem Sturm schon nützte!

Rico grub noch immer.

„Soll i dir mit dem Pickel helfen!"

„Nein, schlagst mir ja den Draht ab." — „Da, hat ihn schon! Den müss'n wir morgen früh neu aufpflöcken — es hat ja alle Leitungspflöcke umgeworfen."

Eine neue Schneewelle kam.

„Teufel, tut der aber wild!"

Pfeifend krallte er sich zwischen die flatternden Mantelenden, riß an den Mützenschildern und verschlug jedem die Rede.

Eiskalt legte er sich vor die Stirne und die Schläfen.

„Achtung jetzt, Schneewächten, — gegenseitig festhalten!"

Der Leutnant geht voraus.

Vorsichtig setzt er den Fuß auf das glatte Schnee-Eis —

Es ist eine kleine Mulde vor uns. Da muß im Sommer wohl zwischendurch ein kleines Gewässer fließen — drüben steigt die Mulde wieder an, wo der Steig zur Feldwache führt. Vom alten Steig, auf dem noch gestern nacht die Ablösung herunter ist, ist keine Spur mehr da.

Meterhoch hat es den Schnee über die Mulde hergelegt.

„Mehr rechts halten, Bauer!" schreit der Senfter, „da muß der Steig aufageh'n!"

„Bua, wenn die Wallischen jetzt angreifeten, koa Katz tat sie aufhalt'n."

„Die kemmen do net vorn durchs Tal durch!"

„Aufpass'n, Herr Leutnant!"

Der Lehrer Bauer steht mitten auf dem glatten Schneebrett.

„Werft's a Seil uma!"

„So — und jetzt halt'n!"

Er macht ein paar Schritte — bums — da liegt er schon —

„Wenn man in der Finsternis doch besser sehen tät!"

Ruck — ziehen wir ihn hoch.

„Laßt's mich allein vorausgehen und hebt's, ich werd den Steig schon finden!"

„Na, net uns stehen bleib'n lass'n! Wir frieren ja sonst an!"

„Aber zwei müssen hier als Verbindungsleute stehen bleiben!"

„Ich bleib scho da mit'n Laner", sagt der Senfter.

„Senfter, Laner, daß ihr koan Moment still stehen bleibt!" schärfte ich ihnen ein.

„Na, na — wir tret'n uns schon gegenseitig die Füß ab!"

„Wenn ihr bis in der Früh nichts von uns g'hört habt's, geht's mit der Meldung zurück!"

„Ja!"

„Weiter, Herr Leutnant, wir kommen nach!"

Der hört das vorne schon nicht mehr.

„Senfter, heb's Seil!"

Wir stapfen vorsichtig nach.

„Kniet's besser, Mander, auf die Knie rutscht sich net so leicht!"

Kaum sind wir auf allen Vieren, treibt uns der Sturm wieder auf — das hält ja kein Schwein aus — mit einem einzigen Schwung Schnee hätte es uns bald völlig zugedeckt.

„Vorwärts, vorwärts, nur rasch!"

Sssssssst —

„Dreckpulver, weißes verfluchtes!"

Wenn der Schnee die Augen wenigstens nicht so ausbeizen täte — man kann nur mit größter Anstrengung den Vordermann unterscheiden. Wie Weihnachtsmänner sehen die alle aus, weiß überzuckert — mitten in der Nacht.

Fünfzig Schritt sind wir vielleicht vorwärts gekommen auf dem glatten Schneebrett.

Tsak — ruck —

Da ist der Leutnant wieder in eine weiche Stelle geraten — bis an den Bauch liegt er in einem Schneeloch —

Vom Senfter und Laner hinten ist auch nichts mehr zu

unterscheiden — die werden wohl hinterm Schnee irgendwo stecken —

Tsak, tsak — einer hinter dem andern brechen wir trotz der Schneereifen jetzt auch ein. Der Christl arbeitet sich als erster hoch — — —

„Höllenteifl, dös ist dir a Weg!"

Wir anderen verstrampeln uns noch immer weiter im Schnee.

„Wart Toni, i hilf dir!"

Tsak — da sitzt der Christl auch wieder bis an den Bauch in einem Schneeloch —

„Schnell hoch", schreit der Leutnant im Sturm, „sonst deckt's euch ja zu!"

Tsak — da liegt er selbst im tiefen Weiß.

„Wenn die oben wenigstens so g'scheid g'wes'n war'n und ang'fangt hätt'n a Stuck obazuschaufeln, damit man den Steig no an den Schneebuck'l'n erkennet!"

Das Wasser rinnt uns in Bächen von der Stirn, preßt sich aus allen Poren und friert sofort in kleinen, feinen Eissträhnen an den Wangen, unter den Nasenlöchern und in der Kinngrube — die Nase läuft am allerschlimmsten. Kaum fährt man sich mit dem schneeigen Ärmel drüber weg, beißt es, als wenn einem die Oberlippe offen wäre. Scheußlich ist das.

Und das Kleben vor den Augen.

Nur die Ohren sind glutheiß.

Schritt um Schritt heißt es sich vorwärts, aufwärts kämpfen.

„Die zwei hintersten Schützen vor, den Schnee anzutreten!"

Der Christl und ich keuchen vor.

Neben uns wirft es den Leutnant und Teroldi nur so vor Herzklopfen.

Wie die nur keuchen!

„Mund zuheben, Mund zu—heben!"

„Macht's vorwärts — Buabn — wir erfrieren ja sonst hier!"

Schneeantreten. Der erste Schritt — tsak — der zweite — tsak —

Horuck —

Bis zum Knie bringt man das eine Bein hoch —

Tsak — schon wühlt sich das andere wieder tiefer in den Schnee —

Mit den Händen will man sich aufstützen — psch — wühlen sie sich in das weiche Naß. — Und müde wird man dabei, so müde —

„Hoch Toni, hoch!"

Endlich zwingt man die Beine heran, dicke Schneepatzen kleben oben und unten an den Schneereifen. Einen Dreck helfen die, bei Neuschnee — am besten geht's wirklich auf allen Vieren.

Tsak — schon wieder ist der Schnee bis unter die Achselhöhlen heroben —

„Himmelherrgottsakrament!"

„Halt das Gesicht in den Schnee eini!"

„Wart i kimm vor!"

Wie ein Sack lege ich mich auf die Seite —

„Hoch, du!"

Das kann doch höchstens nur mehr zwanzig Schritt weit sein.

„I kann nimmer hoch!"

Das ist der Rico.

„Los zieht's ihn aussi!"

Bums — tsak — der Leutnant und der Kralinger liegen wieder unten.

„Schnell hochreißen, die deckt's ja sonst zu!"

„I komm nimmer hoch, i komm nimmer hoch!"

„Wart nur, Rico, wir sind gleich da!"

„Zuerst den Telephonisten heraushelfen!" ruft der Bauer — kaum verstehen kann man ihn im Sturm —

Wir rutschen und schieben uns in dem metertiefen Schnee bis zum Teroldi zurück.

„Rico — wo — bist denn?"

„Hier!"

Ganz ferne klang das.

„Rasch grab ihn aussi!"

„Da — der Buckel unter der Grub'n!"

„Au — du trittst mir ja ins Gesicht!"

„Gott sei Dank — daß du da bist!"

Wir reißen einen weißen Klumpen hoch.

„Verflucht, jetzt wär ich bald ein Zuckermandl word'n!"

„Da, halt di fest! Steig'n wir vor!"

„Herr Leut—nant! Herr Leut—nant!"

Huhuihiiiiiiissssss — schhht —

„Herr — Leut—nant! — Kra—lin—ger!"

„Hier!"

„Da vorn sind sie!"

„Wo?"

„Dort!"

„Schnell, schnell!"

„Himmelherrgottsakkra, jetzt lieg i selber wieder drin!"

„Nicht — stilliegen — nicht still—liegen!"

„Wo ist denn jetzt der Christl und der Teroldi?"

„Ah, da vorne die beiden Gestalten müssen es sein!"

Wie auf einem Fahrrad muß man treten, in dem weichen Schnee; der gibt ja bei jedem Schritt mehr nach.

Da — ist das Seil — jemand zieht daran.

Nur festhalten, sich einfach nachschleifen lassen!

Da sind wir ja wieder alle beieinander.

Kein einziges Laternenlicht brennt natürlich mehr —

Nun kommt der „Befehl" wieder zu seinem Recht.

„Vorwärts — vorwärts — haltet's euch alle fest aneinander!"

„Alle fest aneinander!"

So schlagen wir uns noch eine Viertelstunde lang durch den Schnee — über ein Wegstück, für das man sonst zwei bis drei Minuten braucht.

„Da ist die Felswand —"

Ganz schön warm ist es hier plötzlich — wie in einem Treibhaus so lind.

Keuchend halten wir an.

„Ausgeschlossen, daß hier ein Verbindungsmann in dem Schneeloch zurückbleiben kann", sagt der Leutnant. „Wir müssen alle hinauf. Der Senfter und Laner sind hoffentlich zurück, wenn sie keine Nachricht von uns bekommen."

„Da rechts geht die Leiter aufi! Verschnauf'n wir noch ein bissel!"

„Nein, nein, keine Minute jetzt stehen bleiben!"

„Na, nur einen einzigen Augenblick!"

„Keinen Augenblick, Kralinger! Damit du in zwei Minuten einschläfst und erfrierst — grad hier in der Wärme ist's am gefährlichsten!"

„Also aufi über die Leitern!"

„Teufel, da pfeift aber der Wind wieder her —"

„Festhalten!"

„Ja, ja!"

In zehn Minuten sind wir am Steig, der unter der Wand grad bis zum Unterstand von der Feldwache führt. Da ist auch der Telephondraht wieder.

Hören denn die uns nicht kommen?

Die Tür zum Unterstand ist angelehnt.

„Halt, wer da!"

„Leutnant Bauer!"

„Parole?"

„Riegel."

„Feldruf?"

„Riva."

„Wachkommandant!"

Ein bärtiges Gesicht kommt hinter der Türe im Scheine einer Taschenlampe zum Vorschein.

„Ja, mach schon auf!"

„Herr Leutnant, melde gehorsamst, Feldwache drei, Patrouillführer Gerstner mit vier Schützen. Vorne nichts neues!"

„Na, seid's wenigstens alle am Leben?"

Wir kriechen zum schwarzen Türloch hinein. Ein kleiner dunkler Raum. Vorn ein in die Felswand geschlagenes Loch, durch das man bei klarem Wetter die ganze italienische Linie beobachten kann. Jetzt sieht man natürlich nichts.

„Gott sei Dank, daß wir heroben sind."

„Haben denn alle acht Mann Platz jetzt!"

„Nein!"

„Nachdem, setzt's euch den andern auf den Schoß!"

Die anderen Schützen sind natürlich über den Zuwachs wenig erfreut.

Mit vielem Rücken und Schieben haben wir glücklich alle Platz. Jeder sucht sich den Schoß eines andern aus, und so hocken wir aufeinander.

„Die Telephonleitung ist hin. Wird vor morgen früh nicht zu reparieren sein!"

„Ja, Herr Leutnant!"

„Herr Leutnant, dürf'n wir die Schuh ausziehen, das friert einem ja alles an der Haut fest!"

Beim Sitzen spürt man jetzt, daß es herinnen trotz der vielen Menschen verflucht zieht.

„Könnt's die Tür net zumach'n!"

„Na, sonst hört man niemanden kommen!“

„Hahaha — bei dem Sturm draußen!“

„Offenlassen!“ sagt der Leutnant. „Die Schuh müßt's schon besser anlassen!“

„Herrgott, mein Schädel!“

„Bist eben z'hoch für die kaiserliche Villa hier, Teroldi!“

„Haha!“

„Gebt's den Kognak heraus“, sagt der Leutnant.

„Christl, pack aus!“

Eine Menageschale klappert — gluck, gluck, gluck — macht das edle Naß.

„Herr Leutnant!“

„Na, ihr zuerst!“

„Alsdann der Älteste?“

„Wer ist denn der Älteste?“

„Der Gerstner!“

„Na, ihr müßt's z'erst trinken, weil es im Sturm draußen g'wes'n seid's.“

„Alsdann ihr Jungen, wer von euch ist über achtzehn?“

Keiner meldet sich.

„I bin vorige Woch achtzehn word'n“, sagt da der Kralinger.

„Dann trink halt du!“

„Auf's Christkindl!“ sagt der Kralinger und spült den Kognak hinunter.

„Jesses, Mander, heut ist heiliger Christabend!“

„Na, morgen!“

„Schon heut. Es geht auf vier.“

„Wer kommt jetzt dran?“

„Der Berger.“

„Zähl'n wir einmal zusammen, wie alt die Ablösung ist?“ sagt der Leutnant.

„Der Kralinger achtzehn, der Berger achtzehn, macht sechs-

unddreißig", sagt Teroldi, „der Bruggler sechzehn, macht zweiundfünfzig, und ich achtzehn, macht zusammen siebzig Jahre!"

„Hahaha!"

„Na und ihr Lesachtaler?"

„Da fällt die Rechnung schon höher aus", sagt der Patrouilleführer von denen, „bei uns ist der jüngste einundfünfzig."

Ja, es sind alles Alte, diese Schützen aus Kartitsch und Tilliach.

„Alsdann, der Beppi einundfünfzig, der Troger achtundfünfzig, der Kerschbaumer drüben am Ausguck vierundfünfzig, i selbst neunundfünfzig — macht — macht —"

„Kopfrechnen schlecht", sagt da der Lehrer Bauer, „macht zweihundertzwanzig Jahre —"

„Herr Lehrer und Sie?"

„Dreiundvierzig, ihr Kinder!"

„In deinem Lager ist Österreich", zitierte ich in diesem Augenblick.

„Na trinkt's aa eppes, ihr Friedhof-Deserteure", sagt der Christl da und gibt den Alten den Kognak —

„Wer schnarcht denn da schon?"

„Der Kralinger!"

„Net einschlaf'n auf mein Schoß!"

Wenn wir uns nur die Füße vertrampeln könnten. Verflucht wie diese Nässe jetzt zieht.

Und auch die Kleider — die frieren trotz des Atems von den zusammengepferchten Menschen schon ganz hart an.

„Hörts ihr, wie der Sturm draußen tut!"

„Ja."

„Wenn die heut oan Angriff machen?"

„Da jagt sie der Schnee schon z'ruck."

„Wann werden wir denn zurück können?"

Das erstemal fliegt diese Frage auf.

„Der hört vor morgen no net auf zu toben!"

„Teufel!"

„Kerschbaumer, siehst eppes vom Feind?"

„Na, i seh lei Schneewolken!"

„Ruckt's a weng z'samm, daß der Leutnant sie aa setz'n kann!"

„Nein, bleibt's sitz'n, ich steh schon!"

„Jeder wechselt ab, mit'n Stehen!"

„Herr Leutnant, auf'n Schoß vom Troger!"

Rico steht auf.

„Mußt di gebückt halt'n, sonst bohrst a Loch durch bis zum Spitz!"

Der Rico steht gebückt und lacht.

„Mir frier'n die Zehen ein!"

„Mir auch!"

„'s wird doch besser sein, wenn wir die Schuh ausziehen, Herr Leutnant, und uns gegenseitig die Füße abreiben!"

„Aber ihr könnt dann nimmer in die Schuhe hinein!"

„Versuch'n wir's einmal!"

„Rico, du stehst grad, so wird dirs Bücken leichter, fang du beim Kralinger an, die Füß zu reiben!"

„Kralinger!"

„Was ist?"

„Schuhe auszieh'n!"

Ganz eisig sind dem seine Füße.

Rusch, rusch, rusch fängt der Rico zu reiben an.

Rusch — rusch — rusch —

Wie eine Schwester vom roten Kreuz macht er das!

„Ablösung!" sagt der alte Patrouilleführer und schaut auf die Uhr.

„Troger, du bist an der Reih!"

Der Kerschbaumer rutscht zurück auf den Schoß vom Leutnant.

„Geht's vorbei?"

„Ja, danke schön!"

„Der nächste", sagt jetzt Rico.

„Christl, du bist dran."

„Bitt schön, mein Fräulein!"

Da schlaft schon wieder einer.

„Herr Leutnant!"

„Aufwach'n, Herr Leutnant!"

„Kinder, was wird mit dem Senfter und Laner sein?"

„Wenn sie g'scheid sind, ist einer zurückgangen!"

„Damit der andere erfriert! Die halten schon aus bis in der Früh!"

„Bei dem Sturm!"

Jeder schweigt und hängt seinen Gedanken nach.

Jetzt melden sie wohl im gutgeheizten Kommandozimmer von Bruneck aus:

„Im Divisionsabschnitt der J. T. D. Pustertal nichts neues!"

Der Kognak hat doch gut getan.

Wenn nur diese Müdigkeit nicht wäre.

„Toni, jetzt mußt du aufstehen und reiben."

Mechanisch mache ich dasselbe wie Rico.

„Schau meine dreckigen Füß net so an!"

„Seit wann siehst du in der Finsternis?"

Das Reiben macht wenigstens wieder ein bißchen warm.

Aber meine Füße sind schon reine Eisbatzen.

„Fangen wir wieder von vorne mit'n Reib'n an!"

„Herr Leutnant!"

„Da, wem seine Füß sind denn das?"

„Na rat einmal, Toni!"

Sechs nackte kalte Füße recken sich mir entgegen.

„Dem Christl seine!“

„Falsch! Kost' ein Sechser!“

„Na, kost' a Menagezubuße!“

Endlich finde ich dem Lehrer Bauer seine Füße —

„So, Herr Lehrer, jetzt werde ich mich für jede Strafe in der Schule rächen!“

„Räch dich nur so fest als möglich, Toni!“

Wie müde das beim Leutnant herauskam.

„Du Alter — setz dich einmal untern Leutnant — und nimm ihn auf'n Schoß.“

Die andern horchen auf.

„Nein, nein!“ wehrt der Bauer ab.

„Nix da, jetzt müssen Sie folgen, Herr Leutnant!“

Wie er auf dem Schoß vom Kerschbaumer sitzt, fühle ich seine Hände. Sie sind glühendheiß.

„Herr Lehrer, fehlt Ihnen denn was?“

„Nix Toni, nur ein bissel Schwächeanfall, man ist halt nicht mehr der Allerjüngste!“

Er war immer leicht kränklich gewesen.

„Her mit'n Kognak!“

„Nein, nein, ihr habt ihn nötiger!“

„Hier, Herr Leutnant, trinken Sie!“

Als es draußen leise etwas lichter wurde, fing er zu phantasieren an.

Die anderen schnarchten alle. Nur der Posten, Rico und ich, waren noch wach.

„Rico, gib deinen Mantel her.“

Wie ein Kind schlief unser alter Lehrer auf dem Schoß des alten Schützen.

Dann lallte er wieder.

„Die ganze — Klasse — wiederholen — zwei und sechzehn — sind — sind — ihr sollt euch nicht — zum Fenster hinausbeugen — da kommen — Granaten —“

Armer, lieber Lehrer!

„Toni, setz dich auf'n Schoß vom Christl, vorwärts!"

„Christl — Christl —"

„Was ist!"

„Aufstehen, du bist dran zu stehen!"

„Aso — ja i kimm glei —"

Schon schnarchte er wieder.

„Stoß ihn herunter, Toni!"

„Was stoßen! I steh ja schon auf —"

Dann durfte ich sitzen — wie schön das war — dort die vielen weißen Blumen — eine Frau kam auf mich zu —

Bist du es Hella?

Warum sie mich so fremd ansah?

Das war doch ein Mann! — Das war doch der dicke Offizier von der Parade in Innichen damals —

*

Ein kalter Luftzug fährt an meiner Wange vorbei —

Wie die Augen brennen.

Was ist denn das für ein Gehuste?

Es ist heller Tag geworden draußen —

Einer hat die Tür aufgerissen und lehnt sich hinaus.

„Mach doch die Tür zu!"

„Soll i auf eure Füß aufi seichen!"

„Da werd's denen wenigstens warm!"

„Ha", sagt der Christl. „Da, schaugts her. — I moan', die meinigen hat's oag'frorn!"

Er hat über Nacht die Gamaschen wieder um die Füße gewickelt gehabt und versucht nun wieder in die Schuhe zu kommen. Aber seine Füße sind ganz aufgequollen und blau angelaufen. Beim Anfassen fühlen sie sich wie tot an.

„Um Gottes willen, Christl, g'schwind mit Schnee einreiben."

„Bsst — lärmt's net so — der Leutnant schlaft —"

Alle sind wach — nur der Leutnant Bauer liegt noch immer quer über dem Schoß von dem alten Standschützen aus Tilliach, Troger heißt er, glaube ich, und atmet lang und tief!

„Der hat Lungenentzündung!" flüstert Rico.

„Wir müss'n ihn herunterbringen!"

„Da schau hinaus — wie willst denn hinunter!"

„Aber dem Christl müss'n wir doch auch helfen!"

Still ist das draußen in der Landschaft, ganz still und feierlich — aber Flocken fallen, unzählige weiße, leise Flocken.

Wir sind vollkommen zugeschneit — meter und meterhoch. Und jetzt schneit es noch immer.

Heute ist doch Weihnachten!

„Mander, wir müssen schaufeln, daß wir warm werden und dem Berger wenigstens die Füß einreib'n. Sonst stirbt ihm das Leben in die Füß doch nur so weg!"

„Recht hat er!"

„Wie ist's denn mit'n Essen?"

„Wenn's gut geht, können wir die nächste Nacht mit den Essenträgern rechnen!"

„Konserven haben wir mit, und Brot ist ja auch noch da für uns."

„Wir haben auch noch etwas!"

„Dann werd'n wir ja aushalt'n!"

„Paßt's auf Mander, daß ihr von dem g'frorenen Zeug koane Scheißerei bekommt!"

„Kralinger", sagt da der Christl plötzlich, „sitzen kann i net, liegn kann i net, und steh'n kann i bald aa nimmer. D' Füß spür' i gar net mehr. I muß aussi, schaug'n ob ich überhaupt no was da unten zum Auftretenkönnen hab'. — I muß mir d' Hax'n a bissel mit Schnee einreib'n."

Mit diesen Worten ist er vor die Tür der kleinen Kaverne gegangen.

Pam —

Sſſpfeitäng —

„Da hat er's Füß' ausprobier'n", sagt der Kralinger.

„Schießt der Wallsche sogar van unsrigen an, wenn er koane ganz'n Füß mehr hat!"

„Christl, geh eini!"

Keine Antwort.

„Christl!"

„Da ist etwas passiert", sagt der Rico und beugt sich zur Tür hinaus —

„Achtgeben, nicht zu weit herauskriechen, weiß der Teifel, wo die von drüben plötzlich da herübersehen!" schreit der Gerstner.

„Aber wir müssen doch nachsehen, was los ist!"

„Net rühren, damit sie gleich wissen, daß die Feldwach —"

Ich krieche neben dem Rico zur Türe.

Da liegt der Christl. Zusammengeklappt wie ein Taschenmesser, mit dem Gesicht in einem kleinen Wandvorsprung. Die Hände hat er nach vorne, als ob er nach dem Schnee greifen wollte, um sich die Füße einzureib'n. Nur über dem Genick rinnt ein feiner roter Blutstreif — rinnt und rieselt leicht über die graue Bluse herunter in den Schnee, gerade dorthin, wo sich der weiche weiße Schnee so einladend ballt.

„Kopfschuß!" sagt der Rico nur.

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" macht hinter uns eine ernste Stimme.

Christl, der Christl tot. Ist denn das menschenmöglich, ist das denn gerecht —

Warum kann ich denn nicht schreien, nicht brüllen, nicht um mich schlagen.

„Laßt mich heraus, ich will ihn hereinholen!"

„Bist du verrückt! Was soll die Leich da bei uns herinnen — der liegt besser und wärmer als wir!"

Vier Arme packen mich und reißen mich zurück —

„Wirst dableiben, du, du — das wär ja Selbstmord!" Sie haben mir den Mund zugehalten und mich niedergeknebelt, ja wirklich geknebelt!

*

Der Rico sitzt neben mir und hat den Arm um meine Hüfte gelegt. Das tut gut, das gibt ein Gefühl der Ruhe und Freundschaft.

„Jetzt woll'n wir gute Kameradschaft halten, Toni, gelt'."

„Ja, Rico!"

„Siehst du, das ist eben so im Krieg. Menschen, die sich nie gekannt haben, die einander als Gleichgültige, voller individueller und sozialer Gegensätze vorbeigegangen sind, werden plötzlich zusammengeworfen und durch die tägliche Todesgemeinschaft zusammengekettet, daß es ihnen dann ebenso geht, wie dir jetzt!"

Es ist nicht das unwahrste Wort im Lied, das da vom Kameraden, der da „als ein Stück von mir" daliegt, singt. Auch mir war der blonde, lustige Bursche da draußen bald ein Begriff geworden, ohne den ich mir das Frontleben gar nicht mehr vorstellen konnte!

Ja, weh ist einem wirklich, wenn man bedenkt, wie er draußen vor der Türe liegt und man ihn nicht einmal hereinholen kann!

Auch die anderen sitzen still und in sich gekehrt auf der einzigen Holzbank, die da drinnen Platz hat.

Der Leutnant schläft noch immer.

Wenn der es erfährt!

„Jetzt wird's aa nix mehr sein mit'n Madl", meint der Kralinger.

Ich horche auf.

„Woher weißt du denn?"

„Sie haben grad gestern früh davon g'redt, er hatt' do derentwegen mit dem Happacher ang'hebt zu streit'n!"

„Arme Kathi!" sagt der Rico.

„Ja, jetzt ist's der zweite!"

Gibt eine Klosterschwester mehr!

Monte Piano, Feldspital, Toblach, Schwalbenkofl, Schwalbenalpenkopf, Sextenstein, Innichen, Höhlensteintal, Filmorhöhe —

Leb wohl, du lieber Kamerad!

Alle von uns Buben aus dem Dorf hat es jetzt erwischt.

Den Temele, den Mutschlechner, den Steiner, den Maier, den Pittschneider, den Burger Sepp, den Anderl, und jetzt den Christl — — — wer wird der nächste sein — und der letzte?

„Des kost heut oan Alpino!" brummt der Gerstner.

Ja, Rache und Vergeltung muß sein — auch heute am heiligen Christabend!

„Still, der Leutnant rührt sich!"

„Sagt's ihm nichts vom Christl!" flüstert der Rico.

„Nein!"

Der Kranke hustet, ganz röchelnd hört sich das Husten an. Nun rührt er sich.

„Bruggler!"

„Ja, Herr Leutnant!"

„Bruggler, hilf mir auf!"

„Ja, Herr Leutnant! Aber bleiben Sie doch liegen. Es ist ja so ruhig draußen. Wir müssen den Abend erwarten."

„Aber die Telephonleitung — die Telephonleitung muß unbedingt gerichtet werden — Bruggler — arbeitet ihr schon daran?"

„Ja!"

„Wer?"

Einen Augenblick sehen sich sechs Männergesichter schweigend an.

„Der Berger Christl, Herr Leutnant!"

„So, so der Christl — immer der schneidigste Schütz von allen — und doch dabei ein ewiger Rauntzer — aber schneidig — schneidig — —"

Das würgt in der Kehle — oh das würgt —

„Bruggler —"

„Ja!"

„Bruggler — ich möchte mich — doch — aufsetzen, ich weiß nicht, das sticht auf einmal so — in der rechten Brustseite — ah — hm —"

„Herr Leutnant husten sehr — bleiben Sie doch auf unserem Schoß liegen!"

„Der Kognak werd gut tun, Herr Leutnant", sagt der Gerstner und gießt ihm das letzte Restchen ein.

„Danke schön — ist was neues sonst — neues — dort — beim Feind!"

„Nix, Herr Leutnant — gar nix — heut ist Weihnachtsfeiertag."

„Ja, Weihnachten — am Abend muß ich wieder frisch sein, bei der Christfeier von der Kompagnie —"

Dann schläft er wieder ein.

Und draußen schneit es und schneit es!

„Toni", sagt der Rico, „Toni — ich muß jetzt an den Telephondraht!"

„Bist du verrückt!"

„Nein — ich muß ihn aber neu legen, da hilft alles nichts!"

„Hast Lust di abschieß'n z' lass'n!"

„Ja, aber die wissen unten doch nicht, was mit uns los ist!"

„Das werd'n sie sich scho denk'n können, sobald sie den Schnee g'sehen haben."

„Ich hab meinen Befehl — ich lege das Telephon. Leitungsdraht habe ich genug heroben im Rucksack auf der Spule."

„Er hat scho recht — da hilft eben nix", sagt der Gerstner.

„'n Freischein auf's Leben hat koaner im Krieg!"

„Du — Alter, du laß mi einmal zum Ausguck", redet da der Kralinger.

„Warum!"

„Die Ablösung hat zwar eigentlich erst heut abend zu erfolg'n, aber i möcht mir halt schon bei Tag den Col Quaterna drüben anschaug'n."

„Laß ihn zuba — Gerstner — i weiß, was er will!"

„Oder halt do", sagt der Kralinger da noch — „z'erscht mag'sch mir no a Stuck Brot und a bissel Konservenfleisch zum Essen geben."

Wir würgen alle an dem naßgefrorenen Brot und zerbeißen das faserige, kalte Konservenfleisch.

„So jetzt no a Mund voll Schneewasser."

Mit einem Spaten kratzt der Kerschbaumer eine Handvoll Schnee herein —

„So — da — wer Durst hat!"

„Jetzt laß mi zum Ausguck!"

Der Schütz, der inzwischen auf Posten hockt, schiebt sich zurück.

Ganz sachte läßt der Kralinger, der den Leutnant inzwischen auf den Schoß genommen hatte, erst zur Erde und dann wieder auf den Schoß des Troger gleiten.

So rauhe wetterharte Kerle sind das und doch so behutsam, damit der Lehrer nicht aufwacht —

Ob er wirklich schläft!

Ganz keuchend geht sein Atem.

Na, besonders gut ist ja keiner von uns jetzt beisammen — aber der, den hat's!

„So, ich bin fertig!"

„Rico!"

„Schon gut, Mander. Also, ich schau, daß ich schnell zur Leiter herüberkomme. Gefährlich ist wohl nur das Stück bis dahin. In der Leiter können sie mich nicht sehen — jedenfalls, die Leitung scheint erst von dort, von dem Abstieg an, defekt zu sein. Sobald ich unten im Schnee bin, rolle ich mich einfach weiter und spule den Draht auf dem Schnee nach — Pfosten können wir heute doch keine schlagen! Also paßt's halt ein bissel auf — gelt!"

„Servus, Rico!"

„Grüß dich, Toni — und ihr — alle."

Ein Händedruck.

Die Tür klappt ein wenig, dann schlägt sie noch einmal gegen den Stein —

Wie die Angel quietscht —

Draußen entfernen sich rasche Schritte —

„Laß mi neben dir — Kralinger!"

„Ja, zwoa treff'n besser!"

Vor mir liegt der Lauf meines Gewehrs — schön blank — ganz bläulich zwischen den weißen Schneepatzen links und rechts —

Übers Korn sieht man haargenau auf einen weißen Buckel drüben überm Tal.

„Dort hat er eine Maschine", sagt der Gerstner hinter uns.

Pam —

Pfüeihsssteng —

„Teifel, woher schießen denn die Teifelskerle nur!"

Pam — pam — pam — rollt es über das Tal —

Pam — pam —

Jetzt die feindlichen Schützen sehen, sie sehen — und dann —

Pam — pam —

Pfüeihsssteng —

Dort links — nichts — ein dunkler Streifen in der weißen Talwand gegenüber — dann der Buckel — man kann nichts sehen — alles ist tief verschneit.

Ruhelos folgen die Augen über Aufsatz und Korn, dem Zug der Stellung drüben —

Man hört nichts, wie den pfeifenden Atem des Kranken hinter uns —

Pam — pam —

Pfiiiiiiiiheissssteng — Pfiiii —

„Herrgottsakra! — wenn i nur oan oanzigen Abschuß unterscheid'n könnt!"

„Ob der Rico durch ist?"

Wer fragt denn hinter uns so dumm!

Pam —

Pfiiii

„Da — da sind sie ja!"

Ta — pum —

Das Trommelfell reißt es einem beinahe auseinander, in dem engen Raum.

Ta — pum —

Ta — pum —

Qualm, Gestank, beißender Geruch —

„Wo? Kralinger — wo?"

Pam — pam — pam —

„Dort unter der Königswand!" schreit er und reißt den Verschluß zurück — „Sakkra — oan Stecker!"

Dort unten sind sie — ja ganz richtig — dort sind sie.

Unglaublich — frech — tatsächlich — unter unseren Augen haben sich die Burschen bis zu dem schnurgeraden Grat der

Königswand im Schnee herangearbeitet. Natürlich, dort vorne bewegt sich ja etwas im Schnee —

Pam — pam —

Ganz schön sieht man ihre Abschüsse im Schneelicht —

Dort diese leichten gelblich weißen Erhöhungen im Schnee —

Aha — Schneekapuzen haben sie an.

Pam —

Blitzstrahl —

Pfeiiiiiihssseng —

Und jetzt, schön blank liegst du da, alter Lauf.

Schön blank und ruhig —

So und —

Pam —

Aufblitz —

Ta — pum —

Wumms stößt der Kolben an meine Schulter.

Wir haben schon lange nicht mehr geschossen, alter Freund, gelt —

Ein gelblich weißer Kegel bleibt liegen.

So Christl — das ist mein Weihnachtsgeschenk an dich!

Ta — pum —

„Los Kralinger!"

Ta — pum —

Ta — pum —

Pam —

„Die auf der erscht'n Feldwach'n hab'n sie a schon", schreit einer hinten.

Taktaktaktaktaktak

Tengtengtengtengteng —

Ordentlich leicht ist es mir's plötzlich —

Schießen, nur schießen — ganz toll — ganz erbarmungslos — ganz sinnlos — aber knallen — knallen —

Hinein in dieses lebendige Etwas da vorn. Liegen sollen sie bleiben.

Liegen — alle — alle —

Tapum —

Ta — pum.

Ta — pum.

„Net so hitzig, Bruggler — lei langsam, triffst ja alles daneben, siehst das net, wie der Schnee aufspritzt.“

„Dös ist von unserm Maschineng'wehr drüben!“

„Na, von deim G'wehr!“

„Da — da laufen sie z'ruck!“

„Bui — die sind auf Skiern!“

„Wart denen werd'n wir's Schußfahr'n lehr'n. Höllteifel, daß da der Christl net —“

Ta — pum — Ta — pum —

Taktaktaktaktak —

Tengtengtengtengtengteng —

„Verflucht, die können fahren!“

„Vorhalten — zehn Schritt vorhalten!“

Ta — pum taktak.

„Hat ihn!“

Da überschlug sich einer in einer tollen Cabriole.

„Du, der hat oan Sprung g'macht — hast g'seh'n, als wenn er Preisspringer werd'n wollt!“

„In den wallischen Himmel!“

Tangtengtengtengtengtengteng —

„Aufpassen — aufpassen — der schießt mit sein' Maschineng'wehr zu uns umi auf'n Ausguck her —“

Tangteng —

Pfuuuiiiisss — s—s—s—st — teng —

Pfui — peng — klatsch.

„Grad zwischen uns umi —“

Tatsächlich, ganz haarscharf war der zwischen unsern

Köpfen durchgepfiffen und hinter uns in der Kavernenwand abgeprallt.

„Haltet's ein bissel mit dem Schießen. Unsere Einserwach mit'n Maschinengewehr rauft sich ja ohnehin mit der welschen Maschine —"

Wir fuhren herum.

Da saß der Leutnant aufrecht — ganz ruhig — ganz zusammengenommen. — Nur seine Augen zeigten eine merkwürdige fiebrige Spannung —

„Ja, Herr Leutnant!"

„Wo sind die heraufgekommen?"

„Eine Skipatrouille hat sich zwischen uns und der Einserwache bis zur Königswand durchgearbeitet gehabt!"

„Großartig —"

„Sie hab'n sich wohl in der Nacht im Schneesturm verirrt — keine fünfzig Schritt von uns müssen sie in der Nacht gesessen sein — und jetzt haben sie sich da drüben im Schnee eingegraben und haben von dort den Ber —"

„Wen?"

„Ein Toter — Standschütze Christian Berger, Herr Leutnant Bauer!" meldet da der Gerstner, fest und ruhig —

Der Leutnant sitzt gebückt, einen Augenblick holt er tief Atem — wie das pfeift!

Dann sagt eine rauhe ruhige Stimme:

„Wie viele Italiener?"

„Eins, zwei, vier — soviel ich sehen kann, Herr Leutnant!" zähle ich.

„Zu wenig!"

Dann sitzt er still —

Drüben rattert das Maschinengewehr noch immer.

„Niederhalten!"

Wir pressen uns aneinander —

Tengtengtengteng —

Wie das gegen die Holztüre und an den Steinrand spritzt.

Peng — tseng — tseng — pscht —

Tengtengteng —

Teng — teng — teng —

„No oan Schuß!" lacht der Kralinger.

Teng.

Psiiiii sssss — peng — klatsch —

„Hat sein Sektor noch um oan Ruckel herumgerissen, da grad mitt'n wieder durch'n Ausguck eini — das ischt aber heiß —" flucht der Kerschbaumer und schmeißt das heiße Ding zur Tür hin.

Genau zehn Minuten später rasselt das Telephon —

„Wenigstens der Rico ist durchkommen!"

„Hallo — hier Feldwache drei —"

„Gott sei Dank — hier Unterhuber — — Bauer?"

„Nein, Bruggler —"

„Grüß di Bruggler! Na und seid's alle heil — außer'm armen Berger?"

Wußte er denn schon? Natürlich, der Rico mußte es ja gemeldet haben.

„Danke, Herr Hauptmann. — Die Feldwache Gerstner ist wohlauf — aber von uns —"

„Wie geht's dem Lehrer Bauer?"

„Schlecht — Herr Hauptmann, und —"

„Was — und?"

„Und der Kralinger und ich haben eben Ruhr bei uns festgestellt!"

„Herrgottsakkra — das hat mir grad noch g'fehlt!"

Pause —

„Bruggler — haltet's noch aus bis zur Dunkelheit — um — jeden Preis — um jeden Preis! Hast du gehört!"

„Ja, um jeden Preis, Herr Hauptmann!"

„Ich werde selbst bei der Nacht kommen — und alle ablösen — alle — es ist ja Weihnachten!

Ja und richtig — die Hauptsache hätt ich bald vergessen — die neue Parole: Besen, und der Feldruf: Bet—le—hem! Hast verstanden?"

„Ja, Herr Hauptmann! Ich wiederhole: Be—sen, Bet—le—hem!"

„Gut — also aushalten, nicht wahr!"

Dann hocken wir noch Stunden — Stunden zwischen Frostschauern, Blutabgaben, Erbrechen und Postenablösen.

Dreimal wachte der Leutnant für kurze Zeit wieder aus seinen Fieberträumen auf.

„Ist alles wohl!"

„Alles wohl, Herr Leutnant!"

„Dan—ke!"

Dann versank er wieder in sein Dahinträumen und Fiebern.

Endlich mitten in der Nacht — wie schon längst die hellen blanken Sterne in die weiße Winternacht herunterglitzerten, rief der Posten dunkle Gestalten, die unter der Feldwache an der Wand vorüberkamen, an.

„Halt — wer — da!"

„Hauptmann Unterhuber!"

„Parole!"

„Besen!"

„Feldruf?"

„Betlehem!"

Hände reckten sich zu uns herein — Arme packten uns und hoben uns auf.

Irgend etwas Warmes, Wohltuendes gurgelte die Kehle, in den Magen und verschwamm dort heiß — brennend —

Dann führten sie uns an der Hand, wie man die kleinen Kinder führt, am Steig entlang — die Holztreppen hin-

unter — und dann wurden der Kralinger und ich nebeneinander auf eine regelrechte Rodel gesetzt — jemand schob an —

Wie gefroren jetzt der Schnee unter den Kufen plötzlich war. Derselbe Schnee, durch den wir vor vierundzwanzig Stunden heraufgekeucht waren. Jetzt sausten wir dahin — hinter uns knirschten Skier — sie hatten uns an einem Strick festgebunden und sausten nun hinter uns bremsend und schneepflugscharrend her. Dann kam wieder ein langer Steg abwärts über Treppen, Treppen und immer wieder Treppen. Und dann ging's noch einmal über einen langen schmalen Steg. Fest hielt sich der Kralinger an mir und ich an ihm.

Plötzlich war helles Licht vor uns. Eine Türe stand offen. Weit offen —

War das ein Traum?

Da stand ja ein heller, glänzender Christbaum!

„Fröhliche Weihnachten, jetzt kommen die Christkinderln!" schallte es uns entgegen.

Auch hinter uns antworteten Stimmen hell und tief.

„Fröhliche Weihnachten, Leut'ln!"

Ein großer langer Soldat erhob sich von seiner Pritsche und kam auf uns zu.

„Rico."

„Servus, Toni — servus, Kralinger!"

„Fröhliche Weihnachten!"

„Und jetzt kommt's her — auf die warmen Decken, das werd euch guttun!"

„Übrigens Toni — für dich ist ein Paket da. Schon gestern nacht soll es gekommen sein! Hier!"

„Komm, leg dich her!"

„Was, so schwach bist du?"

„Ruhr!"

„Na, wenn's weiter nichts ist! Das ist bald kuriert. Übrigens ist das ein Freibrief für ein paar Monate Hinterland!"

„Jesses — etwas — etwas hab ich ganz vergessen! — Ich gratuliere — Herr — Herr Unterjäger!"

Das war doch ein schönes Weihnachtsgeschenk —

Plötzlich war mir ganz gut zumute, wie ich so in drei Decken gewickelt auf der Holzwolle lag und in den Lichterbaum sah.

Neben mir hustete jemand.

Das war der Leutnant.

Und dann saßen wir alle wieder aufrecht, so gut es eben ging, auf unseren Pritschen im Kerzenlicht und hatten auf einmal die Kappen von den grauen und blonden und schwarzen Schädeln genommen und sangen —

„Stille Nacht — heilige Nacht!" — — —

Wenn das nur der Christl noch erlebt hätte.

Ob er auch Unterjäger geworden wäre?

Irgend etwas knisterte neben meinem Lager.

Das war das Paket.

Morgen wollte ich es öffnen — morgen — ja, morgen.

„Heidelberg, im März 1916.

Lieber Freund!

Also Sie sind doch noch am Leben!

Sie wissen gar nicht, wie groß meine Freude gewesen ist, als ich nach so langen Monaten endlich ein Lebenszeichen von Ihnen erhielt. Ich hatte tasächlich gefürchtet, daß auch Sie schon mit Ihrem Kindergesicht unter die große Armee unserer Gefallenen gegangen wären. Das wäre für Ihre arme Mutter doch schrecklich gewesen, ganz abgesehen davon, daß auch ich selbst unter dieser Vorstellung schwer gelitten habe.

Sie kennen ja meine Einstellung zum Krieg und zur Einberufung so junger Menschen, wie dies bei Euch in Tirol geschieht. Aber ich bin eben nur eine Frau und verstehe zu wenig von den ‚althergebrachten Sitten‘, die schon Buben in den Krieg schicken. Immerhin, die Kameraden meines Bruders finden diese Einrichtung bei den Tirolern ganz fabelhaft. Das ist auch gut so, denn man ist hier heraußen über die Österreicher gar nicht erbaut. Man behauptet allgemein, daß auf Ihre Kameraden kein Verlaß wäre und daß immer die ‚Deutschen‘ kommen müßten, um die Karre wieder flott zu machen. Ich habe da oft sehr ungerechte Vorurteile hören müssen und es wird Sie freuen, kleiner Freund, wenn ich Ihnen vermelden kann, daß ich da sehr oft eine Lanze für Sie und Ihre Kameraden gebrochen habe. Man weiß hier ja gar nichts davon, wie wenig ‚Deutsche‘ Ihr unter den anderen österreichischen Soldaten seid und was für

ungeheure Opfer Ihr oft bringen müßt. Also habe ich in diesen traurigen Zeiten doch auch eine kleine Mission zu erfüllen, die mich oft beschäftigt. Ich kann sogar sagen, ich gehe geradezu hoch, wenn man mir etwas ‚Verächtliches‘ über die Österreicher sagt. Und merkwürdigerweise, — mir glaubt man es hier auch. Wohl nur darum, weil ich selbst eine geborene Reichsdeutsche bin. Verstehen kann ich allerdings diesen Standpunkt nicht, denn ich sage mir: Warum glaubt man, oder besser gesagt, warum fragt man Euch deutsche Österreicher eigentlich nicht selbst darum, — seid Ihr denn weniger Deutsche als wir? Man kann doch wegen der Grenzpfähle keine Unterschiede zwischen Menschen machen, die das gleiche ‚Vaterunser‘ und das gleiche Wort ‚Mutter‘ oder ‚Vater‘ mit den Lippen gestammelt haben, als sie Kinder waren! — Sie werden sich wundern, daß ich als Frau, die in der Gesellschaft lebt, solche Gedanken habe. Aber es ist so. — Vielleicht ist es das Erlebnis unter den Soldaten meines österreichischen Rekonvaleszentenheimes in Brixen gewesen, vielleicht waren es die Briefe, die ich von Ihnen erhielt und die doch ebensogut von einem unserer Langemark-Jungens hätten geschrieben sein können, — oder war es möglicherweise die Ablehnung alles Österreichischen, die ich hier in meinen Bekanntenkreisen erfuhr, — kurzum — erst habe ich mich mit meinem Bruder lange und oft über diese Dinge unterhalten, bis es allmählich für mich zu einem Problem geworden ist, mit dem ich mich — auch als Frau — gerne und eingehend beschäftige. —

Nun aber genug von diesen Dingen, die Sie am Ende verletzen können und die Ihnen Ihre schwere Pflicht noch schwieriger machen könnten. Ich will Ihnen nur noch kurz sagen, bevor ich auf Ihren Brief eingehe, was mit mir los war und warum ich nicht mehr nach Südtirol kommen konnte. Ich habe Ihnen doch einmal — vor Weihnachten war

es glaube ich — geschrieben, daß mein Bruder mit einem schweren Lungenschuß in Heidelberg lag. Wir hatten schon geglaubt, daß eine Besserung eingetreten sei, da gesellte sich plötzlich zu seiner schweren Verwundung eine Nierenentzündung, die seine Heilung bis heute noch hinausgeschoben hat. Sie können sich vorstellen, was ich in den ersten Zeiten durchgemacht habe. Natürlich bin ich durch das ewige Wachen und Pflegen ganz elend geworden, so daß ich zuletzt auch selbst noch krank wurde. Dazu kam dann noch die Sorge um Sie, — ja, lieber Junge, ich dachte viel an Ihr Schicksal und Ihre arme Mutter, — kurzum wenn Sie mich heute wiedersehen sollten, würden Sie mich, glaube ich, kaum wiedererkennen. Solange es meinem armen Bruder noch immer nicht vollständig gut geht, kann ich natürlich an eine Rückreise nach Brixen nicht denken. Außerdem fürchte ich mich eigentlich, in mein Heim zurückzukehren, weil ich — Nachrichten von dort zufolge — ein sehr verwahrlostes Haus vorfinden werde. Kein Wunder, wenn ein Besitz ohne Herrin in Kriegszeiten von Soldaten, auch wenn es nur Rekonvaleszenten sind, bewirtschaftet wird. Trotzdem hoffe ich, zum wirklichen Frühjahr wieder unten sein zu können und meinem Bruder zu zeigen, wie herrlich dieses Südtiroler Land im Frühjahr sein kann. Das wird ihn dann hoffentlich auch selbst leichter wieder ganz herstellen. — Und nun zu Ihnen, mein Lieber. Jetzt verstehe ich erst, wieso meine Briefe an Sie verlorengehen mußten und warum ich auf meinen Weihnachtsbrief niemals eine Antwort erhalten habe. Schrecklich finde ich das, was Sie da alles erlebt haben. Erst der Tod Ihres Kameraden und dann dieses wochenlange Liegen im Seuchenlazarett. Gerade an der Ruhr kann man leichter zugrunde gehen, als viele glauben. Ich bin nur froh, daß Sie sich in Innsbruck wieder vollständig erholt haben und daß Sie die letzte Urlaubswoche noch bei der Mutter

verbringen dürfen. Grüßen Sie Ihre Mutter herzlich von mir, bitte, und sagen Sie ihr, daß ich sie sehr bewundere. Wenn wieder Frieden ist und ich dann wieder in Ihre schöne Gegend komme, dann wollen wir wieder recht gemütlich beisammen sein.

Und nun viel, viel Glück und auf frohes Wiedersehen

immer Ihre Hella Teuff.

P. S. Was machen die Gedanken über Ihren Beruf? Sind Sie immer noch so streng auf's Seelische gerichtet? Wenn nicht, dann vergessen Sie unsere Abmachung nicht."

„Hasch eppa do net all's vorgeles'n!" meinte die Mutter, als ich ihr den Brief mit den vielen Grüßen vorgelesen hatte.

„Da steht do no eppes, da links neben der Unterschrift!"

Ich war unwillkürlich rot geworden. Aus irgendeiner unbegreiflichen Scheu heraus hatte ich der Mutter den Nachsatz mit der Bemerkung über die Abmachung nicht vorgelesen.

Nun sah die Mutter von ihrer Strickarbeit auf.

„Brauch'sch' net z'les'n, Bua, wann's eppes isch', was die Muatter net z'hör'n braucht, nachher isch es alleweil nix Recht's!"

„Mutter, wann i dir sag', daß i's selbst überseh'n hab!"

„Lüg' net, Bua! Dei Muatter kennt di besser. Besser schweig'n wie lüg'n. I weiß, was sie meint, — auch wenn i das net all's g'seh'n hab', weil du die Hand drüber g'hebt hasch, — abbringen möcht' sie dich vom Priesterberuf, nix anders moant sie, die feine Stadtfrau!"

„Mutter, das isch net wahr! Mutter, nix anders hat's g'moant, als daß ich ihr schreib'n sollt, wenn i a Liebschaft mit irgendoan Madl' anfangert!"

Da wurde die Mutter plötzlich ganz ernst und still.

„Toni!" sagte sie und legte dabei beide Hände nebeneinander auf den alten Holztisch.

„Toni, du bisch' bis heit mei liebster Bua g'wes'n. Der Herrgott verzeih mir die sündige Red, net, als ob i dein Bruder net ebenso lieb g'habt hätt, aber du bisch halt als a gar a so Junger außi kemmen und hasch' schiaß'n und totschlag'n müss'n, als wie a Alter. Da hab' i halt oft a Vaterunser mehr für di bitt' bei der allerseeligsten Jungfrau, als für'n andern Buab'n! Und darum war's mei größte Freud g'wes'n, wenn i's noch erlebt hätt, daß du's heilige Meßopfer zelebriert hättest vor der G'moan. So a richtiger junger Priester, so oaner an dem sich alle Leut' im Dorf erbaut hätt'n. Das wär mei größte Freud' g'wes'n. Und dessentwegen, hab' i mir oft denkt', werd' die heilige Jungfrau grad die Hand noch besonders über di g'halt'n hab'n und weiter halt'n! Grad, weil a gottesfürchtiger Priester aus dir werd'n sollt!"

„Mutter, schau, i denk' ja heut gar net daran, ob ich das eine oder andere werden soll. Dazu haben wir jetzt weder Zeit noch Lust. An den späteren Beruf können wir erst denken, bis wir aus dem ganzen Kriegsspielen herausgekommen sind."

„Und das mit'n schreib'n, weg'n Madl?"

„Schau, Mutter, noch hab i koa Zeit g'habt, an die Madl'n z'denk'n, und wenn i dazu Zeit hätte, Mutter, — net daß das a Schlechtigkeit wär, was i jetzt sag, nachher, Mutter, frag i weder die Frau Hella noch sonst einen Menschen, sondern beileibe bloß 's Madl selber!"

„Das sind Red'n, Bua, Bua. Willsch' mir lei ausweich'n!"

Die Mutter seufzte tief, dann sagte sie nur noch:

„Das lose G'red weg'n die Madl'n das hast eh alleinig bei die Soldat'n g'lernt, wohl drauß'n in Innsbruck im Spital? Aber sei's wie's sei, Bua. I hab's dir schon einmal g'sagt.

Das mit der herrischen Frau isch nicht's gut's für dich. Bauernmensch bleibt Bauernmensch und Herrenmensch Herrenmensch! Ob's Prieschter werden willsch' oder net, das mach' mit'n Herrgott selber aus. Zwingen tut di dei Muatter net, aber das oane sag i dir: G'freut hätt's mi mehr, wann i di als Kooperator an mein Sterbebett g'wußt hätt!"

Damit stand sie auf und ging hinaus.

Ich wußte es, sie wartete nicht, daß ich ihr nacheilte. Ich konnte es auch nicht, denn ich würde niemals einen guten Priester abgeben, das wußte ich jetzt auf einmal. Darum war es ehrlicher, daß ich sitzen blieb und die Mutter in der Kammer allein ließ.

Noch einmal nahm ich mir Frau Hellas Brief vor. Was für ernste Dinge die Frau diesmal schrieb. Von Problemen sprach sie da, die sich um uns Österreicher bewegten. Daß es immer wieder diese Frage gab, als ob wir es hier erst beweisen mußten, daß wir ebensoviel wert waren und leisteten, wie die Kameraden da drüben im Westen. Gerade in Innsbruck im Spital, wo wir bunt durcheinandergelegen hatten, Deutsche, Ungarn, Tschechen, Polen, Ruthenen, Italiener und Kroaten, habe ich oft bittere Worte über die Deutschen gehört. Was die Soldaten, die keine Deutschösterreicher waren, oft sagten, war wirklicher Haß. Wie das alles einmal ausgehen wird? Wir können doch ohne einander nicht leben, wir gehören doch zusammen. Das hat oft und oft in den Zeitungen gestanden; und wenn die Zeitungen das schreiben, so müssen es die Herren droben doch so wollen.

Wissen denn die nicht, daß viele tausende österreichische Soldaten und wohl auch deutsche Soldaten das nicht wollen?

Was hat dann das ganze Kämpfen und Kriegführen für einen Zweck? Wenn es überhaupt einen hat, so doch nur den, daß wir immer fester zusammenkommen und beieinander bleiben. Vielleicht denken sich die Soldaten das Zu-

sammenkommen und -bleiben aber auch anders, als die Herren oben. Ja, das sind wirklich Probleme. —

Lieb schreibt sie, die Frau Hella. So besorgt um mich, was sie wohl getan hätte, wenn . . . !

Herrgott im Himmel, was war das?

Die Mutter stand plötzlich schreckensbleich in der Türe und bekreuzigte sich.

Auch ich war aufgesprungen und lauschte. Lauschte und lauschte nach dem wohlbekannten Ton, den ich seit fast drei Monaten nicht mehr vernommen hatte und der plötzlich wieder da war, ganz jäh, ganz grausam und wirklich, ganz prasselnd und polternd vom Schreien erschrockener Menschen begleitet, Steine und Schotter aufwirbelnd, durcheinanderpeitschend.

Der Boden hatte plötzlich aufgeschrien, mitten im Dorf, zermartert, wund aufgerissen. Noch klirrten die Fenster vom Geprassel der niedersausenden Erdstücke und Steine.

„Mutter, das war ein Granatschuß, die schießen, die schießen in's Dorf!"

Da, schon wieder!

Da war es ja wieder, das wohlbekannte Heulen, eine Ewigkeit lang und dann haute es hinein, irgendwo in ein Haus, dumpf, berstend, vernichtend.

Die Mutter stand jetzt bei mir; eiskalt hielten ihre Finger meine Hand umklammert.

„Bua, das isch' 's jüngste Gericht!"

„Nein, Mutter, kei jüngstes G'richt ist's, aber die wallische Artillerie!"

Im Dorf war Schreien und Laufen.

Die Tina, unsere Schweinefütterin, kam in die Stube gestürzt.

„Heilige Jungfrau! Brugglerin. Wir sterben, wir sterben, 's Schusterhaus brennt!"

Da half nichts, als ruhiges Blut bewahren, wenn der Italiener weiter schoß, war das Dorf in ein paar Stunden ein Steinhaufen.

„'s Vieh aus'n Stall! Tina, g'schwind außitreib'n, auf'n Haselsberg!"

Hüüüühüüü!!!

Brumumm!!!

Der dritte Schuß. Jetzt hieß es aber los.

Ich nahm die Mutter an der Hand. Ganz ergeben, ohne ein Wort zu sagen, ließ sie sich aus der Stube führen. Draußen war der Abendhimmel gelbrot erleuchtet. Meterhohe Feuerzungen loderten über dem Kirchplatz. Dort stand das Schusterhaus in hellen Flammen. Ganz gelb spielte das unheimliche Licht auf den Schneehängen des Haselsberges.

Auf der Dorfstraße standen die Frauen, weinend und betend. Vieh lief dazwischen herum, Kinder schrien, russische Kriegsgefangene jagten Schweine und Schafe über die Wiese vor dem Elslerhof.

„'s Feuer lösch'n! Wer werd' denn 's Feuer beim Schuster lösch'n?"

„Der zwoate Schuß isch im Bach eini, hinterm Niestlerhaus!"

„Daner hat in die Kanzlei von der Feldbäckerei eingeschlag'n, im Unterdorf!"

„Helfen, wer wird' denn helfen?"

„'s Militär packt all's z'samm und marschiert auf Niederdorf!"

Da standen sie nun herum, Frauen, alles Frauen und Kinder, und beteten und weinten. Ein entsetzlicher Anblick in dieser Hilflosigkeit.

Währenddessen prasselte es und zischte es drüben am Schusterhof. Schwarzer, dichter Qualm zog um den Kirchplatz, — da, wieder ein dumpfer Abschuß drinnen im

Cristallogebiet. Dann wieder das Heulen und nach einer Minute der dumpfe Einschlag. Der war in die Felder irgendwo in der Gegend des Bahnhofs gegangen. Wer hatte aber jetzt Zeit, die Schüsse zu beobachten.

Hier mußte etwas geschehen.

Die armen Frauen blieben sonst so lange in ihrer Fassungslosigkeit auf der Dorfstraße stehen, bis irgendein Schuß mitten in sie hineinplatzte.

„Alles auf'n Haselberg!"

Jemand hatte es gerufen.

Merkwürdig. Nun folgten alle. Es gab ein Hasten und Laufen, aus jedem Haus kamen Leute heraus. Alles Frauen, kaum das irgendwo ein Mann auftauchte.

Natürlich, die Stäbe, die im Dorfe lagen, hatten ja alle ihre Quartiere im Unterdorf, gegen Niederdorf hin. Die brachten sich jetzt in Sicherheit. Um diese Frauen und Kinder hier, um die alten Leute und um die Kranken kümmerte sich jetzt niemand.

Ein Glück, daß der Haselberg so nah am Dorfe lag. Hier, links auf der Anhöhe, die vom Elferkofl gedeckt war, schien ein Herschießen unmöglich. Das war ein Jammern und Weinen heroben am Hang. Dichtgedrängt standen sie, die Menschen, und schauten und schauten. Sie sahen auf's Dorf herab. Auf unser Dörfl, das immer so friedlich dagelegen war. Das sich vor einer Viertelstunde noch ahnungslos auf's Schlafengehen vorbereitet hatte und in dem jetzt der Krieg fraß und lohte.

Niemals, niemals werde ich diese gramerfüllten Gesichter der Bäuerinnen vergessen, die noch immer fassungslos auf den brennenden Schusterhof starrten, die Hände vor der Brust gefaltet, einige betend, andere still vor sich hinweinend und wieder andere ganz stumm, ganz ernst. Nur in den großen, starr aufgerissenen Augen las man das Unbegreifliche, das

Nichtverstehen-können, warum auch sie nun von Haus und Hof sollten.

Auch die Mutter war so eine Stumme. Sie hatte sich neben mir niedergehockt und starrte mit großen Augen auf das Bild unter uns.

Mir schoß es heiß in die Augen.

Die Männer, die Söhne, irgendwo an der Front, die Väter und die Enkel womöglich eine Stunde von hier drinnen in Ruffredo oder am Pianohang bei den Schützen und diese Frauen nun selbst getroffen von der eisernen Hand des Krieges.

Ganz klein, ganz unbedeutend kam man sich da vor neben diesen Dorffrauen.

Wieder ein Heulen. —

Hühihüüiiiiih ...!

Mit einem Male spürte ich die Hand der Mutter um mein Gelenk. Ganz eisenfest krampfte sie sich ... „Bua ... nur net unser Haus ... nur das net!“

Wie Lähmung lag es auch auf mir. — Eine Sekunde nur, dann krachte der Einschlag, dann zeigte der aufspeiende Erdtrichter, daß der Schuß nicht unser Haus getroffen haben konnte ...

Ein markerschütternder Schrei gellte in das Niederpoltern von Steinen und zerschlagenen Dachschindeln.

„Die Stadlerin isch ohnmächtig g'word'n. Ihr Haus hat's troff'n.“ Und dann kam ein schreckliches erschütterndes Weinen. Die kleine Hanni, das kleine blonde Mädel von der Stadlerin, kniete neben ihrer Mutter und jammerte. Armes Kind! Mit elf Jahren so etwas mit ansehen zu müssen! Frauen bemühten sich um beide. —

In langen dünnen Schwaden zog sich der Rauch gegen den Kirchturm hin. Wenigstens war es keine Brandgranate ge-

wesen. Aber das Haus sah auch im Halbdunkel entsetzlich zertrümmert aus.

Da fühlte ich, wie sich die Hand der Mutter von mir löste und ganz leise in die meine schob. Lange hielten wir uns so, lange, lange.

„Wer werd' denn jetzt in der Nacht das Vieh voneinander kennen, Toni?"

„Die Tina ist ja dabei, Mutter!"

„Die Tina?"

Irgendeine Stimme sagte das neben uns.

„Eure Tine, die sell isch' schnurstracks auf Wahlen g'rennt."

Das auch noch. Die war also davon.

„Bua, geh', schau', wo's Viach isch!"

„Ja, Muatter, i geh' schon suchen helfen."

In der Nacht waren dann noch sechs Schüsse gefallen. Ein zweiter noch ins Gemeindearmenhaus, einer ins Haus vom Fuchs Louis und endlich zwei in unsere Wiese vor dem Hof.

Das Schusterhaus ist restlos niedergebrannt.

Tot waren ein Korporal von der Verpflegungsfassungsstelle, ein ganz junger Kärntner, der Knecht beim Schusterbauern war, und eine Ziege.

Sonst hatte es niemanden erwischt.

Während der ganzen Nacht, bis es ruhiger wurde, sind wir dann alle wieder in die Häuser zurückgegangen und haben dann noch das Vieh wieder zusammengesucht und die tragenden Kühe auf'n Berg zum Schmieder Sepp in den Stall getrieben. Ohne zu murren hatten die Bäuerinnen das Vieh von den Oberdörflern in ihre Ställe genommen.

Viele Familien wollen auch ausziehen, ins Unterdorf und auf den Berg. Nur die Mutter will nicht. Es ist nichts zu machen. Sie geht einfach nicht.

„Wo der Großvatta und der Vatta g'lebt hat und dei Bruder und du groß word'n bisch, — bleib i."

Da war nichts zu machen. Bis in den Morgen sind wir dann noch zusammen gewesen. Drinnen in den Stellungen dröhnte es wohl noch dann und wann auf.

Die Mutter packte dann noch meine Sachen, während ich mein Tagebuch schrieb.

Lange, lange war nichts mehr zu vermelden gewesen. Jetzt geht es wieder los. Und als erste Neuigkeit habe ich zu vermelden, daß unser Dörfl im feindlichen Feuer liegt. Im Dörfl, wo alle unsere Leut wohnen, — und unser Vieh ist und wo wir halt daheim sind. Ja, unser Dörfl. Nicht Niederdorf, nicht Prags, nicht Welsberg und nicht Wahlen, nein, 's Dörfl, unser eigens Dörfl wird beschossen.

Was die Schützen morgen sagen werden in der Stellung, wenn ich's ihnen erzähl'. Der Hauptmann und der Leutnant Bauer und die paar andern, ob die halt wohl noch leben? —

Denn morgen, oder besser heut, heut geht's wieder an die Front! — Eigentlich hab' ich mich auf's Wiedersehen mit den Kameraden g'freut gehabt, aber jetzt, wo's Dörfl beschossen wird, nein, jetzt freut's mich nimmer!

„Also, Unterjäger Bruggler", sagte der Hauptmann Anderl, nachdem ich mich dienstlich bei ihm gemeldet hatte, — „also, Toni, du bist uns ab'gang'n. Uns allen, den Schütz'n und mir auch. Denn während der langen Winterwoch'n hab'n wir Deutsche uns alle fest aneinanderg'schloss'n. Pusterer Schütz'n und Innsbrucker Schütz'n. Der Bauer wird dir's ja noch erzählen, was es alles inzwischen Neues gegeben hat. Das wichtigste ist, daß jeder von uns aufpaßt. Mei alte Kompagnie gibt's nimmer. Wir sind aufteilt worden als Bergführer und Patrouillenführer unter die Ruthenen hier am Rauchkofel. Unter uns — hast sie woll schon beim Aufageh'n antroff'n — liegen die Innsbrucker Standschütz'n. Wir, als alpines Detachement, hab'n die Verbindung zum Landwehrregiment oben am Hang.

Also aufpass'n.

Warum wir so achtgeb'n müss'n, wirst schon von die Schütz'n hör'n. I hab nix g'sagt!

Nachdem, wie geht's sonst, — was macht's Dörfl und unsere Leut drunt?"

„Auf Toblach hat's einigschoss'n, Hauptmann Anderl!"

„I weiß schon, Bruggler, net z'viel red'n zu die anderen davon. Wie sie's heut früh telephoniert haben, hab' ich's erst verschweigen wollen, aber die ruthenischen Telephonisten haben's schon den Schützen erzählt. Mußt halt net zu schwarz malen, gelt, Toni! Also wie schaut's denn aus im Dörfl?"

Alles erzählte ich dem Ander. Vom Schusterhaus und den Frauen und der kleinen Stadler Hanni und ihrer Mutter.

Der Hauptmann schwieg. Die kleine Hanni war seine Nichte und die Stadlerin seine Schwester.

„Ob sie wohl bei uns zu wohnen gegangen ist, die arme Frau mit der Kleinen?“

„Ja, i glaub's, Herr Hauptmann!“

Dabei ging er im Unterstand auf und ab und ab und auf.

„Das schöne neue Haus. Erst grad zum Krieg ist's neu fertig g'word'n. Jetzt kommt für uns das Schwerste. Wenn die Schützen erst wissen, daß 's Dorf beschoss'n wird, horchen sie mir bei jedem schweren Schuß nach hinten ins Tal. Dabei die Schweinerei mit der Landwehr . . . müss'n wir Deutschösterreicher denn alles, alles allein tragen!“

Er war überhaupt so ganz anders geworden, der Hauptmann. Irgend etwas wie eine fortwährende Nervosität schien ihn hin und her zu treiben. Endlich blieb er stehen. Mit einem Ruck wandte er sich plötzlich herum: „Toni! Was wir jetzt hier heroben zu tun hab'n, ist kei Kriegführen mehr, das ist Polizeidienst. Du bist oaner von die ersten, die mit mir im Mai ausg'ruckt sind. Du hast mit sechzehn Jahr'n 'n Eid g'leistet, grad so, wie wir Altgedienten! Bist aa ein G'schtudierter, mehr als die andern es sind. Drum sag' i dir das jetzt, dei alter Standschützenhauptmann. Auf mi, auf di und auf die paar noch, was mehr denken tun, wie die Schütz'n, kommt's jetzt an. Wir führen koan Krieg mehr gegen die Wallischen alleinig, wir führen jetzt oan Krieg aa gegen die im eigenen Waffenrock, die nimmer kämpf'n woll'n für's Haus Österreich! — Warum sie net woll'n, das wirst du bald heraushab'n. Aber merken derfen sie's net, daß du's begreifst. Wenn die Schütz'n murr'n tun, red' ihnen gut zu. Sag's ihnen auch, daß sie, ja, nur sie für's Dörfl und für's Landl aushalt'n müss'n. Grad deshalb, weil die andern net woll'n. Sonst kommt der Wallsche in's Hoamatl und das, das gibt's einfach net!“

„Sag es ihnen, sag es ihnen!" Immer wieder klangen einem diese Worte des Hauptmanns in den Ohren, als ich über die endlosen Schneetreppen zur Quartierbaracke hinaufstapfte.

So stand es also jetzt hier heroben. Nimmer die alte Kameradschaft zwischen Feldgrau und Feldgrau. Nimmer die alten Gesichter. Die Standschützenkompagnie aufgeteilt als alpines Detachement. Ja, wenn es nur bedeutet hätte, daß unsere Aufgabe in einer Hochalpinistik bestand, aber das andere Wort vom Polizeidienst, — das ließ den Ausblick auf bittere Aussichten offen.

In der Baracke viele neue Gesichter. Standschützen aus Innichen, Welsberg, Niederdorf, Sillian. Ein paar Innsbrucker, dann Landesschützen, Kaiserjäger, Landstürmer und endlich der Leutnant Bauer, der Senfter, der Laner, der Troyer und der Teroldi Rico.

Der Rico ist der erste, der auf mich zuspringt.

„Toni, daß du wieder da bist! Grad nimmer erkannt hätt' ich dich auf den ersten Augenblick. Und schönen Dank für deine Karte aus Innsbruck."

Dann waren sie plötzlich alle auf einmal um mich herum. Die lieben alten Kameraden. Nur der Kralinger fehlte noch. Der lag noch irgendwo im Spital. Auch der Leutnant Bauer freute sich wirklich.

„Größer bischt g'word'n, Toni, und breiter, fast a ganzer richtiger Soldat!" So eine Uzerei. Die anderen lachten recht. Aber es klang nicht mehr so derb, nicht mehr so harmlos, dieses Lachen. Irgendein Unterton lag dazwischen, ein lauernder, heischender.

„Bringt er den Frieden, der Standschützenbua!" rief ein bärtiger Jägerzugsführer von seiner Pritsche. „Von wo kommst' denn!"

„Von Innsbruck, Zugsführer!"

„Woher?"

Das gab einen Ruck und schon stand er neben mir. Erst jetzt sah ich, daß er ein riesengroßer Kerl war, fast zwei Meter hoch.

„Von Innsbruck kommsch. Her da, Bua, und erzähl'n. Wie schaut's aus bei uns draußen!"

Mit dem Zugsführer hatten sich vier, fünf Kaiserjäger und Landesschützen herangedrängt. Alles Innsbrucker.

Da drängte sich der Senfter dazwischen. „Nix da, ös Unterlandler. Erscht kommen wir dran, erscht erzählt er uns vom Dorfe."

„Was net redst. Ah da schau her; was wollt's denn ihr von enkere Pustererkeusch'n wiss'n. Hat sie eh z'samm g'haut der Wallische mit seine Achtundzwanzigerzuckerln gestern. Werd's wohl neugierig auf die übriggebliebenen Hendeln sein. Ha!"

Einen Augenblick war es totenstill, aber nur einen Augenblick. Dann sprang der Senfter vor. Der Senfter war immer schon so ein Hitziger gewesen. Ein Satz, und dann hatte er den baumlangen Unterländer an den Aufschlägen und schon beutelte er den Riesen links und rechts umeinander, als ob er nie etwas anderes gelernt hätte, als einen größeren Gegner anzuspringen.

„Wart du Lump, du lausiger! Ob du Sterne am Kragen hast oder net. Di verschlag i. Das Dörfl schlecht' mach'n. Lass' dir erst dei Haus dahoam z'sammschiaßn. Hasch wahrscheinlich koans, — Heiter damischer. Sonst redest net al so daher!"

Damit war das Signal zum Angriff gegeben. Die anderen Innsbrucker, auch beleidigt, schlugen auf den Senfter ein, wir auf die Innsbrucker. — Der Leutnant Bauer, der verzweifelt Ordnung schaffen wollte, wurde einfach mit hineingerissen, kurzum, während weniger Augenblicke quietschte und krachte das Sperrholz der Wohnbaracke unter der Last

sich wälzender und prügelnder Standschützen, Jäger und Landesschützen. Gejohle und Gepfeife von den Pritschen begleitete das immerhin nicht alltägliche Bild. Endlich gelang es Bauer, den Zugsführer und den Senfter auseinanderzureißen.

Keuchend lehnten beide an einem Pritschengestell.

„Zugsführer Obwexer."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Standschütze Senfter!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Wir anderen standen im Kreis herum, zerzaust, verbeult, zerrissen, keuchend und hustend.

Der Leutnant, dessen Bluse selbst total zerknittert aussah, holte erst tief Atem.

„Was sind Sie von Beruf, Obwexer?"

„Schlosser, Herr Leutnant!"

„Und du, Senfter?"

„Bauer!"

„Jetzt will' ich euch einmal etwas sagen, ihr Rammschädel, ihr damische Tirolische! Wenn's Dörfl vom Senfter, was ja aa mein Dörfl ist, z'sammg'schoss'n wird, nachher ist das immer a Tiroler Dörfl, was troff'n wird. Wann die Schütz'n net g'wes'n war'n im Sommer, ihr Jäger und Landesschütz'n, nachher wär der Wallische bis Innsbruck marschiert, dann tät'st du auch nimmer hier die Toblinger frotzel'n, Zugsführer. Weißt' das!"

„Z' B'fehl, Herr Leutnant!"

„Eigentlich sollt ich euch beide jetzt strafen. Aber i will koan von euch straf'n, Mander. Vertragt's euch. Wenn ihr euch nimmer vertragt, wie soll das denn dann erst mit die andern im Abschnitt werden! Übrigens wer hat die Feldwach' heut' abzulös'n?"

„Ich, Herr Leutnant!"

„So, Zugsführer, dann nehmen Sie grad jetzt den Senfter mit, damit ihr euch wieder besser vertragt!“

„Des geht net, Herr Leutnant.“

„Wieso nicht, Zugsführer!“

„Herr Leutnant, zwei Deutsche zusammen, das zahlt sich nicht aus. Wir brauchen für die Ablösung je einen Mann zum Aufpass'n auf die ruthenischen Landwehrposten!“

„Richtig. Daran habe ich jetzt gar nicht gedacht gehabt! Na, sehen Sie. Haben wir da noch die Rauferei nötig. Also sechs Mann als Begleitung für die ruthenischen Posten.“

„Zugsführer, Sie machen mir dann Meldung. — Abtreten!“

Der Leutnant ging zu seinem Verschlag hinüber.

Dann hockten wir uns zusammen. Und jetzt kamen sie auch plötzlich alle herangeschlürft, die Landecker, Brixlegger, Innsbrucker, Bozner, Rattenberger und Lienzner.

Nun erzählte ich zuerst dann doch vom Dörfl. Ja, sie wußten es schon, die Kameraden aus dem Dörfl. Ungläubig, anfangs neugierig, ein wenig sorgenvoll und zuletzt tief, tief niedergeschlagen, hörten sie zu. Die anderen, die nicht vom Dorf waren, sie waren plötzlich ganz still geworden. Wie sie da herumsaßen, diese sonn- und schneeverbrannten Gestalten, mit ihren Pfeifen und Zigaretten, auf den grünen Aufschlägen das Edelweiß oder den Standschützenadler, zerknittert noch die Blusen von der Rauferei, da wußte ich es plötzlich, was mir gefehlt hatte, alle diese vielen Wochen, weit weg von der Front. Diese lieben, alten Gesichter, diese Pfeifen und Bärte, dieser Geruch nach Schweiß, Lederzeug, naßfeuchten Uniformen, das leise Beizen der Schwarmöfen, das Knistern der Lagespäne und Strohlager, — der wortkarge unaufgeschlossene Tonfall dieser Redensarten und Bemerkungen, das war es gewesen, was ich immer wieder gesucht

hatte in den stillen Sälen des Lazaretts und des Erholungsheimes in Innsbruck.

Die da herumsaßen und -hockten, das waren halt doch alles Landsleute, alles Schützen und Jäger, kein einziger, dessen Wiege nicht zwischen Kufstein und dem Gardasee gestanden hatte, und das beruhigte den, der vom Hinterland wieder heraufkam, ganz unbewußt. Nicht kaiserliche Soldaten waren es, nicht Feldsoldaten, die im zweiten Jahr Frontdienst ausgemergelt und abgekämpft erschienen. Nein, einfach Landsleute waren's, gute, grobe Tiroler Landsleut, — die erst miteinander rauften und hauten, bis sie sich gegenseitig berochen hatten, dann aber zusammenhielten durch dick und dünn, aus purer Landsmannsselbstverständlichkeit und Kameradschaft heraus.

Wie der Zugsführer jetzt auf seinem Bett dasaß und den rechten Arm um den Senfter hatte, und wie sie alle zuhorchten, — und die Köpfe ernst schüttelten, als ich von dem Jammer und Elend gestern im Dorf berichtete, da waren mit einemmal alle Sorgen und Nachdenklichkeiten geschwunden, die einem den Weg bis zur Stellung heute beschwert hatten. Jetzt war man wieder dabei, jetzt konnte der alte Dienst wieder angehen zwischen Schlafen, Schneeschaufeln, Patrouillengehen, Essenholen, Sachenflicken, Steigeaustreten und Briefeschreiben. Ach richtig, Briefe. Irgendwo in meinem Rucksack steckte Frau Hellas Brief. Der mußte gleich morgen beantwortet werden, denn gestern kam ich nicht dazu, weil . . . da, da war es wieder, dieses unruhige Gefühl von heute. Nein, es war doch anders jetzt in der Stellung heroben, als früher . . . es war anders, weil wir Sorgen hatten, der Leutnant Bauer, der Senfter und ich um die Höfe daheim, um die Mütter. Ganz unbewußt hatte ich aufgehört gehabt zu erzählen. Auch die anderen saßen alle schweigend herum. Was sie nur hatten?

„'s isch halt do bald z'viel für uns alle!"

Einer hatte es dazwischen gesagt. Ruhig, selbstverständlich. Schweigen begleitete diese Worte. Keiner rührte sich. Niemand sagte etwas dagegen.

„Wann's lang dauert und die no amoll auf's Dorf schiaß'n, geh' i hoam!"

„Senfter, red net aso!"

„I red aso, weil i 's aso mach'n werd! Halt' du's aus, oben aufpass'n, daß Tschech'n und Ruthenen net desertieren und dahoam haut's dir 's Hoamtl z'samm. Wann's ihr dableib'n wollt's, bleibt's wegen meiner. I bleib net!"

„Senfter, der schiaßt eh nimmer!"

„Bua, sell' glaubsch' woll selber net, die Red'. Der Walische werd solang schiaß'n, solang als die hohen Herrn bei uns und bei ihm nix g'spürn vom Krieg. Laßt ihr's einmal denen ihre Häuser z'sammschiaß'n, seh'n wia lang der Scheißkrieg dann noch dauert. Na, Buab'n! Der Vater in Serbien derfrorn, die Mutter herzkrank g'storb'n, der Louis, mei Bruder, in Sibirien und i bei die Schütz'n, Ruthenen bewach'n, — derweil dem Michel, dem zehnjährigen Buab'n 's Haus über'm Kopf z'sammg'schlag'n werd. Na, . . . i net, i tu nimmer mit, — ob's mi derschiaß'n oder net, . . . Wenn's Hoamatl z'sammhaut, dann mi drunter, aber net den Michel. So oder so. Morgen geh' i zum Hauptmann und meld' mein Abgang."

„Vorerst mußt' scho noch Dienst tun, Senfter", sagte da jetzt der Zugsführer Obwexer nur, — ganz ruhig, ganz, als ob er die Rede des Senfter gar nicht mit angehört hätte.

„Du bisch' zur Wach' bei der dritten Kompagnie von die Ruthenen kommandiert. Es ist Zeit. Ablösung fertigmachen! Ihr andere geht's jetzt schlafen!"

„I komm schon", sagte da der Senfter nur.

Ohne ein Zeichen des Murrens oder der Verärgerung sprang er auf. Umständlich machte er sich fertig, schlüpfte in den weiten Schneemantel, schulterte und bezog seinen Platz, um zu warten, bis alle angetreten waren, die zur Ablösung hinaus mußten.

Der Zugsführer ging zum Verschlag des Leutnants nach hinten. Der kam selbst heraus und fertigte jeden Mann flüsternd ab.

Wir anderen bezogen die Pritschen. Wieder lag ich neben Teroldi. Aber sprechen mochten wir heute nicht mehr miteinander. — Ob ihn dasselbe bewegte wie mich? Was er als Italiener zu all dem wohl dachte?

Armes Österreich! Du hast so viele Regimenter und wohl so wenig treue Soldaten! — Wenn ein jeder von uns zu grübeln anfing, — wo würdest du dann Platz für die Aufrechterhaltung deiner Ideale finden. Aber ich fürchte, du bist nicht mehr das Österreich, an das wir geglaubt haben ... ja, ... ja, du bist es nicht mehr!

Der Leutnant Bauer hat mich heute morgen zu sich befohlen und ist mit mir die Stellungen abgegangen.

„Jeder vom Detachement muß hier jedes Schneebrett und jeden Steig kennen, Bruggler", hatte er zu mir gesagt, „denn wir sind grad jetzt im Frühjahr dafür verantwortlich, daß möglichst wenig Unglücke geschehen. Die Landwehr kommt aus Ostgalizien und ist völlig bodenfremd. Sie fürchten sich viel mehr vor den Lawinen und den vom Schnee verdeckten abschüssigen Stellen, als vorm Gegner."

„Fürchten vorm Gegner?"

„Wirst's schon sehen, Toni. Ausschauen tun sie wie die Bären, so groß und stark sind diese Ruthenen. Aber feig, sag' ich dir, feig und unwillig. Sie woll'n halt nicht, sie fühlen sich halt doch als Russen und woll'n nicht für uns kämpfen, sie laufen über, wo sie nur können!"

Es war ein prachtvoller Märzmorgen. Die Sonne lag schon schwer und prall über dem glitzernden Schnee, der sich Hunderte von Metern breit über dem Cristallogletscher hingebettet hatte. Drüben vom Popenaspitz funkelten und sprühten Millionen Lichter auf den schmalen Bändern des massigen Kegels, dessen Spitze den italienischen Artilleriebeobachter barg. Eine hochalpine Leistung war da von den Italienern vollbracht worden.

„Der Pelz da ob'n in der Popenakaverne sell' isch der Teifl, der was 's wallische Artilleriefeuer auf's Dorf dirigiert!"

„O du Teifel, du elendiger, wie kann man di bloß außiräuchern!"

„Ausgeschloss'n, Bruggler, — schau die Wand an. Jetzt im Winter und nachher, der liegt ja hinter der ersten wallischen Stellung."

Tief unter uns auf der gegenüberliegenden Seite des Cristallinohanges zog sich die feindliche Stellung dahin. Dann trat sie hinter der Misurinastraße auf den Südhang des Monte Piano über. Am Straßenübergang hatten sich die Italiener ein zementiertes Maschinengewehrnest gebaut. Es flankierte, etwas hinter der ersten Straßenkehre gelegen, außerordentlich ungemütlich unsere eigene Talstellung an der Grenzbrücke im Popenatal. Meterhoch lag auch dort noch der Schnee in den Latschen. Wir konnten von oben aus unsere Leute hinter ihren hochaufgeworfenen Schneemauern, die sich als Kugelfang über den Laufgräben und Unterständen wölbten, in der warmen Märzsonne sitzen sehen. Wie heiß sie niederstach, diese Märzsonne! Bei jedem Schritt über die Schneetreppen pappte sich das schmutzignasse Weiß an Schuhen und Wickelgamaschen fest. Es war ein Brodeln und Rinnen überall zwischen den Bretterwänden der Laufstege. Der Leutnant vor mir keuchte und riß die Bluse weit auf.

„Es ist z'warm, Toni, d' Sonn' kostet wieder a paar armen Teufeln 's Leben!"

Er brauchte nicht weiter erläutern, was er meinte. Rechts am Auslauf des Cristallogletschers, knapp unterm Hang des Rauchkofelgrates, baute sich eine zerstäubte Lawinenmasse nach der anderen auf. Völlig unscheinbar lag jeder dieser zerstobenen gelblichen Schneebrüche da, als ob sie nie jemandem etwas zuleide getan hätten und nichts wären, wie ein bißchen unschuldiger Schnee, den der Wind und die Sonne gestäubt und zu kleinen und größeren Schneeballen zerschmolzen hätte.

„Neulich ist eine Lawine über'n Pianohang oba gang'n und hat a ganze Russenabteilung, die Schnee g'schaufelt hat, verschüttet.

Schau, Toni, — ganz da rechts vorn, dort ober dem kleinen Grat, den unsere Stellung dort macht, dort liegt der Obwexer mit seine Leut als Lawinensicherungsposten verteilt. Wann die eppes spüren, gibt's Notsignale und nachher muß alles außi aus die Löcher und g'schwind hinter die Steinwänd da gegen die Forameseit'n zu, weil's da jede Lawin' doch über den Steilhang abschnellt."

„Und die Wallischen?"

„Die drüben, die passen grad so auf unsere Notsignale auf, wie wir auf die ihrigen. Bua, da herob'n hat's lei einen Feind, und der ist der Berg!"

Wir waren jetzt bei den Unterständen einer ruthenischen Kompagnie angelangt. Der Leutnant meldete sich bei einem gut aussehenden Oberleutnant mit einem unaussprechlichen Namen, der aber doch fließend deutsch sprach. Ein paar ruthenische Soldaten standen vor dem Offiziersunterstand herum, große, starke Gestalten. Merkwürdig, wie anders die unsere österreichischen Kappen trugen. Hinter der Kokarde hatten sie die Mütze ganz steil hochgekrempelt. Irgend etwas Fremdes, was unsereinem ungewohnt erschien, haftete dieser Form der Kopfbedeckung an. Ich mischte mich unter ein paar, die gerade am Gewehrputzen waren. Sie machten willig Platz und deuteten mir, mich zu ihnen zu setzen, solange die Offiziere sich untereinander unterhielten.

„Servus, seid's wohl ungern da heroben, was?"

„Nix versteh'n daitsch . . . . nje pan Korporal!" Sie lachten verlegen und räusperten sich. Ein hübscher großer Blonder mit hellen grauen Augen nickte mir zu und sagte auf meinen Blusenkragen zeigend:

„Du Tirroller . . . . wieviel alt?"

Ich zählte auf meinen Fingern die Jahre. Ungläubig schüttelten die anderen die Köpfe.

„Ah du . . . . Standschitz, jo?"

„Ja, Standschütz!"

„Wir nix Standschitz, nix Berg, nix Tirrol, wir Galizia!"

„Ich weiß, ich weiß!"

„Du, warum schon Krieg? Assentiert?"

„Nein, Freiwilliger!"

„Oh, jo . . . .", dann redeten sie etwas ruthenisch miteinander, stießen sich an und lachten. Dann wandte sich der große Blonde wieder an mich.

„Du . . . . Sigarett!"

Nein, die hatte ich nicht.

Da lachte er blöde.

„Nix gut, nix Sigarett!" Dann nach einer Pause meinte er weiter:

„Tirroll nix gut, Berg nix gut, Madel nix gut, Lawin' nix gut, Talianski nix gut!"

Wiederum lachten sie alle. Dann fingen sie leise vor sich hin zu singen an, langgezogen, schwermütig.

Ich kam mir plötzlich so seltsam vor, so fremd, mitten in dieser Umgebung in den Bergen der engsten Heimat. Irgend ein Widerwillen, eine Erbitterung gegen diese Burschen stieg in einem auf. Was wollten sie eigentlich da und warum schickte man Leute hierher, die unser Landl nicht mochten? Die ganze Welt mochte es und selbst der Gegner drüben mochte es. Ja, ob er's mochte! Wozu führte er denn sonst Krieg?

Später sprach ich dann mit dem Leutnant Bauer beim Weitergehen noch darüber.

„Warum man sie herschickt, Bruggler? Weil man keine andern mehr hat, Toni. Die dreier Landesschützen haben nach

dem Trentino müssen. Dort bereiten sie eine Offensive vor. Da brauchen sie die deutschen Regimenter. Dafür hat man uns die Ostgalizier hergeschickt."

„Ja, aber warum grad die, die überhaupt nicht woll'n, die ja nicht verstehen, was es heißt, die eigentliche Heimat, die Höf, die Dörfer, wo man zu Hause ist, verteidigen!"

„Was verteidigen wir denn, Toni? Unsere Dörfer oder ganz Österreich-Ungarn, das Habsburgerreich?"

Ich habe plötzlich eine Frage auf den Lippen .... eine Frage, die mir ganz unbewußt hochgekommen war, sicherlich auch ungewollt, bestimmt, ja, sie war ungewollt gewesen! Aber ich wagte es nicht, sie auszusprechen, hier vor meinem alten Lehrer. Er fragte auch nicht weiter. Er schwieg, schwieg wohl deshalb, weil er als Offizier, — auch als Standschützenoffizier, die Antwort geben mußte, die dienstlich hieß: „Wir kämpfen für Gott, Kaiser und Vaterland!" Für Gott, darüber machte sich ja gerade jeder Gottesfürchtige ohnehin einmal wieder in diesem Kriege seine Gedanken. Denn der Italiener, der Franzose, der Russe, alle kämpften sie ja für Gott! Aber für den Kaiser, das hieß hier das Haus Habsburg. Was galt aber mehr für uns? Die engere Heimat, das große Vaterland, oder das ehrwürdige Kaiserhaus? Und beim Worte Vaterland, was war denn eigentlich unser Vaterland? Die Ruthenen hatten ihr Heimatland Galizien, die Tschechen Böhmen, die Magyaren Ungarn und die Slowakei — und wir Deutsche wir hatten unser Tirol, unser Kärnten, unsere Steiermark, das Salzburgerland und die beiden Österreiche an der Enns. Österreich-Ungarn aber, das war sonst unser aller großes gemeinsames Vaterland. Wenn das aber das Vaterland von uns allen war, wieso wollten die Ruthenen nichts von Tirol und wir Tiroler nichts von Galizien wissen? Da waren doch nicht verschiedene Landschaften daran

schuld, da war eben die Tatsache daran schuld, daß keiner von den Nichtdeutschen sich als Österreicher bekennen wollte und daß nur wir Deutsche an das Vaterland Österreich-Ungarn glaubten, oder hatte uns je ein Tscheche oder Pole gesagt, daß er Österreicher wäre. Warum antworteten sie eigentlich, ich bin Tschech, oder Polski! Die anderen lachten uns darüber aus, wie die Ruthenen mich vorhin. „Wir nix Standschütz, wir nix Berg, wir nix Tirol"; mit gleichem Atemzug hätten die auch vorher gesagt: „Wir nix Österreich! Wir Ruski!"

Da lag wohl das Kernstück dieses Problems. Kämpften wir denn am Ende für etwas, was es in Wirklichkeit gar nicht mehr gab? Die Wirklichkeit war für uns also doch eigentlich nur mehr's Dörfl, 's Hoamatl, das beschossen wurde und das deutsch bleiben sollte. Wenn das also übrig blieb, war dann nicht alles, was wir bisher gelernt und an was wir geglaubt hatten, ein Irrtum?

„Was denkst' denn, Bruggler!"

Leutnant Bauer hatte sich auf eine kleine Holzbank gesetzt, die vor dem Ausgang zu einem Schneestollen als Rastplätzchen schön trocken und einladend im Sonnenlicht aus der Schneemasse hervorlugte. Irgendwo donnerte es in den Wänden. Da gingen Lawinen herunter. Sonst war es hier herrlich still und ruhig da heroben. Kein Schuß, kein Laut störte den weißen Frieden. Wenn nicht die schwarzen Teerbarackendächer schachbrettförmig gestaffelt längs des Hanges heraufgeglänzt hätten und das Gewirr von dunklen Gängen und Schächten zwischen den hohen Schneemauern an winterliche Maulwurfgänge großangelegten Stils erinnert hätte, dann hätte man denken können, mitten im tiefsten Frieden in einer in der ersten Schneeschmelze begriffenen Hochgebirgslandschaft zu stehen.

„Setz' dich her zu mir Toni. Rast'n wir ein wengerl. S'ist

noch eine Stund' bis zum letzten Signalpost'n. Beim Obwexer kehr'n wir erscht am Z'rückweg zubi. — Alsdann, was hast denn denkt!"

„Lehrer Bauer, i hab halt über das all's nachdenkt, i weiß net, g'rad jetzt, seit i vom Spital s' zweitemal z'rückkommen bin, grad jetzt hab i so viel oft denken müssen, ob das all's ein Sinn hat, das Kämpfen um das k. u. k. Reich."

„I hab's g'wußt, Toni, daß die Frage kommt! Vorhin hab' ich es dir ja ang'seh'n g'habt, aber i hab' g'schwieg'n!

Schau, dein alter Lehrer hat nie aus seiner Gesinnung ein Hehl g'macht, auch im Dorf daheim nicht. Grad, weil's dem Pfarrer oft nicht recht g'wes'n ist. I bin g'wiß ein guter Österreicher, aber es hat schon Zeit'n gegeben, da hab'ns ein Preißenseuchler aus mir mach'n woll'n, weil i ihnen zu deutsch g'wes' bin."

„Wir haben eh schon ein paarmal davon g'redt. Vor dem Tod vom Berger Christl ist's g'wes'n, Herr Leutnant Lehrer."

„Ja, Toni, — schau ich bin mit meiner Lungenentzündung in Wien g'legen, lange Wochen. Und grad so wie dir's in Innsbruck, so ist's mir in Wien gegangen, vielleicht noch ärger als dir. In Wien da hab ich dann halt herumg'hört und andere Lehrer getroffen, die richtige Reserveoffiziere waren von böhmischen und ungarischen Regimentern und was ich da, im Spital, im Rekonvaleszentenheim, in den Kaffeehäusern und bei geselligen Abenden von den Kollegen erfahren, gesehen und gehört habe, Toni, das hat mich, deinen alten Lehrer, schwer bedrückt. Was ich dir jetzt sagen werde, Bua, daß sag ich dir nicht als Standschützenoffizier, nicht als Tiroler, auch nicht als dein alter Lehrer, sondern als zukünftiger Kollege. Wenn du auch nicht Pfarrer werden willst, so wirst' sowieso Lehrer oder sonst was Gescheiteres werden. Auf solche junge Menschen kommt es aber später einmal an,

später, wenn der Krieg vorbei ist. Da wird's offenbar werden, daß die größte Lüg', die sie in diesen Weltkrieg mit hineingetragen haben, das alte Wort vom Grillparzer war: ‚In deinem Lager ist Österreich!' Es ist nicht mehr im Lager der Armee dieses Österreich, Toni, der Geist dieser Armee ist schon heute in viele Lager zerspalten und wer arm vor den Toren dieser Lagerstädte steht und hinein möchte und nicht mehr hineingelassen wird, das ist Österreich!

Da schau dir' die da an, sind das Österreicher!"

Zwei Mann, ein Zugsführer und ein Gefreiter stapften vorsichtig den Steig herunter. Mit ernsten Gesichtern, das Gewehr geschultert, mit aufgepflanztem Bajonett. In der Mitte hatten sie einen Dritten. Einen Soldaten, der mit verzweifeltem Gesicht vor sich hinstierte und seine rechte Hand mit der linken krampfhaft umschlossen hielt; blutige Lappen, schwärzlich-rotdurchquollenes Notverbandszeug bedeckten diese. Als sie an uns vorüberkamen, salutierte der Zugsführer am Gewehrriemen.

„Was ist los?" frug der Leutnant.

„Sssssselbstverstümmler, pan Leitnam, Befehl zur Vorrrfürrrung bei pan Majur!"

Da stand er nun vor uns, ein Soldat der k. u. k.-Armee, er trug den Rock des großen Vaterlandes und weil ihm das Vaterland nicht gab, was sein engeres Heimatland, was sein Volkstum von ihm forderte, betrog er das große Vaterland um einen notwendigen Arm, der es schützen und verteidigen sollte.

Wir wandten uns weg. Warum in diese stechenden Augen, in dieses von Haß gegen unser Kleid und unsere Kokarde verbitterte Antlitz sehen? In ein paar Tagen starrten diese Augen wohl gläsern und leblos zum Himmel, krampften sich diese verstümmelten Finger zu einer letzten ewigen Wutfaust gegen den Staat, den sie hätten beschützen

sollen und der nun Standrecht an ihrem Träger ausgeübt hatte.

Die Schritte der Soldaten verhallten.

Schweigend saß der Leutnant.

„Da schau's dir an, das Elend", sagte er nach einer langen Pause. „Und jetzt will ich dir auch die Frag' beantworten, die ich in deinen Augen g'lesen hab vorhin. Du hast dir dacht', wozu das ganze Kämpfen und Opfern von uns Deutschen ist, ob's noch einen Sinn hat, weil du, wie jeder Deutsch-Österreicher früher oder später in dem Krieg da vor die Frag' g'stellt werden mußt, die dich gefangen hat. Dich hat's früher getroffen, weil du einer bist, der mit Begeisterung hinaus ist und der als junger Bursch, als G'lernter grad akkurat mitt'n hineing'stoßen worden ist, in die Frag: Was ist des Deutsch-Österreichers Vaterland?

Merk dir's Bua, was i dir heute wieder, wie schon damals am Piano sag, dir allein und sonst keinem von uns allen da heroben, weil's Jahre dauern wird bis sie's ganz verstehen. Du aber kannst's verstehen!

Toni, schau hinaus auf das Land hier. Schau sie dir an die Berge, die Dolomiten, die Steinerhaufen in die wir groß geword'n sind. Toni, jeden von euch Buab'n hab' i all die Spitz'n eing'lernt und fast jeden Steig, jeden Baum, jeden Busch und Bach und jed's neue Alpenblümel gezeigt und auseinanderg'setzt. Und warum hab ich das getan, weil's Hoamatl war von uns allen. Und wenn ich euch im Dorf vor die Tafel g'führt hab, wo die Namen von die Schütz'n g'standen sind, die anno Neun vom Franzosen erschoss'n word'n sind, dann hab ich euch Buab'n auch ein Stück Hoamatlieb und Hoamatlstolz eingeprägt, weil ich euch die G'schichte g'wies'n hab vom Landl. Und soweit man z'rückdenken kann in der G'schicht, Toni, alleweil ist des Landl dem Kaiser treu gewesen, weil er ein deutscher Kaiser

war. Aber, wie grad anno 1810 der Kaiser seine Tochter dem Napoleon verheiratet hat, da ist die Rebellion in Tirol gegen den Kaiserverrat ebenso groß g'wes'n, wie gegen Franzosen und Bayern. Warum denn, weil die deutsch empfunden haben, Toni, die Bauern von damals.

Und heut ist's wieder so. Sie wissens noch gar net, die Schütz'n, wie deutsch sie in ihrer Art sind. Sie wissen's net und brauchens auch noch net zwiss'n. Sie sind deutsch anders als die vom Reich draußen und vielleicht auch im vielen anders, als die von der Wienerstadt. Sie sind so selbstverständlich und — so einfach deutsch, weil sie's eben nie anders gekannt haben, weil's erste Wort, daß sie als Kinder g'lallt hab'n, 's deutsche Wort „Mutter" g'wes'n ist und 's erste „Vater unser", 's deutsche Vaterunser. Und weil es dieses Volk ist, das sein deutsches Leben den Bergen rings in den Tälern, den Dörfern und Stadt'ln aufgeprägt hat, dessentwegen Bruggler, akkurat dessentwegen hat unser ganzes Kämpfen nur einen einzigen Sinn hier, nämlich den, daß das Land deutsch erhalten bleibt.

Wir sind nichts anderes, als, wie man so sagt, Treuhänder der großen Nation von der Nordsee bis zur Etsch und weil wir das sind, gehen uns Tschechen, Polen, Ruthenen und Slowaken nichts an, sondern nur wir gehen uns selbst etwas an und wenn wir kämpfen, hat's kämpfen nur dann einen Sinn, wenn wir für's Deutsche kämpfen. Denn deutsch für alle Deutschen muß das Landl bleiben, ja deutsch und nichts anders! Und jetzt komm, Toni.

Der Himmel wird gelb und bis zur Feldwach ist's noch eine Stunde. Unterjäger Bruggler, Achtung! Scharf nach halblinks ausspähen, wir müssen jetzt übers freie Schneebrett und wenn der Feind dort uns sieht, — hat der Koch heut nacht zwei Portionen zu viel."

*

Tagelang ist mir das Gespräch mit dem Lehrer Bauer nimmer aus dem Kopf gegangen. Ich hätt so gern mit ihm über das alles noch weitergesprochen, — aber, es ist, als ob der Leutnant mir seit jenem Augenblick aus dem Wege ginge. Dann läßt der Dienst uns auch gar keine Zeit mehr zu Aussprachen. Wir „sichern". Was das im Frühjahr im Hochgebirge heißt, kann freilich nur derjenige ermessen, der es einmal mitgemacht hat.

Täglich und vor allem fast jede Nacht müssen wir hinaus in den nassen, pappigen Frühjahrsschnee. Rutschend und schiebend geht's dann vom schmelzweichen Schnee aus auf noch verharschte schattseitige Schneebretter, teilweise am Seil; wenn wir dann auf irgendeiner gefährlichen Stelle sind, heißt's mit Pickeln und Schaufeln neue Steige bauen, die die Gefahrenzone umgehen, oder Lawinenmassen absprengen. Hat man dann glücklich eine Stelle halbwegs wieder gangbar hergerichtet und die Gefahr scheinbar gebannt, dann können wir gewiß sein, daß nach wenigen Stunden das Wetter wieder umschlägt und ein neuer Schneefall die ganze Arbeit wieder umsonst macht. Dann kriechen wir bei eintretender Dämmerung wieder aus unserer Baracke und den Unterkunftskavernen und beginnen von neuem zu schaufeln, zu pickeln, zu graben, zu schieben und zu schuften. Immer nach stundenlanger Arbeit kommt dann das so gewohnte Kommando.

„Verbindungspatrouille vor!"

Das ist dann der schwerste Augenblick. Denn die Verbindungspatrouille muß mit den Feldwachen gegen die Cresta bianca und Forame hin Fühlung nehmen, muß die Stellen passieren, die trotz allen Vorsichtsmaßnahmen lawinengefährlich sind und dann muß sie die Feldwachen immer wieder erst ausgraben, denn die Feldwachposten haben keine Zeit, die Zugangssteige frei zu halten und können sich um die

Freihaltung der Leitern und Treppen nicht kümmern. Und so eine zugedeckte Feldwache gräbt sich gar nicht so leicht aus dem Schnee aus.

Wir sind jetzt schon zweimal auf Feldwache oben gewesen. Immer Deutsche und Ruthenen gemischt. Am Abend stiegen wir Deutsche von unserer Ubikation dann auf bis zum Kommando vom ersten Bataillon der Sechsunddreißiger Landwehr. Dort nimmt uns der Bataillonsadjutant, Oberleutnant Rakowsky, ein edler Pole, in Empfang und teilt uns seine Ruthenen zu. Das Kommando führt immer der rangälteste Unteroffizier des alpinen Detachements, weil er orts- und bergkundig ist.

Wir haben uns so eingerichtet, oder besser gesagt, der Obwexer hat es so eingeteilt, daß wir, der Rico, dann der Senfter, der Obwexer selber, ich, ein Meraner, der Bartele Louis von den zweier Landesschützen und ein Landstürmer, der Andergasser Franz, beim gleichen Wachkommando sind.

Der Rico ist ein richtiger Standschütz geworden. Wenn er beim Sprechen nicht immer das leise Anklingen an das Singende seiner Muttersprache hätte, würde man in ihm heute nie etwas anderes mehr als einen typischen jungen Standschützen erkennen.

Draußen ist heute die Nacht mild und lauh.

„Föhn", sagt der Obwexer, wie wir uns auf den Weg machen, um die Befehlsausgabe beim Oberleutnant Rakowsky entgegenzunehmen.

„Föhn, das gibt's da bei uns net, Obwexer, das isch' a nordtiroler Sach', aber nix für's Pustertal!"

„Nachher werd's halt a warme Frühjahrsluft sein, ob es scho Föhn hoaßt oder net, a Lawinenluft bleibt's so oder so", brummte der Zugsführer und witterte unwillig nach der Forame hinüber, die still und unheimlich klar am Nachthimmel aufstieg.

„I woaß net, irgend eppes stimmt heut' net", fing da der Andergasser im Aufwärtstreten an, „die Patron und 's G'weahr hab'n mich noch nie so drückt."

„Wirst z'viel g'gess'n hab'n, Franzl", gab ihm der Bartele drauf, „i bitt' dich nur lei, geh als Letzter, wenn's di gar so sehr druckt." Der derbe Witz zog heute nicht, keiner mochte dem Andergasser eigentlich unrecht geben. Irgend etwas lag in der Luft, etwas unbestimmtes, etwas was uns unbewußt bedrückte und seine Vorboten bereits in unserer Stellung auszudrücken schien.

Auch die Befehlsausgabe beim Bataillonsadjutanten dauerte heute ungewohnt lange. Der Feldwebel, der die ruthenische Ablösung auszuführen hatte, ließ auf sich warten.

Oberleutnant Rakowsky saß ungeduldig in seiner Adjutanturkanzlei. Die bestand aus einem Verschlag, der die „Kanzlei" vom Schlafraum des Bataillonsstabes abtrennte. Ärgerlich zerdrückte er eine Zigarette nach der anderen. Wir standen inzwischen vor der „K. und k. Bataillonskanzlei", schweigend und auf und abstapfend herum.

Der Obwexer hatte „abtreten" befohlen.

Rico besah sich den Nachthimmel.

„Was denkst' denn, Teroldi?"

„Daß es jetzt drüben in Italien blüht und grünt!"

„Aber auf die Berg net!"

„Nein, aber unten in der pianura del Veneto und in der Lombardia. Schon bei uns in Trentino blühen jetzt die ersten Veilchen!"

„Hast wohl große Sehnsucht nach deine italienischen Freunderln!" spöttelte der Bartele.

„Red' net aso Bartele, der Teroldi ist heut' ein besserer Soldat, als mancher Deutsche, obwohl er gegen seine eigenen Landsleute kämpfen muß!"

„Was habt's da z'red'n?" Der Obwexer hatte sich dazwischen gemengt.

„Na, wir red'n halt bloß so, weil der Teroldi die wallische Landschaft schön g'heiß'n hat!"

„Was hat er? Dem Italiener sein Land schön g'heiß'n! Teroldi, i will net hoff'n, daß die Sehnsucht zu die da drüb'n so groß wird, daß du's bei uns da nimmer aushalt'st!"

„Aber wer red' denn davon, Zugsführer", mischte ich mich hinein, „der Rico hat halt auch sicher net die größte Freud dabei, jetzt noch im März Lawinen abzupass'n!"

„Bua, red' nix'", sagte da der Innsbrucker. „I kenn' die Sort'. Schon in Galizien sind welche überg'rennt und daß die Russ'n grad' zu unsere Welschtiroler pass'n, kann keiner behaupt'n. I will dir eppes sag'n, Bruggler. Ob Deutscher, ob Böhm, ob Italiener oder Kroat. Wer bei mir mit die Kaiserjäger z'samm liegt, hat nix anders z'denk'n, wie was wir Kaiserjaga denk'n! Das is' keine Überheblichkeit und a keine Freud am Krieg. Den hab i scho früher mit'n Suppenlöffl ausgessen, als du und ihr alle. Aber solang' i der Zugsführer Sebastian Obwexer vom erschten Regiment der Tiroler Kaiserjäger 's Kommando führ', gibt's keine Sehnsucht net nach wallische Frühjahrstäg' und auch kein G'red über Landsleut von der oder der andern Rass'n. Die, die da grad' kommen, das sind a Landsleut' von die Russ'n. Und wie wir schon in Galizien jed'n von die obaknallt hab'n, die was zu große Sehnsucht nach den russischen Landsleut' zeigt hab'n, so schiaß i jed'n weg, der seiner Lieb für's Land da hinterm Cristallohang net widersteh'n kann."

„Antreten . . . . . Vergatterung!"

Die Ruthenen waren inzwischen endlich gekommen. Der Oberleutnant schimpfte mit dem Feldwebel, der sie vorführte erst auf polnisch oder russisch, dann schien er sich darauf zu besinnen, daß die Dienstsprache in der Armee noch immer

deutsch war und nun drehte sich einem eigentlich der Bauch vor Lachen um, wenn man beobachten konnte, wie der Oberleutnant polnisch-deutsch und der Feldwebel ruthenisch-deutsch krampfhaft nach Ausdrücken suchten, die nach deutschen Kasernenhofblüten duften sollten. Die ruthenischen Landwehrinfanteristen standen wieder in allerdings sehr strammer Haltung daneben und verfolgten scheinbar interessiert den ihren Ohren so fremdartigen Wortwechsel ihrer Vorgesetzten.

Ich beobachtete zwischendurch immer wieder rechts vor mir im Glied Rico. Er hatte vorhin bei unserer Auseinandersetzung kein Wort zu alldem, was von ihm oder seiner Einstellung zu seinen Landsleuten gesagt worden war, mehr geäußert. Es mußte ihm doch scheußlich weh getan haben, als der Zugsführer ihm doch eigentlich das Erschießen anbot, wenn er ...

Ja, wenn er! Würde er denn jemals wollen! Nein, bestimmt nicht. Und dabei hatte er doch mit unseren Behörden gewiß keine erfreulichen Erfahrungen gemacht, die seinen Patriotismus für Österreich fördern konnten.

Rico war für mich und für die, die ihn näher kannten, gerade das Symbol jenes Typs eines nicht deutschen Österreichers geworden, der trotz seiner Blutsverwandtschaft zu einem Volke, daß uns auf Leben und Tod bekämpfte, seine Pflicht für den Staat bis zur letzten Konsequenz erfüllte. Und diese Konsequenz war der Tod, der ihn durch seine eigenen Landsleute ereilen konnte.

Wenn wir Deutschen schon mehr und mehr am Sinne dieses Staates zu zweifeln begannen, was mußte es dann erst für so einen bedeuten, für dies Österreich kämpfen und gar fallen zu müssen. Und er tat es doch eigentlich freiwillig, dieses Kämpfen, weil es nach seiner Ansicht besser war, als Soldat gegen seine Landsleute zu fechten, wie als Arbeiter

Hilfsdienste gegen sie zu leisten. Hatte ein solcher Staat, der solche, eigentlich widernatürliche Opfer von seinen Staatsbürgern verlangte, ein Recht erhalten zu bleiben? Immer die gleiche Frage. —

Ricos Worte von vorhin standen mir plötzlich wieder lebendig vor den Augen.

„Im Veneto, der Lombardia und im Trentino!" Eine Sprache, eine Namensfolge im gleichen Wortklang und doch zwei verschiedene Staatsbegriffe und darinnen wohnend Menschen des gleichen Blutes.

Würden wir jemals die innere Kraft aufbringen, gegen die Deutschen zu kämpfen? Eine Zeitlang vielleicht, aus Pflichtgefühl gegen das Kaiserhaus, vielleicht auch aus Tradition .... aber wie lange! — Und gerade Männer, wie der Lehrer Bauer, würden die da lange mitmachen?

Was Rico sich wohl dachte?

Oberleutnant Rakowsky hatte endlich seine deutschgehaltene Strafpredigt beendet. Der Feldwebel übergab das Kommando an Obwexer. Die Ruthenen nahmen links an uns anschließend Aufstellung.

„Habt acht!"

„Lassen Sie ruhen, Zugsführer! Kommen Sie, Unterjäger Bruggler und Korporal Saratorski zur Befehlsausgabe zu mir herrrein!"

„Ruht!"

Die Befehlsausgabe war kurz und eindeutig. Sie lautete wie alle Abende, wenn wir auf Posten zogen: „Erhöhte Wachsamkeit nach dem Feind und besonderes Beobachten der Naturerscheinungen."

Nur die Paroleausgabe machte Schwierigkeiten. Heute hieß der Feldruf „Tarnopol". Und die Parole „Tinte"!

Das Wort „Tinte" machte dem guten ruthenischen Korporal sichtbar Kopfschmerzen. Der Oberleutnant verdol-

metschte ihm den Sinn des Wortes aus dem Deutschen ins Polnische und mit Hilfe des Feldwebels, der auch noch mit eingetreten war, ins Ruthenische.

Vor der angetretenen Wachmannschaft mußte die Verdolmetscherei auch nochmals wiederholt werden. Dabei bemerkte ich bei den Ruthenen heute abend wieder den großen Blonden, den ich neulich, als ich mit dem Leutnant Bauer die Stellungen abgegangen war, schon mit dem „nix Tirol" kennen gelernt hatte. Er nickte mir auch gleich wieder zu. „Kumm' ich mit dirr Kurpurall!"

Wenn die Burschen nur diese verfluchte „Tinte" begriffen hätten.

Der Obwexer versuchte immer noch mit Hilfe des Feldwebels das Wort bei den ruthenischen Mannschaften geläufig zu erhalten. Es war aber umsonst. Sie schüttelten die Köpfe und lachten höchstens.

„Da führ' einer Krieg mit die Kadetten! Hilft all's nix. Muß' halt aa so geh'n!"

Servus Feldwebel.

„Habt acht!"

„Rechts schaut!"

Der Zugsführer schulterte, ging auf den Oberleutnant zu, der wieder vor die Türe seines Baues getreten war und meldete die Wache abmarschiert!

Nach der Meldung kam dann die Wendung und wir zogen los, in die Bergnacht hinein. Eine halbe Stunde ungefähr ging es, wie bisher immer durch steile Laufgräben und von der Schneeschmelze oft metertief zugepappte Gräben nach aufwärts. Wie schlecht die Ruthenen ihre Stellungen hielten! Das lag aber auch an ihren Offizieren. Die Herren waren meistens polnische Reserveoffiziere, die mit den Mannschaften nur schimpfend oder sehr von oben herab verkehrten. Die Unteroffiziere und Chargen waren vielfach galizische

Juden, ein einziger Wiener war darunter, der Schmitt hieß. Dieser deutsche Zugsführer saß aber, wenn er irgendwie abkam, immer bei uns in der Baracke und schimpfte auf sein Regiment, in das er durch Zufall verschlagen worden war, und auf die Offiziere.

Dann kam die Stelle mit der Bank beim Weiteraufwärtsstolpern, auf der der Lehrer Bauer mit mir damals gesessen hatte. Die Bank war heut schon im Dunkeln erkennbar. Der Schnee unter ihr war von der Sonne schon gänzlich aufgefressen worden. Ein dunkler Fleck Erde lugte auch in der Nacht unterscheidbar, unter den Holzpflöcken hervor. Bei dem Bankl ließ der Zugsführer halten. Von hier aus mußten wir eine schiefe Ebene von rund hundert Schritt überqueren, bis wir wieder halbrechts weiter oben in den Treppeneinstieg kamen, der zur Feldwache führte.

„Bruggler, du springsch' als Erschter! Der Korporal mit die andern kommt in Abständ' von einer halb'n Minute. I, mit'n Senfter und Andergasser als Letzter. Halt, nein, mach'n wir's so. Hinter dir drein kimmt der Bartele, dann zwei Ruthenen und dann der Teroldi und der Andergasser, dann wieder zwei Ruthenen und i mit'n Korporal z'letzt!"

Wir wußten, warum er uns so einteilte. Es war schon vorgekommen, daß sich Sechsunddreißiger beim Überlaufen der Schneefläche in dunkler Nacht über den Hang hatten hinunterkollern lassen, und dann drunten über die Popenaschlucht zu den Italienern hinüber zu entkommen versucht hatten. Ein Deutscher allein vorne war aber auch der Gefahr ausgesetzt, daß ein zu allem fähiger Überläufer ihn beim Versuch, den Deserteur zurückzuhalten, kaltgemacht hätte. Daher die Vorsicht, uns zwei Deutsche erst einmal zusammen nach vorne zu schicken.

Wir liefen los. War das ein Dreckrennen heute. Bei jedem Schritt brach man ein, als wenn man eine Karton-

schachtel eingetreten hätte. Scheußlich ging sich's so. Nur gut, daß sich beim Italiener drüben nichts rührte. Kein Scheinwerfer, keine Leuchtpistole, nichts ging los. Die hatten wohl selbst genug mit sich und dem Frühjahrswetter zu tun. Uns war's ja schließlich nur recht so.

Keuchend kamen wir beide am Treppeneinstieg an. Nach einem Augenblick tauchten im Dunkeln zwei Gestalten auf. Es waren die Ruthenen. Dann kamen keuchend der Rico und der Andergasser daher. Auch ihre beiden Ruthenen kamen. Schließlich waren alle beisammen. Keiner fehlte. Gottlob. So hatte man dann keine „Zusatzwache" oben.

In derselben Reihenfolge gestaffelt, wie wir über das Hochfeld herübergestrampelt waren, ging's dann bergauf über die Leitern und Stiegen. Nach einer Viertelstunde begrüßte uns der leise Zuruf des Lehrers Bauer.

„Seid's alle da!"

„Ja, Leutnant Bauer!"

„Recht aso, Obwexer, komm' g'schwind zur Übergabe, i bin froh, wann i heut' heimkomm', die Luft g'fallt uns gar net."

„I mach' schon, Herr Leutnant!"

Nach fünf Minuten war die Ablösung geschehen. Wir drückten uns die Hände. „Kommt's gut' übers Hochfeld!"

Erst jetzt erinnerten wir uns, daß wir ja selbst die gefährliche Wegstrecke weniger wegen des feindlichen Feuers als wegen der Lawinengefahr glücklich überquert hatten.

„Werd' scho koane kemmen, Mander", rief den Absteigenden der Bartele noch aufmunternd nach.

„Werd' scho koane kemmen!"

Sie kam auch nicht. Unruhig und mit klopfendem Herzen hatten wir die halbe Stunde in die Nacht hinausgehorcht, ehe wir die Absteigenden auch über's Hochfeld hinüberwußten. Das war auch so eine eigentümliche Gemütseinstel-

lung des Gebirgskämpfers, daß er sich nämlich bei Naturunfällen, denen Kameraden zum Opfer fallen konnten, für diese mehr bangte, als vor der Möglichkeit eines feindlichen Feuerüberfalls.

Obwexer verteilte die Wachen. Immer zu zweit bezogen wir die Posten. Ein Ruthene und dann ein Deutscher. Den Rico zählte er aber trotz seiner scharfen Worte mit zu den „Deutschen". Denn ohne irgend auch nur im geringsten auf unsere Gespräche vor der Bataillonskanzlei anzuspielen befahl der Zugsführer:

„Teroldi mit dem Infanteristen Worobiov auf Posten drei."

Mit mir, dem Standschützenunterjäger aus dem Hochpustertale, hockte nun der junge Ruthene zusammen. Er hieß Torbunov und war aus der Nähe von Kolomea in Ostgalizien.

Tief unter uns in den Rissen und Spalten des Cristallogletschers war ein dumpfes Krachen und Tosen. Das Frühjahr meldete sich dort im geheimnisvollen Gletscherleben von Tag zu Tag und Nacht zu Nacht eindringlicher und unheimlicher. Wenn es dort mit Gewalt von den Höhen und aus den Bergschlünden losbrach, dann riß sein ungestümer, alles niederbrechender Siegeszug auch wieder Hunderte von Menschen in die Abgründe und begrub sie als Opfer der Lawinen und Frühjahrsgewitter.

Der Popenabach rauschte. Einsilbig, murmelnd gurgelten die Wasser unten in der Schlucht, plätscherten dann wieder mit lauterem Gerinsel über irgendeine schneefreie Gesteinstreppe und rauschten dann endlich ganz tief unten ins Tal in das Gefälle eines Wasserfalles, der sich gegen die Talöffnung nach Schluderbach zu verlor und zerstäubte. Sonst rührte sich nichts in der weißen Hochgebirgslandschaft dieser Nacht. Nur die Berge standen unheimlich nah; drohend erhoben sich vor

unseren Augen die gewaltigen Blöcke des Cristallo selbst, und drüben, geisterhaft in den Nachthimmel ragend, baute sich der Riesenkegel des Piz Popena vor uns auf, lauernd, spähend. Ja, dieser Berg barg das Auge, das mitten in unser Hochpustertal hineinblicken konnte, dessen herrlichstes Fleckchen, unser Dörfl, schonungslos diesem Auge preisgegeben war.

Ob er drüben lauerte? Ob gerade jetzt nicht Telephone rasselten, Taschenlampen blitzschnell über ausgebreitete Kartenblätter aufleuchteten, ob nicht ein Finger suchend und abmessend da drüben über die Kartenleinwand huschte. Wer wußte es, was diese Bergspitze augenblicklich alles barg. Vielleicht drehten und schraubten sich gerade jetzt die Rohre hoch, hallten halblaute Kommandos über die Lärchenlichtungen ober der Misurinastraße, viele . . .

Da!

Der Ruthene neben mir stieß mich mit seiner plötzlichen Bewegung seines Armes beinahe von der Schneebrüstung herunter. Jäh flammte der grauschwarze Nachthimmel gelb und rotleuchtend auf. Wie ein riesiger Feuerschein stand das zitternde Licht plötzlich hinter den schwarzen Konturen der Spitzen voraus und spannte sich dann, regenbogenförmig, als unheimliche bengalische Feuerlohe zwischen Cristallino und Popenaspitze hin.

Gleich darauf dröhnte es, immer und immer wieder Echos brechend weit hinter den Felskämmen auf und schon zeigte ein singender, zwitschernder, wimmernder Feuerstreif die Bahn an, die das schwere Geschoß nahm.

Wie viele Augenpaare mochten in diesem Augenblicke der dahinrasenden Granate folgen. Wie viele Gesichter würden jetzt schweigend, sorgenvoll, stirnrunzelnd, maßlos erbittert den Lauf gerade dieses Geschosses verfolgen.

Ich mußte augenblicklich an uns alle vom Dorf denken.

An uns, die wir heroben auf den Schneewehren der Feldwache lagen und lauerten und an die Kameraden, die aufgescheucht aus dem Schlafe, aus der Baracke stoben, um die Schußrichtung zu verfolgen. Dumpf hallte der Einschlag herüber. Von ganz fernher kam er. Weit weg, weit hinter der Front mußte es gewesen sein. Eine rasende Wut packte mich. Geradeso wie ich es jetzt wußte, so wußte es in diesem Augenblick der Lehrer Bauer, der Hauptmann Ander, der Troyer und der Senfter; sie schossen wieder ins Dorf. Ja, ins Dorf, wo die Mutter jetzt aus dem Schlafe hochfuhr und sich zu Tode erschrocken bekreuzigte, wo die kleine Stadler Hanni wieder weinend zu ihrer Mutter herausstürzen würde und die Tina verstört nach dem Vieh fragen würde, das wieder in einen anderen Stall getrieben werden mußte!

Wieder dröhnte es über den Ampezzaner Bergen und wieder fuhr es zischend ober dem Piano dahin, an den Bullköpfen vorbei, ins weite Tal hinein.

Dumpf schlug's dort wieder auf.

Wie die Pulse hämmerten.

Oh, jetzt den Stutzen packen können, das Bajonett aufpflanzen und im rasenden Lauf dort hinüberhasten und dann und dann ...

„Was du hab'n Kurpurall, — du nix gut ... ruhig!"

„Halt's Maul, Ruthen', 's schießt auf mein Haus, verstehst!"

„Ich waiisß ... ich sehen ... bum ... dann rrrrrrr ... und dann bumbum Toblach!"

„Warum red'st dann!"

„Du, warum nicht ... is ganz egal?"

War der Bursch denn toll. Ganz nahe spürte ich seinen grinsenden Atem. Ich hob den Arm, am liebsten hätte ich ihm eine heruntergehauen.

„Dir wär's wohl egal, wenn sie deine galizische Hütt'n z'sammpulverten! Uns ist das aber nicht egal. Dort ist die Mutter!"

Brummbrummbrumm.

Hühühüsssssssss zog es wieder dahin. Der dritte Schuß ins Dorf heute nacht. Das war ja gar nicht mehr zum Aushalten. Warum schoß denn unsere Artillerie nicht, warum rächte sie sich nicht!

„Du, Korporal, nix schimpfen auf Ruthen', Ruthen' auch gutt . . . Ruthen' auch Haus kaputt, Mutter kaputt, alles kaputt!" Er murmelte etwas unverständliches . . . Ruthenisches.

„Wieso du auch alles kaputt!"

„Torbunov Galizia, ruski kommen, Haus schießen, Haus, Stall, Pferde, Schweine alles schießen, bum — bum, Mutter tot, . . . Frau von . . . kaputt . . . alles . . . alles . . . kaputt."

Mit einemmal verstand ich diesen ruthenischen Soldaten. Auch er hatte in seiner Heimat alles verloren.

Mitten in diesen Gedankengängen heulte drüben wieder ein Schuß los, hinein ins Heimattal. Furchtbar war das, ganz furchtbar. Lieber das ärgste Granatfeuer aushalten, aber nur das nicht mit ansehen müssen, wie sie einem Haus und Hof zerböllerten und dabei untätig liegen und nicht aufspringen und diesen Kanonieren an die Gurgel fahren können, diesen, diesen . . .

„Ise nicht haite, ise morgen kaputt Haus, Korporal. Du jung Soldat . . . lang Soldat . . . alles egal . . . ganz egal . . . schießen ich nix, schießen ruski, schießen nemezki, schießen taliansky . . . nur gutt Kaiser . . . gutt Zar. Soldat nix gut, Soldat is Bäfähl is Bäfähl, dann Haus, Mutter . . . Soldat kaputt."

Jetzt war's aber zuviel.

„Aufhören!" brüllte ich. „Aufhören!"

Der gurgelte etwas. Dann stieß er mich wieder an.

„Da Zigarett . . . tak gutt!"

„Bist du verrückt. Auf Posten rauchen!"

„Taliansky auch rauchen. Wenn Taliansky rauchen, Ruthen' auch rauchen, beide nix schieß'n, tak gutt!"

Dazwischen jagte der Italiener Schuß auf Schuß in Abständen von fünf Minuten ins Dorf hinunter. Wie lange dieses Warten auf jeden Schuß und dann auf jeden Einschlag doch dauerte. Stunden schienen es. Und die Mutter. Ob wohl der Mutter nichts geschehen war und dem Hof? Brandgranaten waren es wohl keine, die die italienische Batterie feuerte, man hätte sonst von unserer Höhe aus den Feuerschein erkennen müssen. Und wenn nicht unser Hof getroffen war, wessen Haus mochte es wohl dann getroffen haben? Plötzlich mußte ich an den Senfter denken. Herrgott, was wird der jetzt wohl tun? Er wird doch nicht weggelaufen sein! Weggelaufen, einer sinnlosen Eingebung, einer wilden Wut folgend! Das wäre furchtbar. Es hatte ja doch keinen Zweck, helfen konnte er ja auch nicht. Aber verstehen, begreifen hätte ich's können, wenn er . . .

„Halt, werrrr daa!"

Wer war da? Hatte der Ruthene denn besser aufgepaßt? Gerade als dort drüben wieder ein Abschuß losheulte, packte mich jemand am Bein.

„I bin's, der Obwexer! Seid's alle da! Daß ihr mir auf'n Wallisch'n obacht gebt's und net nur auf Toblach umihört's!"

„Schon gut, Zugsführer, wir pass'n schon auf! Zugsführer . . . ist der Senfter noch da?"

„Grad bin i bei ihm g'wes'n. Er redt kein Wort! Zähn z'samm beiß'n, Bruggler, 's wird schon net dei Hof sein, den's trifft. Und wann er's isch, kann'st halt' nix mach'n!"

Damit kroch er weiter.

Ja, kannst halt nix machen!

Wie hatte der Ruthene gesagt. „Ise egal ... alles egal."

In wieviel Sprachen und Mundarten mochte dieser Ausdruck in dieser Stunde an all' diesen Fronten des Weltkrieges von der Ostsee bis zum Roten Meer, von der Adria bis nach Calais hinauf gesprochen, geflucht oder gleichgültig vor sich hingemurmelt werden. Ob Europa in Trümmer ging, wer waren wir, die wir es auf Befehl zerschlagen mußten?

„Kannst' halt nix machen!"

•

Oberhalb der Cadinspitzen zogen die ersten Streifen der anbrechenden Morgenhelle einen blassen Schein über die dunklen Umrisse der Bergwelt.

Das Artillerieschießen nach dem Dorf zu hatte wohl aufgehört. Müde rieben wir uns den Rauhreif von Augenlidern und Ohren. Scheußlich kalt war es noch in dieser Jahreszeit da heroben.

„Bruggler und Torbunov, den Posten eins jetzt ablösen!" befahl der Zugsführer. Herrgott, fror es einem noch. Die zwei Stunden Schlaf in dem mit halbfaulem Stroh und stinkenden Sägespänen ausstaffierten Unterstand der Feldwache hatten eigentlich noch müder gemacht, als das Postenstehen oben. Ein richtiger Schlaf war das ja auch nicht gewesen.

„Senfter und du da! Auf Posten drei!"

„Senfter, halloh, hast' g'hört!"

„Wo ist denn der Senfter?"

„Korporal Saratorski, du hast' Dienst g'habt. Wo ist der Schütze Senfter hin?"

„Ich nicht wissen, Zugsführer, ich nix sehen Senfter!"

Da schoß uns allen nur ein Gedanke durch den Kopf. Ohne daß wir Deutsche uns ansahen, dachten wir in diesem Augen-

blick das gleiche. Nämlich, was der Senfter da neulich gesagt hatte, falls es nochmals ins Dorf schoß.

Einen Moment herrschte betretenes Schweigen ringsum. Endlich sagte einer. „Der Senfter ist nicht fort!" Ganz bestimmt und selbstverständlich hatte das geklungen.

„Woher weißt' das denn, Teroldi!"

„Ja, hättet ihr denn jemals etwas anderes gedacht?"

Wir schwiegen alle beschämt; das war eine feine und gute Antwort vom Teroldi gewesen. Fein und gut auch deshalb, weil sie die eigentliche Antwort Rico's auf die barschen kränkenden Worte des Zugsführers von gestern abend darstellten.

Der Obwexer warf dem Teroldi daher auch sofort einen Blick herüber, einen Blick, der wohl sagen sollte: Willst du mich vielleicht erst belehren, was ein Standschütze tut oder nicht! — oder: wart mein Junge, wenn du nachher nicht recht haben solltest, dann büßt' du mir die Bemerkung! Vorläufig rief er nur barsch:

„Bruggler, nimm dein G'wehr und komm' mit!"

Ein paar der Ruthenen machten hämische Gesichter, als wir aus der Kaverne krochen. Natürlich, diese Burschen rechneten damit, daß der Senfter auf und davongelaufen war. Aber das war völlig ausgeschlossen. Gerade jetzt im Hinaufhasten durch den Schneegang kam es einem zum Bewußtsein, daß der Senfter nirgendwo anders als oben sein konnte.

Der Zugsführer keuchte voraus. Kein Wort sagte er. Sobald ich neben ihm zu gehen kam, sah ich, daß er einen harten verbissenen Zug um die Mundwinkel hatte. Dieser Ausdruck seines Gesichts sagte genug. Wie oft mochte er wohl schon droben in Galizien, oder sonstwo an den k. u. k. Fronten einen „verlorengegangenen Posten" gesucht haben! Wie er jetzt die Faust um das Gewehrschloß geballt hielt, ganz fest, ganz hart, kam er mir vor, als ob er der verkörperte k. u. k.

Soldat sei, der nicht nach links und rechts schaute, der nicht Volksstimmungen oder Nationalitäten-Probleme kannte, sondern nur einen, nämlich den k. u. k. Frontdienst des Kaiserjägers. Diese Faust öffnete sich wohl ebenso klar und ruhig, um ihre Finger am Gewehrschloß zum Abschuß auf einen Deutschösterreicher spielen zu lassen, der seiner Soldatenpflicht nicht nachkam, wie sie hart und unbarmherzig den Verschluß aufriß, in den sie dann ein neues Magazin versenkte, das einem Tschechen oder Slowaken galt, der abzuhauen versuchte!

Da war ja der Postenstand. Er war leer.

Der Obwexer biß sich auf die Lippen. Ganz kalkweiß war sein Gesicht plötzlich. Erst nach einer langen Pause getraute ich mich zu fragen: „Wer hat denn den Posten aufg'führt?"

„Der Saratorski!"

„Hättst' halt du gehen müss'n, Zugsführer."

„Ja, Kruzisakkra, blutiger Heiland, moanst', daß i nur aus Stein oder Eis b'steh. Einen Augenblick muß der Mensch sich doch auch a Ruh vergönnen!" Recht hatte er. Allen Dienst konnte schließlich der einzige deutsche Unteroffizier auch nicht machen.

„Hättest halt mir d' Inspektion lassen müssen!"

„Dir, du Bua? Bisch' ja jetzt noch net ausg'schlaf'n." Warum sollte ich jetzt etwas erwidern. Es kam schon der Tag, an dem ich es ihm zurückgab.

Wütend suchten wir beide das Gelände ab.

Die Wolkenfetzen hingen an diesem Morgen ganz tief herunter. Kaum, daß man bis zur gegnerischen Stellung unten im Popenatal hinuntersehen konnte. Die feindlichen Feldwachen drüben überm Gletscherfeld lagen in dichter weißer Umhüllung. Vom Gletscher kam heute eine merkwürdige Luftströmung herauf. Bald lauwarm, bald eiskalt, daß es einem fröstelte. Es war ungemütlich da heroben und un-

heimlich dazu der verlassene Postenstand. Der Wind stäubte leichten Schnee auf, der vom Hochfeld auf die vereisten Sandsäcke getrieben worden war.

„Da über das Loch sind sie durch, Bruggler!" Der Zugsführer hielt meinen Arm fest. „Da sind's hinaus, die Lump'n! Lumpen!"

In diesem Augenblick peitschte ein Schuß durch den Nebelmorgen.

Rechts ober uns war er aufgedröhnt. Jesses Maria, wer schoß denn von dort oben? Da ging unsere Postenlinie doch in die wildvereiste Gesteinswelt der Cresta über.

„Los Toni, schau aufi, was los ist, i paß derweil hier auf."

Mit einem Male sah ich eine Spur vor mir. Hier hatte sich einer durch den Schnee kriechend weiter nach oben gearbeitet. Oft mußte er eingebrochen sein, ganz tief. — — Nach ungefähr fünfzig Schritten sah ich etwas gelbschmutziges vor mir. Da lag ja einer im Schneemantel zwischen den Steinen. Ein paar Sätze, dann noch ein ordentlicher Plumbser in ein Schneeloch und ich lag neben dem Kerl.

„Senfter!"

„Bisch ruhig! Da, siehst sie lauf'n!"

Ta — pumpum.

Mir riß es fast das Trommelfell durch.

„Senfter, bisch verruckt!"

„Na, i schieß' nur auf die Durchbrenner!"

„Ja, wo denn?"

„Da, wo der Nebel grad' aufisteigt, dort zum Kamm' zubi . . ."

„Bua, die tret'n ja noch a Schneebrett oba."

Tapum, tapum . . . .

„Herrgott, i sieh' ja nix!"

„Nachher schlaf halt derweil!"

Taktaktaktaktaktaktaktak.

Sssssssssssssss.

„Oba mit dem Grind', jetzt hat er uns g'seh'n!"

Wir zogen die Schultern hoch und steckten die Nase tief in den naßkalten Schnee.

Eine Weile pfiff und zischte es noch über unsere Köpfe weg und fuhr ziemlich hoch über uns in die Schneewand, — dann stellten die drüben das Geschieße ab.

„Senfter, bisch' narrisch word'n, oder was tust' denn da?"

„Auf'paßt' hab i, daß die net umilauf'n!"

Diesen Kerl, umarmen hätte man ihn können. So hatte der Rico doch recht behalten.

„Wie bist' denn hier aufikemmen?"

„Das sag' i dir später! — Teifl, jetzt sind sie mir doch durch, die Fallott'n!"

Der Senfter lag noch eine Weile, dann machte er ein Zeichen, daß wir zurückgehen sollten.

Wie wir vorm Zugsführer in den Postenstand niedersprangen, lachte der bloß.

„I hab's g'wußt, Senfter, daß net durchgang'n bisch!"

„Durchgang'n i . . . . Obwexer, was, was hasch' da g'redt?"

„Ja, i hab halt doch gefürchtet, daß eppes net in Ordnung wär, weil neulich so g'redt hast, wegen Schieß'n in's Dorf!"

„Haha, ihr armen Heiter! Da renn' i do net außi zum Post'n!"

„Sell hab' i eh denkt!"

„Wie bisch' denn auf'n Gedank'n kommen, da aufi z'giehn!"

„Ja, Mander. Mi hat's halt wieder packt' g'habt, wie der Wallische wieder ang'hebt hat umi ins Dorf zu pulvern.

G'seff'n bin i halt unt'n in der Kavern und hab außi g'horcht, ob wieder a Schuß umipumpert. Da hab i g'merkt,

daß di niederg'legt hat vor Schlaf, Obwexer, und du dem Saratorski 's Post'n aufführ'n für die Fruahwach' übergeb'n hasch. Bua, hab i denkt', jetzt heiß's Obacht geben. Akkurat, wie i's denkt' hab' ist's kommen. — Weckt der Korporal da net den Bartele zum Aussageh'n mit'n einen Ruthenen, sondern geht mit zwei von die Seinigen hinaus. A bissel g'redt und g'flüstert hab'n sie noch, dann sind's aussi, grad, wie's erste Hellerword'n isch. Wie nachher der Andergasser mit'n seinigen Ruthen umakommt nach'n Ablös'n, hat's der Andergasser wohl gar net g'merkt g'habt, daß kein Deutscher dabei g'wes'n is, der ihn abgelöst hat. Er isch' halt auch z'müd' g'wes'n."

„Soll' a jeder zu jeder Stund' denk'n, daß auf die Bursch'n alleinig kein Verlaß net isch!"

„Freili . . . Wie dann der Korporal z'rückkommen isch' und sie aa niederhaut, bin i selbst aussi!"

„Und zu spät kommen!"

„Ja, wie i aufi komm', sind's dir doch schon durchgang'n g'wes'n aus'n Stand."

„Luderg'sindl verflucht's."

„Die G'wehr hab'ns aa mitg'nommen."

„Die Fallott'n!"

„Ob's hinüberkommen?"

„Ha, i bin dort aufig'sprung'n, aber erscht nach oaner Stund hab i sie dort drüben lauf'n seh'n!"

Der Obwexer fuhr sich nur einmal über seinen Bart. Dann sah er zu Boden, nahm sein Gewehr auf, warf noch einen Blick über's Hochfeld, schulterte und mit seinem harten Gesicht auf den Senfter und mich sehend, meinte er dann nur:

„Euch zwei laß' i jetzt' da heroben.

Es hilft nix! Was sonst g'schehen wird, brauch i euch net erst zu erzählen!" —

Er brauchte es auch nicht. Wir wußten es auch so. In wenigen Tagen würden sie unten beim Divisionskommando in Bruneck auf dem Militärschießstand, draußen an der Straße nach Percha, wieder einen frischen Hügel mit der noch hart bröckelnden Erde aufschütten. Darunter lag dann — standrechtlich erschossen, wegen Beihilfe zur Desertion vor dem Feinde — der Korporal Saratorski —.

Aus Stryi in Ostgalizien.

Nun sind es wohl vierzehn Tage, daß dies Tagebuch keine Eintragung mehr erhalten hat. Was inzwischen vorgefallen ist, soll jetzt, wo wir in Welsberg auf Retablierung liegen, nachgeholt werden. Freilich, ob es gelingen wird, das alles, was wir in diesen vierzehn Tagen durchgemacht haben, so zu schildern, wie es sich abgespielt hat, weiß ich nicht.

Denn, wenn der Krieg auch noch lange dauern wird, solche Augenblicke wird es in seinem Verlaufe nicht mehr viel geben. Uns haben die Erlebnisse dieser Tage wenigstens vollauf genügt. Freilich für die Standschützen und alle Kameraden, die dabei waren, wird es nach den verlautbarten Befehl, „zum immerwährenden Ruhme der Tiroler Standschützen und der bei der Verteidigung und Wiedergewinnung des Rauchkofels beteiligten Truppen gereichen."

Das ist auch recht so, denn, wenn diese Tage auch wirklich ausreichend für unser Kriegserlebnis erscheinen mögen, so ist doch wohl keiner dabei, der später einmal, sobald wieder Frieden sein wird, diese Erinnerung missen möchte.

Das eine ist gewiß. Wären die Standschützen aus Innsbruck und unsere Hochgebirgsabteilung nicht gewesen, so lägen nicht wir heute hier in Retablierung, sondern die Italiener. — — —

Es war ein paar Stunden nach erfolgter Ablösung unserer Wache gewesen. Der Zugsführer und wir alle waren wieder in unserer Baracke eingerückt und wir waren eben daran, uns totmüde hinzuhauen, da ging mitten in der Nacht oben in der Stellung der Sechsunddreißiger ein tolles Geschieße los.

„Wird halt wieder einer versucht haben, überzulauf'n", brummte der Andergasser.

„Der Leutnant Bauer wird sie schon net durchlaff'n", hatte dann noch der Bartele gerufen, und damit schien die Auseinandersetzung wegen der Schüsse auch erledigt.

Das Laternenlicht brannte trübe und matt in der dunstigen Barackenluft. Die tiefen Atemzüge der vielen Männer, die Ausdünstung von verschwitzten Körpern, schneedurchnäßten Uniformstücken und zum Trocknen aufgestellten Schuhwerks, die immer noch einzeln fallenden Schüsse draußen, das alles ließ diese Nacht durch nichts von ihren hunderten von Schwestern unterscheiden, die sich in Gestalt einer „ruhigen Frontnacht" in unendlich langer dunkler Kette aneinanderreihten.

Der Rico schlief neben mir tief und fest. Nur ich konnte nicht einschlafen. Das Gesicht des Korporals Saratorski stand mir noch immer vor Augen, jenes Gesicht, das so totenblaß geworden war, als der Zugsführer ihn heute beim Einrücken der Ablösung dem Bataillonsadjutanten Rakowsky mit den Worten übergeben hatte:

„Herr Oberleutnant, ich melde gehorsamst den Korporal Saratorski morgen beim Rapport wegen Beihilfe zur Desertion vorführen zu dürfen!"

„Schwein!" hatte der Oberleutnant nur zum Korporal gesagt und dem Obwexer finster bedeutet, morgen früh seine Meldung zu machen.

An das mußte ich denken und dann an die Botschaft, die der Stemberger und der Pramstaller gebracht hatten, die beide heute vom Urlaub aus dem Dorf wieder eingerückt waren.

Daß eine große Offensive vorbereitet würde, drunten im Trentino, und daß dann, wenn der Italiener über die Alpen hinabgedrängt werden würde, jedenfalls für uns Standschützen der Krieg bald zu Ende sein würde. Wir

hätten ja dann keine Tiroler Grenze mehr zu verteidigen, so glaubten die beiden wenigstens. Ja, eine Offensive gäbe es ganz gewiß, denn tatsächlich rollten schon Züge mit Militär aus Galizien durchs Pustertal nach dem Süden.

Daher also schoß der Italiener jetzt so oft ins Dörfl. Die Schüsse galten den Bahntransporten. Ja, und im Dorf haben sie beim Schießen vorgestern Nacht nichts getroffen.

„'s isch alles in die Felder um den Bahnhof gangen!" hatte der Pramstaller gesagt!

Gott sei Dank!

Oben im Rauchkofelssüdhang fielen noch immer die Schüsse.

Warum kein Alarmbefehl kam?

Wenn der Lehrer Bauer als Leutnant auf Wache oben war, kommandierte der Obwexer. Der schlief aber doch, nach der durchwachten Nacht. Da mußte doch der Einjährige Bötschmann, ein Deutschböhme, der bei den dreier Kaiserjägern diente, Dienst tun.

Da stand er ja auch unten im Barackengang. Was machten die denn da vorne?

Richtig, da war ja auch der Obwexer doch noch auf. Der wusch sich gerade Gesicht und Oberkörper, und der Einjährige schien ihm beim Abreiben behilflich zu sein. Sie hatten sich das Schneewasser am Schwarmöfele gewärmt.

Brrschsch fuhr der Zugsführer gerade mit dem Kopf und beiden Händen in den Wasserkübel.

Warum er sich noch gerade in der Nacht wusch? Hätte doch auch bis morgen früh warten können. Wegen der paar Stunden und dem bißchen Dreck. — Wie er so dastand, im matten Lichtschein, nur mit einem Unterleibl bekleidet und den breiten starken Rücken uns zukehrte, — erschien er, von rückwärts gesehen, wie ein . . .

Halt ... wer galoppierte denn da über die Holztreppen draußen herunter!

Jetzt rüttelte es an der Tür.

Riiitsch ... sprang die auf. Kalte Nachtluft trieb herein.

Drei, vier von uns waren jäh aufgefahren.

Der Obwexer stand wieder aufrecht. Neben ihm hielt der Einjährige noch das Stück Seife in der Hand. Doch beide ... und wir, die wir aufgefahren waren, starrten wie vom Schlage gerührt — nach der Türöffnung.

Dort stand, das Gewehr schußbereit auf uns gerichtet, ein — Alpino! In voller italienischer Sturmausrüstung.

Noch hatten wir scheinbar nicht begriffen, da gellte es uns schon entgegen.

„Austriaci ... arrendetevi! — Österreicher ... ergebt euch!"

In dieser Sekunde ist vorn beim Obwexer oder dem Einjährigen eine Bewegung. Nur das Hundertstel einer Sekunde muß es gewesen sein, — aber ehe der Italiener in der Tür seine Aufforderung an uns, sich zu ergeben, fertig ausgerufen hat, tut es einen mächtigen Platsch, weißer Wasserdampf zischt auf, der dunkle Bodenteil eines Kübels poltert an einem Körper herunter, und im nächsten Augenblick kollern Kübel, ein Gewehr und ein mit heißem Wasser über und über begossener feindlicher Soldat vor die Füße des Obwexer und des Einjährigen Bötschmann hin.

Wie ein wildes Tier heult da der Zugsführer auf. Dann wird's plötzlich dunkel.

Aber trotz der Finsternis sind wir in ein paar Sekunden fertig.

Der Italiener dort unterm Obwexer stöhnt nur noch; den hat der Innsbrucker gebunden. Aber die andern! Wo der herkam, sind andere auch noch da!

Die ließen auch nicht auf sich warten.

Etwas Hartes fliegt in die Baracke. Es knallt gegen eine Bettwand, kollert zu Boden, zischt und gleich darauf reißt eine dröhnende Detonation die ganze Baracke buchstäblich in Stücke.

Balken kollern, Bretter krachen, Schüsseln, Schuhe, Rucksäcke, Bajonette, Menschenleiber kugeln und rumpeln durcheinander. Drei, vier brüllen auf, wie ein zu Tode gestochenes Tier und dann setzt ein wüstes Geknalle ein, in das sich ein fürchterliches Fluchen und Schreien mischt, bis mit einemmal ein sanftes Schwingen unter uns allen einsetzt, die wir uns unter den Trümmern herauszuwinden suchen. Es kracht unter uns in den Bohlen, erst kurz, dann anhaltend, so, wie wenn ein durchgesägter Ast vor dem Abbrechen zu knarren anfängt und schon merken wir alle unter unserem Trümmerhaufen, wie plötzlich der Boden unter uns nachläßt und dann, und dann . . . ein markerschütterndes Schreien, ein vielstimmiges Aufbrüllen . . .

„. . . wir stürzen aaab . . . der Barackenboden briiicht . . ."

Wuuuuuhuhu tut es dann und wumbs . . .

Ich halte mich an einen anderen Körper, der sich auch fest an mich preßt. Wir kugeln engumschlungen ein paarmal durch die Luft, wie bei einem Salto mortale, dann läßt er mich los . . . aber schreien kann ich nicht, es würgt mich so an der Kehle, so . . . aber ehe ich mir klar werde, was eigentlich geschehen ist oder gerade geschieht, prellt mein Körper fest und sicher in ein Geriesel und Gerinsel von pappigen klebrigen Neuschnee und gräbt mich sofort tief ein. Und links und rechts purzeln und kugeln mit mir Menschenkörper in diesem ungefährlichen Absturzauffang, — Balken haut es auch dazwischen herunter, — aber im allgemeinen hebt plötzlich ein allgemeines Lachen an, und während es noch immer Holzstücke und herabsausende Rüstungsstücke auf uns einregnet, johlt eine Stimme:

„Bua, das isch' dir a woacher Plumperer g'wes'n!"

Gerade wie wir alle von neuem mitlachen wollen, zischt es schon wieder zwischen uns auf, platzt und zerfetzt mitten im Nachtdunkel das Geknäuel von Menschen und Materialstücken, das sich da eben im Schneeloch unter der Reservestellung wieder von seinem Sturz erholt hat.

Jäh vergurgelt das Lachen in stöhnenden Hilferufen.

Wieder schreien zwei, drei auf. Wieder ist Fluchen und Brüllen in dieser Schneenacht, und wieder peitschte es uns Handgranaten in unsere hilflose Lage und reißt Arme von Leibern, quetscht Gedärme aus blutwarmen Körpern in den naßkalten Schnee und treibt Augen groß und starr aus den Höhlen.

Dazwischen hämmert es oben in der Stellung mit einemmal auf, bellt, gellt, peitscht, brüllt und tobt. Wie aus hundert aufgescheuchten Schlünden losgelassen, grollt der Berg und erzittert, und dann brandet es auf einmal immer deutlicher, immer jubelnder und siegesgewisser ober unseren Köpfen längs des ganzen Rauchkofelhanges herunter.

„Savoia ... avanti ... avanti ... Savoia!"

Tief stecken wir die Köpfe in den Schnee und ziehen die Schultern hoch. Tief und eigensinnig, als ob wir es nicht hören sollten, als ob wir es nicht hören wollten.

Der Italiener ist durchgebrochen!

*

Das waren alles nur Eindrücke von Augenblicken. Denn nie in dieser ganzen Standschützenzeit an der Front kam die harte Wirklichkeit plötzlicher und in handgreiflicherer Form, als gerade in jenem Augenblicke.

Mitten in diesem Durcheinander, in jenem Suchen, im Schneewühlen und Aus-dem-Schnee-wollen, in dem Versuchen sich selbst noch als Ganzes abzufühlen und vorzufinden, im Aufknien, Niederfallen, nach Waffensuchen, auf die

drohende Rauchkofelkammwand hinaufblicken und geduckt nach einer neuen Handgranatensalve lauern, packte eine eiserne Hand Schulter um Schulter, Kopf um Kopf, und drehte deren Besitzer rücksichtslos erst „Kehrt euch!“ und dann mit einer Schraubendrehung nach oben.

„Ob'sch ganz bisch', oder halb, s'isch ganz wurscht. Auf' und herum um die Schneeleit'n. Dort wartest du! Marsch, los!“

Und dann bekam man buchstäblich noch einen Fußtritt und flog aus seinem Schneeloch heraus. Doch immerhin, der Schwung dieses Trittes half tatsächlich.

Im Vorwärtsgeprelltwerden langte man sofort in einem neuen Loch an, flog einem anderen Körper auf die Hacken, der auch gerade aus einem Ruhebett gehoben worden war, schnellte auf und kam auf diese Weise für weitere Sekunden zum Ansatz irgendeines weiteren Begreifens.

Plötzlich liefen wir alle, die da herumgelegen hatten. Rechts und links, neben mir, vor mir und auch hinter mir, das spürten meine Absätze, kollerte und humpelte es nach der angegebenen Richtung zu. Wie eine Herde abgehender Kühe mußte sich das von oben aus ausnehmen. Und es nahm sich auch so aus, denn trotz des Nachtdunkels gellten oben Pfiffe, johlte es und spottete es hinunter zu uns.

„Tagliano la corda! Corrono, gnardate come corrono gli Kaiserjäger!“

Dazwischen setzte es Handgranaten und schlecht gezielte Schüsse.

Herrgott, so eine Schande. Wir liefen ja tatsächlich wie die Hasen davon!

Jetzt half aber nichts. Irgendwo mußten wir erst wieder zu Atem kommen und Waffen in die Hände bekommen. Lieber schon laufen, als in dieser Verfassung gefangen werden.

Endlich waren wir um den Berg herum. Wir waren

buchstäblich beinahe schon im Tal herunten und rannten gerade auf die Küchen der Innsbrucker Standschützen zu. Aber ehe wir überhaupt verschnaufen konnten, war der Hüne wieder da. Wuchtig und haltgebietend baute er sich vor uns auf, er, dessen Hand jeden irgendwie noch brauchbaren Mann schon vorhin hochgebeutelt hatte.

„Antreten, sofort!"

Obwexer, Zugsführer, wenn einer des Kaisers Rock jemals in keiner Minute verunehrt hat, warst du's!

Dabei trug er ihn gar nicht, des Kaisers Rock.

Er stand vor uns hochaufgerichtet, undurchdringlich, wie immer, — und war dabei nur mit Hose, Schuhen, ohne Wickelgamaschen und ohne Bluse bekleidet.

Im Leibchen, das er eben angehabt hatte, als er sich oben in der Baracke wusch, stand, von Schnee, Schmutz, Blutflecken und Schrammen überdeckt, der Kaiserjägerzugsführer Obwexer vor uns und entsicherte sein Gewehr.

„Wer von euch hat noch Waff'n bei sich?"

Hinter dem Wald und längs des dunklen Kammes hinauf brüllte die Front. Rot tanzte es am Nachthimmel dahin. Schreien, Rufen, Hämmern und Krachen hallte zu uns herüber; dumpf und schwer rollte das Echo der Artillerieabschüsse durch die Bergwände. Die Standschützen-Köche der Innsbrucker standen aufgeregt und neugierig herum, hinter uns tapsten immer noch nachkommende Abstürzler in die zusammengeschmolzene Abteilung, und mitten in dieser losgelassenen Höllennacht des Durchbruchskampfes am Rauchkofel mußte ein Kaiserjägerunteroffizier seine Tiroler, Jäger, Landesschützen, Landstürmer und Standschützen fragen:

„Wer von euch hat noch Waffen?"

Eine dumpfe Wut stieg in uns allen auf.

Diese Schande! Und wer war schuld daran?

Wild brach es aus den Gliedern, die sich langsam formierten. Wild und trotzig!

„Wir hab'n koane Waff'n mehr, Zugsführer, weil... weil wir net überg'lauf'n sind!"

„Maul halt'n jetzt!"

Dann nach einer Pause.

„Wer redt' vom Überlauf'n. 's ischt unsere Schuld net, daß der Wallische uns überrumpelt hat... 's wird halt der Verrat g'wes'n sein, der Verrat von den Deserteuren von meiner Feldwach' gestern!"

Wie furchtbar erbittert sich das anhörte!

Deserteure von seiner Wache!

Was konnte er, was konnten wir dafür . . . aber . . . wartet!

Diese Deserteure hatten uns alle in Schande gebracht. Und weil die durchgegangen waren, hatten wir Tiroler keine Waffen mehr.

Wartet,... ihr!

„Vorwärts ... abzählen! ... Und schon!" Namen flogen auf.

Senfter... Pramstaller... Teroldi... Andergasser.., Bötschmann ... Troyer ...

Da waren ja so ziemlich alle noch da. Sechs Mann fehlten. Darunter der Bartele und der Stemberger.

Waren sie gefallen, oder beim Absturz der Baracke verunglückt? Vielleicht hatten sie sich auch verlaufen oder lagen von den Handgranaten verunglückt noch drüben in der Mulde.

Wie sahen wir aber aus. Die Monturen hatten wir ja alle noch. Aber kaum, daß einer eine Waffe hatte. Die Patronentaschen und leere Bajonettscheiden, das war so die beste Ausrüstung, die man vorweisen konnte. Dabei mußten die Italiener jede Minute hier herunten sein, wenn die Innsbrucker Standschützen nicht rechtzeitig alarmiert worden

waren. Aber die waren es. Denn sonst hätte der Lärm des Nahkampfes nicht so wild, nicht ganze hundert Meter ober uns getobt. Und während die da oben verbluteten, standen wir hier, Mann für Mann waffenlos und mußten zuhören, wie der Gegner die Nordtiroler Standschützen von Minute zu Minute mehr zerhämmerte.

Das verdankten wir alles nur den Ruthenen.

Der Obwezer beriet einen Augenblick mit dem Standschützenoberjäger von den Innsbruckern, der mit seinen Köchen und Ordonnanzen herumstand.

„Laß lei Zugsführer, i paß mit meine paar Schütz'n scho auf, daß koaner durch die Muld'n obakimmt, — ruck lei aufi!"

„Los, Abteilung marsch. So wie's seid's . . . Waff'n find'n wir schon noch!"

„Und die Verwundeten?" frug der Zugsführer.

„Die holt der Innsbrucker!"

Wir krochen im Gänsemarsch durch die Latschen und den Jungwald. Eine klägliche Schar. Im ganzen einunddreißig Mann.

Teufel, wie der Italiener heute nacht angriff. Das Feuer raste ja auch drüben am Piano und unten in der Popenaschlucht. Dazwischen quoll es immer bis zu uns herunter.

„Savoia . . . corraggio . . . avanti . . . avanti!"

Nach zehn Minuten, gerade über der Straße ober der Schluderbacher Wäscherei, stießen wir auf eine Abteilung Standschützen, die sich eben daran machten, als Verstärkung in Stellung zu gehen.

„Woher kommt's denn ihr?"

„Von oben!"

„Oha, ausg'ruckt?!"

„Na, oba g'fall'n!"

„Schöne Ausred!"

„Maul halt'n! Wer ist euer Kommandant?"

„Der Leutnant Wachter!"

„Herr Leutnant Wachter!"

„Hier!"

Der Obwexer machte Meldung.

„Teufl", sagte der Innsbrucker Schützenleutnant, „Teufl, was mach'n wir denn da!"

„So hinaufgehen mit Ihnen, Standschützenleutnant!"

„Also ja, geht's mit. An Menschen ist immer Not!"

Wir krochen hinter den Innsbruckern über die Knoten hinauf. Näher und näher tobte der Lärm des Nachtkampfes. Da stand auch schon die Baracke, in der sonst der Hauptmann Ander hauste.

Die Baracke war leer.

Wo war bloß der Hauptmann Ander?

„Der Hauptmann von euch Pusterer Schütz'n", meinten die Innsbrucker.

„Der werd' wohl mit der Reserve vom Alpinen Detachement hinauf sein, um euch außaz'reiß'n!"

Wir kamen nicht mehr weiter.

Der Einstieg in die Laufgräben war in dieser Form ausgeschlossen. Der Italiener legte vom Piano und jetzt auch von der Misurinastraße ein Feuer herüber, daß es uns mit Schnee, Steinen, gefrorener Erde und Eisen buchstäblich nur so zuplattete.

Oben trommelten inzwischen die Maschinengewehre. Von der Plätzwiese schoß unsere Artillerie in die Popenaschlucht. Dort traf die doch keinen Gegner mehr. Der war schon herüben.

Aber es half nichts. Durch mußten wir.

„Herr Leutnant Wachter, lassen Sie mich mit meine Leut' voraus!"

„Meints'weg'n! Ich hab' eh nur'n Befehl, da am Hang z'wart'n!"

In Gruppen zu zweit, zu dreien, hetzten wir los. Wie leicht das ging ohne Waffen.

Tschiiiiii — bum — bum — jaulte es dazwischen.

„Scheißeisen, haut her, ob's trifft oder nicht, heut' ist schon alles wurscht!"

Der Teroldi sprang mit mir in den Laufgraben.

„Rico . . . i glaub', wir beide haben uns da oben im Fallen aneinanderfestgehalten!"

Raaatsch — brumbrumm . . .

Tseng . . . die kollerte über unseren Köpfen weg zum Abhang hinab.

„Blindgänger . . . auf, Toni . . . die andern sind schon hinter uns. Nur keine Ansammlung hier."

Nach ein paar Schritten, die wir durch den Laufsteg hinaufhetzten, haut uns wieder ein Einschlag hin. Sobald wir den Brechreiz von dem scheußlichen Zeug's, mit dem die Amerikaner den Italienern ihre Munition versauen, ausgespuckt haben, schauen wir uns im Schnee um. — Die Kolonne ohne Gewehr ist noch immer schön hinter uns im Aufstieg. Man hört sogar die Stimme des Zugsführers, der als letzter geht.

„Vorwärts, weiter . . . weiter . . . uns brauchen sie."

„Halt . . . wo wollt's ihr denn hin?"

„Oh . . . Hauptmann Ander!"

„So, daß i wenigstens ein paar von euch find! Wo sind die andern vom ‚Alpinen'?"

„Da kommen sie!"

Bauz . . . ramram . . .

„Laßt lei . . . der Schuß geht rechts oba!"

„Herr Hauptmann, wiss'n Sie schon, wie's uns passiert . . ."

„I weiß, Buab'n ... grad g'sorgt hab i mi genug. I bin, wie's g'meld't word'n ist, daß ihr überrumpelt worden seid, sofort mit meine paar Leut' aufi zu euch, aber der Major von die Innsbrucker hat mir g'sagt, daß ihr alle verloren seids und daß nur a Restl sich unten nach'n Abbrechen von der Baracken im Schneeloch g'rettet hab'n kann. Jetzt hab' i dem Major meine Leut' dag'lass'n und bin g'schwind oba, um zu sehen, was noch da isch."

„Alles war sonst da, Hauptmann, nur keine G'wehr hab'n tun wir!"

„Was? — Keine G'wehr habt's mehr! Teifl! — Aber wartet's nur a bissel, — G'wehr werd'n wir gleich wieder hab'n!"

„Net stehenbleiben!" riefen die anderen, die nachkamen. „Geht schon wieder weiter."

Nach ein paar Minuten waren wir im Gefechtsstand des Bataillonskommandos der Innsbrucker Standschützen.

Der Theißen Ander besprach sich kurz mit einem alten Hauptmann der Innsbrucker, dann befahl er uns, unter einem überhängenden Treppenaufgang, der die von den Einschlägen herunterpolternden Steine und Eisenstücke aufhielt, Aufstellung zu nehmen.

Bis der Obwexer und die letzten da heroben waren, dauerte es doch noch einige Zeit.

Stumm schüttelte ihm der Hauptmann Ander die Hand.

Der Aufstieg hatte wieder Opfer gefordert.

Drei Mann fehlten.

„Mander", sagte dann der Anderl, „Mander, ohne G'wehr wie ihr seid's, könnt's natürlich koan Angriff abwehren. Aber d' Innsbrucker werd'n uns helfen! Der Hauptmann vom Innsbrucker Batt'lon, den i grad g'sproch'n hab, hat sieben G'wehr von verwundeten Schützen übrig. Die gibt

er uns! Und sonst. — Wieviel Mann haben MG.-Ausbildung?"

Fast der ganze Zug meldete sich.

„Obwexer, stellen Sie mir zwei Bedienungsmannschaften zusammen. Die Offiziere vom ruthenischen Bataillon haben ein paar Maschinengewehre gerettet! Jetzt liegen sie mit dem Rest von ihren Leuten drin zwischen den Schützen. Dort können wir gleich Verstärkungen ansetzen, bis das Sechsunddreißiger-Reservebataillon kommt!

Inzwischen holt der Einjährige Bötschmann mit zwei Schützen die Gewehre vom Innsbrucker Batt'lonsstab!"

Eine Granate platzte herab und riß mit ihrem Krachen, Schnee und aufgewirbelten Dreck jedes weitere Wort des Hauptmanns ab.

Nach wenigen Minuten waren die Gewehre zur Stelle.

„Die erste Gruppe unter meinem Kommando los!"

Der Hauptmann führte selber. Die anderen unter Obwexers Führung folgten.

Es waren nur mehr ein paar Schritte, dann hielt uns schon wieder ein Standschützenhauptmann von den Innsbruckern an. Der lag auf einer, weiß Gott wie hierher verpflanzten Holzkiste und schrieb Meldungen auf Zettelchen aus.

„Lorünser, servus, hast a paar übrige G'wehr?"

„Ja, vier, von tote Schütz'n!"

„Dank schön! Alsdann, wo sind wir am notwendigsten?"

„Durch den Graben halbrechts aufi mit deine Leut! Dort ist die Verbindung zur Landwehr abg'rissen. Noch haben die Wallischen unsere Maschine nicht ausheben können. Mußt auch sofort die Stellung ausbauen lassen. Laß es die Leut' mach'n, was keine G'wehr hab'n!"

Dann kamen noch fünf Minuten Laufschritt über den kahlen Hang. Verwundete hatschten uns entgegen, ein paar

Standschützen schleppten Munitionskisten vor, — ein Toter lag mit von sich gestreckten Händen im Schnee ... da lag ja auch noch ein Gewehr ... na, also ... ich bückte mich, — im gleichen Augenblick riß eine zweite Hand mir den Schaft unter den Fingern weg.

„Halt, des ist mein's!"

„Na, mein's ... schaug'n!" Ein fester Zugriff, ein Wegdrücken von ein paar Fingern und ich besaß es wirklich ganz allein für mich.

Da, die Schützenlinie hinter den äußersten Grabenstellungen! Rechts lagen Soldaten quer über dem Kamm. Hinter Kochkisten, Schneehaufen, geschmolzenen Erdhaufen und Steinen knallte es ununterbrochen auf. Weiter nach rechts abbrechend, gegen unsere sonstigen Anmarschsteige von der Schluderbacher Wäscherei her und mit dem Gesicht nach der Forame zu, hämmerte ein Maschinengewehr. Eine verfluchte Situation. Unsere Leute lagen so am unteren Teil des Rauchkofels und mußten ohne rechte Flankendeckung und von unten nach aufwärts feuernd den Gegner vor der Umgehung und einfachen Aufrollung unseres Frontabschnittes aufhalten. Mitten vor uns, über der aufsteigenden Berglehne, lag unsere verlassene Stellung mit den Gräben des Sechsunddreißiger-Bataillons.

Von dort her knallte und prasselte es jetzt auf uns herunter. Dort saß der Gegner und hielt uns solange noch in dieser Situation, bis er vom Popenatal oder oben über die Schneise genug Reserven herausgeholt hatte, um uns auch vom letzten Zipfel des Rauchkofels zu verjagen. Dann war er in Schluderbach und unsere ganze Stellung von Ruffredo bis zu den Zinnen aufgerollt. Der Piano mußte dann auch geräumt werden!

Zu zwei und drei Mann vorhastend, sprangen wir hinter die feuernden Schützen.

Das waren hier die Reste des zusammengehauenen und wohl auch großenteils freiwillig in Gefangenschaft gegangenen ruthenischen Bataillons. Ein paar Offiziere, Chargen, Soldaten und dazwischen, bunt verteilt, Innsbrucker Standschützen.

Die hatten den Stoß aufgefangen und die Lage gerettet gehabt. Der Angriff des Gegners stand augenblicklich.

„Wer verwundet wird, gibt die Gewehre an die Verstärkung ab. Munition ausschütten! MG.-Mannschaften sofort zur Verstärkung der im Gefecht befindlichen Bedienung!"

Das war eben das Kommando des Hauptmann Anderl. Das fuhr in die Glieder. Ob wir es waren, ob es die Innsbrucker Schützen oder die Ruthenen waren. Es dauerte Augenblicke und schon halten die Kameraden die Läufe in der Hand, greifen in die aufgeschütteten Magazine und brennen Schuß um Schuß in den grauen Morgen hinaus.

Ja, es war inzwischen Morgen geworden. Einer der unfreundlichen lauwarmen und dann plötzlich wieder eiskalten Märzmorgen dieses Jahres eintausendneunhundertsechzehn.

Die Italiener hatten sich oberhalb unserer Schützenlinie in den Querstollen und Zickzacklinien unserer Laufgräben eingegraben. Ihr Feuer flatterte augenblicklich nur stellenweise wieder auf, sie brachten wohl gerade neue Maschinengewehre und Reserven in Stellung. Dafür tobte unsere Artillerie ganz ordentlich über dem Popenatal und vom linken, oberen Rauchkofelhang.

Herrgott, dort lag ja noch unser Leutnant Bauer mit seinen Feldwachen oben.

Hatten die überhaupt während dieses Angriffs eingegriffen und die Italiener ins Flankenfeuer genommen? Die waren wohl auch abgeschnitten, aufgerollt und jämmerlich abgefangen worden.

Alles wegen des Verrates. Denn, sonst wäre der Gegner nie da herübergekommen, wenn ihm nicht die Deserteure den Weg gewiesen hätten.

Armer Lehrer Bauer.

Der Schütze neben mir brannte wieder ein paar Schuß los. Einen Augenblick sah ich im Aufblitzen des Schusses sein Gesicht. Das war ja der Oberleutnant Rakowsky.

Ta—pum, dann Pause und wieder

Ta—pum.

Hinter uns schaufelten und schanzten ein paar Kameraden, die noch ohne Waffe geblieben waren, mit einigen Ruthenen.

Vom Hauptmann kam ein weiterer Befehl.

„Bei neuem Angriff zu uns her zurückspringen. Feuer nur dann auf meinen Befehl!"

„Jawohl, Hauptmann Ander."

Der Befehl war gut. Im Laufgraben, der rechts unterhalb Rakowskys den Einbruch des Gegners sperren sollte, lag ein umgestürzter spanischer Reiter und eine Kochkiste. Das war alles. Gewiß flankierte das Maschinengewehr, das jetzt unsere Schützenmannschaft mit bediente, den Graben, — aber ...

Achtung, da kamen sie schon wieder.

Rasselnd fiel das Maschinengewehrfeuer ein.

„Zurückspringen!"

Wir kletterten die paar Schritte zurück.

Da hatten die Kameraden ja eine richtige Schützenbrüstung aus Schnee in den paar Minuten ausgehöhlt.

Mit den Händen, denn Werkzeuge hatten sie ja nicht.

Dann kamen wir dicht nebeneinander zu liegen. Beinahe Mann neben Mann. Das Maschinengewehr am Flügel bezog auch eine neue Stellung. Etwas hinter uns.

Eine Schulter spürte fast die andere. — Atem keuchte neben

Atem. War es ein Deutscher, war es ein Ruthene oder war es der Polenoberleutnant neben mir. Ich wußte es nicht. Fieberheiß jagten die Pulse, die Augen trieb es einem heraus, gierig, blutunterlaufen. Die Faust lag am Abzug.

Kommt! Billig verkaufen wir uns nicht.

Und sie kamen.

Sprungweise, hastend, sich vorsichtig vorwärtstastend. Graufarben hoben sich ihre Uniformen vom weißen Schneegefleck ab. Wie lang ihre Gewehre waren mit dem aufgepflanzten Seitengewehr! Schneemützen hatten sie auf. Manche trugen auch den kurzen charakteristischen Pelerinenmantel.

Da links schleppten welche ein Maschinengewehr vor. Warum dürfen wir noch nicht feuern. Warum nicht, Theißen Anderl?

Da lagen wir, erhitzt, erbittert, zum jähen Aufsprung oder zum kaltblütigen Losfeuern bereit, und dort liefen schon zehn, fünfzehn, dreißig, sechzig Gestalten im Morgengrauen heran, hüpften über Steine, sprangen über Verbindungsgräben, hockten sich nieder, lauerten, sprangen dann wieder auf und schoben sich kriechend ein paar weitere Schritte vor.

Wir warteten noch immer schußbereit.

In diesem Augenblick ratterte links hinter unserm Flügel bei der Hauptstellung der Innsbrucker ein Maschinengewehr los.

„Teufel, die Italiener greifen auch dort rückwärts hinter unserer linken Flanke die Innsbrucker frontal an!"

Wir konnten von unserer Notstellung aus nach dieser Richtung hin nichts sehen.

Da war ja schon ihr Geschrei.

„Avanti... avanti... alpini... avanti... Savoia!"

Eine Schützensalve brach dort los.

Scheußlich, dabei so daliegen müssen und nicht wissen, was halblinks hinter uns unten geschah. Aber die Innsbrucker würden schon halten.

Taktaktaktaktaktak.

Sssssssssssssss —

Aha, da schoß nun die vor uns in Stellung gebrachte Alpinimaschine. Auf hundert Schritt schoß die. Natürlich zu hoch.

Und dann brach es auch über uns selbst herein. Die italienischen Batterien vom Piano, von der Misurinastraße und die feindliche Gebirgsartillerie vom Popenahang legte Sperrfeuer zwischen den rechten Flügel der Standschützen aus Innsbruck und unsere Notstellung. Sperrfeuer heißt es wohl. Aber das war kein Absperren eines zum letzten Gegenstoß sprungbereiten Häufleins mehr. Das war ein Zerschlagen des Berges, ein Zerwühlen metertief gefrorener Schneeschichten, unter denen man noch den nackten Fels herausholte, damit seine zersplitterten Steinschiefer das kümmerliche Bestehen von Leibern übersäte, die da geduckt am Boden kauerten, um ihr letztes, ihr bißchen Leben, an einen siegreicheren Gegner halbwegs anständig zu verkaufen.

Schlag um Schlag brach über uns herein. Steinregen, Schnee, Eisenspäne, heiße Sprungstücke, Erdklumpen, alles, was der in Sekundenintervallen aufzitternde Berg über uns niederprasseln lassen konnte, deckte ein Halbbataillon Innsbrucker Standschützen, ein Restbataillon Ruthenen und keine dreißig gänzlich unausgerüstete „Hochalpine" zu.

Keiner kümmerte sich in diesen Minuten des italienischen Trommelfeuers mehr um den Gegner und auch nicht um die Kameraden. Jeder verkroch sich buchstäblich in das bißchen Schnee, in das bißchen Eis, das die Hände loskratzen konnte und wühlte Kopf, Ellenbogen und Knie hinein. Ein In-Deckung-gehen oder Kavernen-aufsuchen gab es hier nicht.

„Totschlagen, rein totschlagen muß man sich von diesem Dreck lassen!“ hörte ich die Stimme Oberleutnant Rakowskys nebenan, wie aus weiter Ferne, aufschimpfen.

Prammpramm ... rumm —

Meterhoch flog es wieder auf.

Da rasselte noch im Auszischen der durch die Luft spritzenden Granatsplitter das rechte Maschinengewehr los.

Hart, unerbittlich, erlösend.

Ein Blick über den völlig zerwühlten Schneekamm nach vorne, ein Riß am Verschluß, — voller Schnee war der auch noch, — ein Aufknien, Liegen nützte hier nicht mehr, und schon peitschte der eigene Karabiner in die schwarzgraue Masse voraus, die sich jetzt wieder katzenhaft rasch und flink aus dem bisher eigenen Laufgraben in zahllose Einzelgestalten auflöste und auf uns lossprang.

„Aaangriff ... feuern!“

Der Befehl aus irgendeinem Trichterloch, hinter uns gerufen, kam zu spät. Was hieß hier noch feuern. —

Hier gab's nur noch eins.

Raufen! —

Sie schmissen noch Handgranaten. Dann war aber der Zug Obwexer und die Standschützen Hauptmann Anders schon am Gegner.

Ein vielstimmiges Losbrüllen, ein Keuchen, ein Losspringen und dann haben die Hände zu tun. Dann greifen die Fäuste zu, pressen sich die Daumen unerbittlich auf eine Gurgel, die Knie stoßen hart in einen Unterleib, ein Schuß kracht, fehlgegangen am Ohr vorbei, Zähne beißen sich gierig in eine Hand, — heiserer Atem ringt röchelnd um Luft, Körper umspannen sich, ringen, stolpern, stürzen und rollen wild ineinander verknotet über die Abhänge dahin. Andere Körper fallen darüber, — kein Schreilaut ertönt. Auch das Klirren und Rasseln der Waffen verstummt. Nur das Atem-

suchen, das Nach-Luft-ringen erstickender Menschenkörper, die unartikulierten Laute gewürgter und würgender Menschen erfüllen das Kampffeld. Keiner hört um sich mehr das Toben der Materialschlacht. Auch das Rattern und Knattern der in der Abwehr des dortigen Alpiniangriffes feuernden Standschützen ist nur mehr ein ganz ferner Ton. Die Augen allein sehen, hören, stieren und suchen. Sie finden. Ja, sie finden immer noch, und dann wiederholt sich das fürchterliche Ringen noch einmal.

Wiederum krallen sich Hände um einen stoßbereiten Gewehrlauf. Wieder schneidet ein scharfes Bajonetteisen an den Fingern blutig entlang, wiederum prellt ein Stoß vor die Brust des Gegners. Wiederum sehen sich zwei Augenpaare an, haßerfüllt, todesdrohend, Augen, die sich nie gekannt haben und die sich in diesem Augenblick ineinanderbohren, als wollten sie aus dem tiefsten Innern des anderen doch noch eine leise Regung von Mitleid, von Erbarmen, von Menschlichkeit aufspüren.

Aber nichts von alledem. Hier ringt Mensch um Mensch, hier ringt Selbsterhaltungstrieb mit Selbsterhaltungstrieb, hier kämpft der Krieg mit dem Krieg.

Aber alles Entgegenstemmen hilft nichts. Wir müssen zurück. Fußbreit, buchstäblich fußbreit räumt die Abteilung Unterhuber und Obwexer den Boden.

Ob wir noch so heißen, ob der Unterhuber, der Obwexer noch lebt, weiß keiner.

Nur Gestalten, Körper von Kameraden, spürt man, die zurückspringen, man weiß, der Feind kann es nicht sein, der holt tief keuchend da vorne am Notgrabenrand Atem, der holt erst neue Reserven heran, Reserven, die Menschen sind. Soldaten, die kämpfen wollen, nicht würgen müssen. Leichen liegen da herum, Leichen von Feldgrauen, ... wer's wohl sein mag, ... das ist jetzt alles so gleich. Wo wir uns

hinschmeißen müssen ist der Boden zerschlagen, da liegen Fetzen, Uniformen, Menschenleiber, Verwundete.

Wieder spürt Schulter Schulter, ahnt der Ellenbogen den Ellenbogen des Kameraden. So nah aneinander müssen wir hier wiederum liegen. Zusammengepreßt auf einen Rest Fels, auf ein paar Quadratmeter Schnee und Stein. Aber wir dürfen nicht herunter von diesem Fleckchen, denn wenn wir einmal unten sind, — kommen wir nie mehr wieder hinauf.

Am linken Flügel, gegen die Innsbrucker, rennen sie immer noch an. Nur das Sperrfeuer hat aufgehört. Das liegt jetzt ganz im Tal, herumgedreht nach Nordosten, gegen Landro zu.

Plötzlich ist Bewegung hinter uns. Arme recken sich vor, Arme, die etwas weiterreichen ... die Hände greifen danach, fassen, begreifen erst einen Augenblick, vergewissern sich erst und dann, wie erlöst, packen sie fest zu und halten das Erhaltene fest. Greifen in die vorgereichten Brotsäcke und spielen freudig, erlöst im Messinggeklimper der Munition.

Frische Munition ist da!

Da duckt sich die Masse da vorne schon wieder aus vielfach zerrissenen Schneemulden und Sprengtrichtern zum Anlauf. Hoch springen die Offiziere vor. Hell im Taglicht greifen sie an. Herrlich, schneidig, ein Bild römischer siegwollender Tapferkeit, Trompeten setzten sie sogar an, helle, hochtönende Sturmtrompeten. Und links in das Schießen der Standschützen aus Innsbruck rast es jubelnd auch dort noch einmal in das Taktak und Tapum österreichischer Gewehre.

„Savoia ... vittoria ... Savoia!“

Wir verbeißen die Zähne. Es knirscht auf dem hartgefrorenen Schnee heran, drohend, mit hochgeschwungenem moschetto und blinkendem baionetta in canna, — nur eine

Sekunde noch ... eine einzige Sekunde, — da ... ein Ruf auch bei uns. Ein jauchzender Abwehrruf.

„Deutsche ... halt's z'samm!“ Und dann rollte die Salve.

*

Zwei Tage hält die Abteilung Unterhuber mit dem Rest Kaiserjäger, Landesschützen, Landstürmer und Standschützen die Südflanke des Innsbrucker Standschützenbataillons. Zwei Tage und eine Nacht prasselt das feindliche Zertrümmerungsfeuer auf sie nieder und zerschlägt erbarmungslos alles, was von dem Häuflein Menschen notdürftig aus Schnee und Stein wieder aufgerichtet wird, um eine halbwegs brauchbare Deckung zu schaffen. Und am Morgen jedes dieser beiden Tage wiederholt sich der feindliche Angriff. Jedesmal treibt der Gegner seine alpini und fanti bis an den lebendigen Wall der Deutschösterreicher heran. Und jedesmal bricht sein Angriff am unerbittlichen „Nein, bis hierher und nicht weiter“ der Abteilung Unterhuber und der Innsbrucker Standschützen zusammen.

Am Mittag des ersten Angriffstages leben noch vierundzwanzig von den einunddreißig Geretteten des alpinen Detachements. Unter den Gefallenen des ersten Tages ist der Zugsführer Sebastian Obwexer vom ersten Regiment der Tiroler Kaiserjäger. Der k. u. k. Zugsführer Obwexer, der beim Hauptangriff der Italiener, als sich die Verteidiger zusammenduckten, um nach dem vorangegangenen furchtbaren Nahkampf letzten erbitterten Widerstand zu leisten, seine Kameraden mit dem Rufe sammelte:

„Deutsche, haltet zusammen!“

Angesichts des Todes war er, der Nur-Österreicher, der Nur-Soldat der Monarchie, zum Bekenner seines eigenen Volkstums geworden.

Am zweiten Morgen, den die feindliche Angriffswelle umbrandet, leben von den vierundzwanzig noch siebzehn.

Die Führung hat jetzt allein der Standschützenhauptmann Andreas Unterhuber. Er liegt mit seinen paar Leuten in den letzten Trümmerresten einer durch eine Sprengung aufgerissenen Kaverne, deren vorderer offener Teil eine Art Plattform mit Brustwehren bildet, während die Rückseite noch vom Fels überdacht ist und so den Verwundeten ein wenig Schutz vor dem Steinschlag und den feindlichen Geschossen bietet. Nur einen gefährlichen Nachteil hat diese Flankenstellung. Eine einzige Leiter führt von ihrer rechten Seite zum letzten Verbindungsgraben mit den Innsbrucker Schützen.

Wird der Abteilung Unterhuber dieser einzige Rückzugsweg abgeschnitten, dann ist sie bei einem weiteren Vorkommen des Gegners abgeschnitten und verloren. Darum hat der Anderl auch alle Mann, die er schon in der Nacht, als das Unglück mit dem Absturz der Baracke geschah, als Maschinengewehrbedienung bestimmt hat, an die beiden Maschinengewehre befohlen. Nur ein kleiner Rest Scharfschützen darf mit den eigenen neuerhaltenen Gewehren feuern. — Munition ist noch so viel da, daß man zur Not einen feindlichen Sturm abwehren kann, — zur Not, das heißt also, wenn es gelingt, den Gegner durch wohlgezieltes Feuer zu zermürben.

So ist also die Gefechtslage, als die dritte Nacht anbricht.

„Toni", sagt leise der Teroldi, der neben mir ganz rechts, am äußersten Zipfel der vereisten Plattform als rechte Maschinengewehr-Sicherung hinter einem umgestürzten Tragtierkorb liegt, den wir mit Schnee vollgeschmissen und vor uns als Deckung hinausgeschoben haben, „Toni . . . wenn diese Nacht keine Verstärkung kommt, die uns hilft, dann bin ich morgen kriegsgefangen und kann es erleben, daß die da drüben mich als Verräter niederschlagen wie einen Hund!"

„Nichts dürfen's dir tun, hast doch nichts anders getan, als deine Pflicht!"

„Pflicht, Toni .... was heißt hier Pflicht. Welche Pflicht ist größer? Die seinem Volk' zu dienen, oder die seinem Staate sein Leben zum Opfer zu bringen?"

„Rico, wenn ich dich jetzt so red'n hör, hätt ich dich damals nie von der Arbeiterkompagnie beim Hauptmann losgebeten!"

„Das vergeß' ich dir auch nicht, Toni, — aber, wie ich zu diesem Staate stehe, habe ich dir ja schon damals gesagt!"

„Warum bist denn dann bis jetzt immer einer unserer Besten gewesen und hast nie etwas gesagt, auch wenn dich der eine oder andere einmal als ‚Italiener' ein bissel schlecht behandelt hat?"

„Weil ich versuchen wollte, in meiner Pflichterfüllung euch gerecht zu werden, aber gewiß nicht dem Staate, der mir soviel Unrecht zugefügt hat, ein Unrecht, das vielleicht durch die außerordentlichen Umstände entschuldbar schien, das aber in seinem Eindruck niemals ganz vergessen werden kann."

„Und wir, Rico, wir, der Hauptmann, der Leutnant und die Kameraden, wir haben dir durch unser Verhalten das ‚amtliche Unrecht' von damals nicht gutgemacht?"

„Ihr, ja ihr schon, — aber ihr seid doch auch etwas ganz anderes!"

„Wieso Rico?"

„Wieso Toni .... aber schau doch .... ihr alle, der Hauptmann, der Leutnant, der tote Berger Christl, der Senfter und viele, die alle diese Zeit mit uns mitgemacht haben, die verkörpern doch nicht den Staat l'Austria — Ungheria!" — Wie haßerfüllt er diesen Namen wieder aussprach! Seit Monaten hatte ich mit ihm über seine traurigen Erfahrungen nicht mehr gesprochen gehabt. So sehr war er nicht nur mir, sondern auch den anderen nur als verkörperter Soldat er-

schienen, der alle persönliche Unbill zu vergessen haben schien und scheinbar nur seiner Pflicht lebte. Und jetzt, ausgerechnet jetzt in diesem allerhärtesten Augenblick, den wir, seit wir hier in unseren Bergen lagen, durchlebten, brach das alles plötzlich wieder bei ihm auf.

Eine ganze Weile mochte vergangen sein, bis ich ihn wieder fragte. „Was verkörpern wir denn dann, Rico?"

Da lachte er nur leise .... „Das was ihr seid, das verkörpert ihr, das woran ihr glaubt!"

„So, und an was sollen wir denn nicht glauben?"

„An das Österreich-Ungarn, um dessentwillen meine Landsleute euch, dich und mich schon seit Tagen zerschlagen, verschütten, verwunden und angreifen!"

„Ein purer Blödsinn ist's, was da redest, Rico ... grad von dir hätt' ich das nie erwartet. Von dir ... jetzt wo ich eben wieder dran denken muß, wie du dem Obwexer wegen dem Senfter neulich noch die kluge Antwort gegeben hast."

„Grad deshalb ist's kein Blödsinn, was ich sag', Toni, auch wenn es auf den ersten Blick hin widersinnig erscheint. Paß auf, weil ich es als Welschtiroler besser erkannt habe, worum es geht und es klarer sehe, als ihr es euch selber eingestehen wollt, darum bleibe ich eben bei euch."

„Das verstehe ich nicht!"

„Glaub ich, Toni, für jeden anderen, der unsere Tragödie erkennt, die mich und viele meiner Landsleute von dem Augenblick an erfaßt hat, wo wir als Italiener gegen Italiener zu fechten begonnen haben, mags vielleicht unnatürlich erscheinen, wenn ich jetzt sage, ich bleibe bei euch! Aber trotzdem muß es so sein, ja, es muß so sein, ... damit die .... die später einmal diesen Krieg begreifen werden, — niemals mehr in den Wahnsinn verfallen, gleiches Volk gegen gleiches Volk kämpfen zu lassen!"

„So glaubst du also, daß du und alle die, die gegen ihren

Willen als österreichische Soldaten gegen Gleichnationale in anderen Heeren kämpfen müssen .... so eine Art Märtyrer sind?"

„Ja!"

Das klang mir grad' in dieser Stunde zu .... wie heißt das doch .... richtig, zu großsprecherisch und übertrieben. Aber Rico war eben ein Italiener .... die redeten sich oft so in schwungvolle Worte hinein .... und dann —. Wenn ich an all das dachte, was der Hauptmann, der Lehrer Bauer, viele Kameraden und schließlich neulich auch die Ruthenen gesagt hatten, so hatte der Rico auch nicht so sehr unrecht.

„Rico .... und was verkörpern denn wir .... woran glauben denn wir, der Ander, der Leutnant, der Senfter und ich?"

„Ihr verkörpert euer Volk .... ihr glaubt im tiefsten Innern vielleicht heute schon unbewußt an eure deutsche Nation!"

„Maul halt'n da drüben!"

Hatten wir zu laut gesprochen? Vielleicht. Dafür war das, was wir gesprochen hatten, Grund genug, jetzt um so mehr zu schweigen und nachzudenken.

*

Wie still das Kampffeld vor uns jetzt dalag!

Keine Leuchtkugel stieg, kein Schuß löste sein Echo in den Felswänden, kein Kratzen, kein Schaufeln und Pickeln und auch kein leises Scharren ausmarschierender Füße war zu hören. Die Front schlief, ja sie schlief buchstäblich, zermartert, zerschlagen, totmüde, nur gerüttelt von den Fieberschauern der Soldaten drüben, die ihre letzten Kräfte noch einmal stärken sollten, um beim Morgengrauen wieder an den Gegner herangehetzt zu werden. Und bei uns hier schliefen sie jetzt, um wieder mit Handgranaten und Kolben morgen

den herankriechenden Feind von dem letzten Stückchen Bergrand zurückwerfen zu können, um wieder getroffen und blutend im schmutzigen Schnee niederzubrechen und dann endlich wirklich schlafen zu können, ja schlafen .... nur schlafen!

Grad jetzt merkte man, wie die eigene Müdigkeit immer schlimmer wurde, und vor allem der Magen meldete sich wieder. Wielange hatten wir eigentlich nichts gegessen? Während des Gefechtes und Kämpfens der letzten zwei Tage hatte man das vergessen, aber jetzt, wo die große Stille an den übermüdeten Körper und die Nerven besondere Ansprüche stellte, da peinigte einen der Hunger plötzlich unerbittlich. Es mußte aber diese paar Stunden noch so gehen, bis endlich Verstärkung kam, es mußte....

Jemand kroch zwischen dem Teroldi und mir heran.

„Sssst! .... i' bin's, der Ander!"

„Ja, Hauptmann!"

„Gibt's was neues, Bruggler!"

„Nichts, Hauptmann, da vorn rührt sich nichts, die sind grad so müd, wie wir ... aber Hunger hab'n wir ...."

„Schon gut, Buab'n ... in einer Stund spätestens sind die Bosniaken da!"

„Wer?"

„Die Bosniak'n! Das ruthenische Reservebatt'lon, das hätt' schon gestern in Stellung geh'n soll'n und das uns hätt aufnehmen soll'n, hat'n Befehl verweigert. Jetzt haben's erst mit der Bahn ein bosnisches Feldjägerbatt'lon herhol'n müss'n! Die hab'n erst die Ruthenen halb derschlag'n vor Wut und kommen jetzt mit den Ruthenen zusammen herauf. Die Spitze ist schon hinter Landro. In einer Stund' gibt's was z'ess'n und in zwei einen Gegenangriff ....

*

Gegen halb vier früh wird's gewesen sein, da hat unsere Artillerie zu schießen angefangen. Mit einem Schlag ist die Front wieder aufgewacht. Das dröhnte erst kurz auf, dann heulte es über unsere Köpfe hinweg und schlug mit Krachen und Splittern drüben und droben in unseren alten Stellungen ein, daß dem Gegner Hören und Sehen vergehen mußte. Die ganze Höhenlinie von der Plätzwiese über den Dürenstein bis nach Landro hinunter schien losgelassen. Dazwischen heulte es auch ganz groß und unheimlich daher und bummerte weit hinter der Cristallowand in die Gegend von Tre Croci und Cortina. Das waren unsere Dreißiger.

Der Italiener blieb auch nicht untätig. Seine kleinen Geschütze, die Tschim — bum, wie wir sie nannten, bellten auch nicht schlecht zurück. Aber sie mußten diesmal klein beigeben. Das k. u. k. Artilleriekonzert übertönte alles.

Jetzt haute es schon knappe fünfzig Schritt vor uns in die vordersten Linien des Gegners ein. Woher kamen denn diese Einschläge?

„Sie haben eine Gebirgsbatt'rie bis hinter Schluderbach hergezogen und pulvern die alpini aus'n Schlaf!" hieß es unter den Schützen.

„Werd'n net schlechter heut g'weckt word'n sein, wie wir vorgeschtern auf' Nacht!"

„Ob's aa aso aussirennen werd'n, wie wir?" Ja, aussirennen!

Daß die hinausrennen sollten, darauf bereiteten wir uns gerade vor. Wir waren seit einer Stunde wieder bester Laune. Verständlich war das nur, weil wir Menage bekommen hatten, — und sogar viel zu essen, — die Tragtiere sollen sie bis zu den Standschützenküchen vorgejagt haben und diese Tragtiere hatten Suppe, Brot und sogar ein richtiges Gullasch mitgebracht gehabt. Nun war unser Le-

bensmut wieder um ein tüchtiges gestiegen. Dann hatte es auch Rum gegeben, richtigen starken Rum, der wärmte.

Die Bosniaken, von denen ein Halbzug im Dunkeln bis zu uns vorgekrochen und über die knarrende Verbindungsleiter heraufgestiegen war, schienen auch von dem Rum stark beseelt; wenigstens gaben einige von ihnen immer wieder zu verstehen, daß es bei ihnen nur heiße:

„Nema Rum, nema Sturm" — Keinen Rum, dann auch keinen Sturmangriff!

Schmatzend und leise untereinanderredend hockten sie hinter uns, diese riesengroßen Burschen aus den bosnischen Bergen und der Herzegowina. Ob's Türken, ob's Serben oder Kroaten waren, das war aus ihnen jetzt nicht herauszubringen. Ihr Ruf als Stürmer galt der Truppe und diesen Ruf hatten sie vor kurzem erst gegenüber den eigenen k. u. k. Soldaten, den Ruthenen, wieder wahrgemacht. Auch von denen lagen jetzt etliche zwischen uns. Geduckt, schweigend, verbissen, vielleicht auch gleichgültig. Es mußte doch furchtbar sein für diese Leute, so wie das liebe Vieh auf die Schlachtbank getrieben zu werden, ruhelos, zwecklos, nur im Bewußtsein, daß sie eben zu kämpfen und zu sterben hatten, ganz gleichgültig für wen und durch wen.

Ricos Worte lebten wieder in mir auf. Hatten die nicht auch ein Recht, für ihr weißrussisches, ihr ruthenisches Volkstum zu kämpfen? — Waren sie nicht auch Opfergänger für eine spätere, gerechtere Zeit? Einer Zeit, die ihnen auch die Freiheit ihres Volkes gab?

„Abteilung Unterhuber hört auf mein Kommando, Unteroffiziere zurück zu mir!"

Eine fremde, nicht fließend deutsch anklingende Stimme rief diesen Befehl halblaut mitten im Zischen und Dröhnen unserer Artilleriesalven.

Wir krochen zurück. Über dem Anderl hockte ein anderer

Hauptmann. Klein untersetzt, mit einem richtigen Schnurrbart, so, wie wir ihn als Kinder immer auf den Husarenbildern abgebildet gesehen hatten. Er hatte eine alte Kapuze umgeschlagen und rieb sich die Hände, hauchte sie an und rieb sie dann von neuem.

„Herr Hauptmann Miletics führt die ganze Mannschaft, die hier versammelt ist als Flankendeckung des rechten Angriffslügels vor", erklärte der Anderl leise.

„Ja, lieber Tiroler Kamerad, so wollen wir also jetzt die Sturmkolonnen disponieren. Wieviel Mann hast du noch?"

„Siebzehn mit zwei MG.'s!"

„Serrr gutt!"

„Nehme ich also meine Bosniaken als linker Flügel unserer Angriffsgruppe, nimmst du mit Tirrollern rechten Flügel, und du Leutnant Jarorski mit Ruthenen gehst in Mitte vor!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Jetzt erst sahen wir, daß ein langgeschossener, blasser Offizier vom Sechsunddreißiger Landwehrregiment auch zwischen uns am Boden hockte. Armer Kerl. Der mochte keine rechte Freude am heutigen Angriff haben. Aber was half's. Hier hatte er wenigstens die Sicherheit, das seine Leute in dieser Begleitung vorgehen mußten.

„Unteroffiziere nochmals alle gut aufpassen!" sagte Hauptmann Miletics noch.

„Von jeder Abteilung gehen vier Mann über die Leiter zurück und holen Handgranaten heran. Die Standschützen links hinter uns haben schon angefaßt die Handgranaten. Habe ich Rest Handgranaten auf Zugangssteig, dreißig Schritt rechts hinter Zugangsleiter aufstapeln lassen. Ist bosnischer Posten dabei! Soll mitkommen, nach Abholung. Dann:" Punkt sechs Uhr dreißig beginnt Angriff. Uhren stellen! Artilleriefeuer hört Punkt sechs Uhr dreißig auf."

Wir sahen auf unsere Uhren. Da blieben also noch zwanzig Minuten Zeit. Ob an allen Fronten vor einem Angriff alles so gedrängt an Zeit, Raum und auch an Befehlsausgabe vorgenommen werden mußte, wie bei uns im Hochgebirge?

Wie wir da zusammengepferchten wie die Schafe, bald hundert Mann jetzt stark, auf der kleinen Steinrundfläche und im ausgehohlten Kavernenloch lagen, hätte bloß ein einziger Tschimbumtreffer genügt, um uns alle „rum" beseelt, in den Himmel zu befördern. Oder besser in die Himmel. Denn unter den Soldaten, die sich hier jetzt auf den Sturm vorzubereiten begannen, lagen solche, die in den römisch-katholischen Himmel kommen wollten, dann wieder andere, die in den russischen, also griechisch nicht unierten Himmel gehörten, weiter wieder andere, die in den griechisch-katholischen und endlich solche, die in den mohamedanischen Himmel gehörten. Da mochte sich der gute Petrus ....

„Und jetzt mein letzter Befehl", unterbrach der Bosniakenhauptmann diese Gedankengänge über die Himmelzugehörigkeit von nicht einmal hundert Mann österreichischer Soldaten etwas kurz und barsch.

„Der Angriff ist bis zur alten Stellung der Bataillone LJR — sechsunddreißigeins, des alpinen Detachements Unterhuber und der ersten Standschützenkompagnie Innsbruck — zwei vorzutragen. Er ist es! Verstanden. Zum Sturm angesetzt wird auf mein Kommando ‚los' ..... Wer nicht vorgeht, wird vorgetrieben! Verstanden Jarorski, das gilt für deine Leute. Ich werde zeigen den Ruthenenschweinen, was heißt Bosniakensturm!

Servus, abtreten!"

Wir krochen zurück, um die Kameraden für die Heranbringung der Handgranaten zu bestimmen. Im Vorwärtskriechen hörte ich den Pramstaller sagen:

„Und was a Tirolersturm isch', werd'n wir denen aa zeig'n, der Ruthenenbagasch!" Da brummte der Senfter von irgend woher. „Z'erscht werd'n wir'n Bauer aussihol'n, aus der G'fangenschaft, wann er noch lebt."

Ja, ob der mit den Kameraden oben in der Feldwache wohl noch lebte? Oder ob er schon seit Tagen in Cortina oder Pieve di Cadore als Gefangener weilte? An ihn hatten wir alle nicht gedacht in diesen letzten achtundvierzig Stunden. — Sechs Uhr zwanzig verflackert das Feuer unserer Batterie ein wenig. Das Höllenkonzert wird aber dadurch nicht leiser. Denn jetzt tobt der Italiener mit allen Geschützen los. Er glaubt, unsere angriffsbereiten Sturmkolonnen noch in den zehn Minuten zerhämmern zu können. Von rückwärts haben sie mit den Handgranaten auch noch Sturmleitern bis zu uns vorgebracht und Eispickel. So sind wir nun völlig ausgerüstet, um den Angriff „siegreich vorzutragen", wie das so schön in den Befehlen heißt. Dabei ist es eigentlich mein erster wirklicher Angriff, den ich heute erlebe, ja heute! Da fällt mir ja gerade ein, daß heute mein Geburtstag ist! Jawohl, mein siebzehnter Geburtstag!

Wie lächerlich mir das plötzlich vorkommt. Gerade jetzt, in diesem Augenblick muß ich mich daran erinnern. Jetzt würde auch Frau Hella nicht mehr sagen können, kleiner Junge. Gott, Frau Hella! — Auch sie wäre beinahe in Vergessenheit geraten unter den Eindrücken der letzten Wochen. Komisch. Hatte sich denn seit meiner Rückkehr aus dem Innsbrucker Spital ein Wandel in mir vollzogen? Das ganze Leben, der Krieg, das tägliche Erleben dieser Kämpfe, alles das erschien mir seit Wochen so anders als früher. Dazu kamen noch diese Zweifel und Gedankengänge über den Zweck dieses ganzen Kämpfens. Und das Ergebnis dieser Gedanken? — Ob ich's mir eingestehen wollte oder nicht, mit meinen siebzehn Jahren, nun stand es endlich klar vor

meinen Augen. Es war das, was sie alle immer wieder zum Ausdruck gebracht hatten. Die Schützen und Kameraden, schon damals am Piano, dann im Spital im Dorfe und schließlich der Hauptmann und der Lehrer. Der Zweck dieses Kämpfens war der einfachste Selbsterhaltungstrieb unseres Volkes, seine Heimat, seine Höfe deutsch zu erhalten. Darum kämpften wir, ja nur darum. Darum hatten wir die Pflicht auszuhalten, trotz Tschechen, trotz Ruthenen, trotz aller unguten Vorkommnisse in dieser Front hier. Das war die einfache Wirklichkeit und die wirkliche Wahrheit. Gewiß, aus Überlieferung, aus bisher tief eingewurzelt erschienenen Angelerntem hatte ich mich selbst zu dieser Auffassung immer noch nicht ganz durchzudenken getraut. Aber jetzt, heute an meinem siebzehnten Geburtstag, ein paar Minuten vor dem Sturmangriff auf die Italiener, da sehe ich ganz klar, daß die Worte meines eigenen Kameraden Teroldi, also eines italienischen Österreichers mir die letzten Zweifel genommen haben. Wenn er schon so denkt, dann hat der Lehrer Bauer, dann Standschützenleutnant Bauer, hast du wirklich recht!

Wir haben Glück. Links und rechts neben der Platte haut es ein, berstend treibt es meterhohe Schneetrichter und Steinwirbel hoch, aber uns trifft keine Granate und kein Tschimbum. Wir liegen wieder einmal wegen des Raummangels Schulter an Schulter, wie so oft in den letzten Stunden. Diesmal aber nicht lauernd, nicht fiebernd, nicht wütend über das Fleckchen Stein und Schnee, das uns so eng aneinanderzwingt. Nein, in diesen Minuten, wo so ganz andere Gedanken das Hirn durchfliegen, in diesen wenigen Minuten kauern wir gelassen und vom Erfolg unseres Angriffs überzeugt, da. Ob die den Sturm ahnen? Sicherlich, sonst hätte ihre Artillerie nicht so verzweifelt in unser Batteriefeuer gebumbst.

Finster ist es ja noch genug. Aber wir kennen die Lauf-

steige leider nur zu gut. Kaum fünfzig Schritt vor uns liegen sie jetzt auf Lauer, die Alpini.

Die Uhr zeigt sieben Minuten bis sechs Uhr dreißig. Sieben Minuten noch, nein, es sind nur noch sechs.

Ein Griff an die vier Handgranaten. Alles in Ordnung. Wenn das Gewehr nur beim Aufwärtslaufen nicht hindert.

„Häng's Gewehr um'n Rück'n!" flüstert der Pramstaller nebenan.

„Bssst!"

Noch drei Minuten.

Das Feuer unserer Batterien holt noch einmal zu einer einzigen vielfachen Salve auf.

Der Italiener schießt nicht mehr zurück.

Noch eine Minute!

Ein Blick nach links. Da liegen die Ruthenen mit Leutnant Jarorski. Dahinter die Bosnia . . .

„Los!"

Es ist ein einziges Aufschnellen. Dann ein paar Sätze vor. „Halt, vorsichtig über die Böschung oba!" Wir rutschen mehr als wir springen. So, da wären wir ohne Lärm drübergekommen. Nun heißt's über den Hang hinauf.

„Leitern her!"

Je zwei Mann springen an den Leitern hoch. Der Gegner merkt noch immer nichts. Eigenartig ist das. Der ganze tieferliegende Nordhang des Rauchkofels ist ja in Bewegung. So stockfinster ist es doch nicht, daß seine Posten uns nicht bemerken können.

Ein paar von unseren Leuten gehen ganz aufrecht. Wir steigen durch den einen Laufstollen weiter. Jetzt müssen wir doch gleich an dem umgeworfenen spanischen Reiter sein, ober dem wir vorgestern lagen. Unheimlich ist so ein schweigender Angriff. Unheimlicher noch deshalb, weil Punkt sechs

Uhr dreißig alle Batterien, die des Gegners und die unseren, mit dem Feuern aufgehört haben.

Da, endlich. Ein gelblichrotes Aufblitzen, ein Zischen, und schon hämmert es links von uns in die vorgehenden Ruthenen und Bosniaken hinein.

Taktaktaktaktaktaktak.

Und sofort darauf:

Ta — pum, Ta — pum, Tapum.

Rasend jagen sie ihre Munition aus den Läufen.

Wir haben's noch gut, weil wir gerade im Laufgraben sind. Aber die Ruthenen, denen böllert es ja jetzt auf zwanzig Schritt vor die Bäuche.

Da hängt er auch schon, der Angriff. Wir hören es an den Rufen der Italiener selber. Sehen können wir es ja nicht.

„Ecco, loro si fermano già!“

In diesem Augenblick ist vor uns im Stollen auch ein Aufspringen, ein Reißen an irgend etwas, und schon schnellt es über uns weg und knallt gegen irgendein Stück Blech oder ein Stück Granatsplitter.

Grad haben der Teroldi und ich noch Zeit, uns über den Rand des Stollens hinaufzuziehen und uns oben hinzuschmeißen, da kracht die auf uns gezielt gewesene Handgranate drinnen im Graben schon los.

Im Gedröhne der losgehenden Explosion gellt das Schreien eines Getroffenen auf, aber nun klatschen unsere Stielhandgranaten schon von oben auf die Schmeißer von drüben und zerböllern denen den spanischen Reiter und wahrscheinlich auch ein paar Knochen.

Aber uns ist nach links die Verbindung abgerissen. Der Rico und ich liegen direkt unter dem italienischen Maschinengewehr. — Wie das über unsere Köpfe hinfetzt.

Sakkra . . . Wenn die einen Sprung aus dem Graben machen, haben sie uns ohne große Mühe. Wir können nichts

tun, als platt am Boden liegen bleiben, bis die Verbindungsmannschaften von links bis zu uns heran sind. Rechts über dem Laufstollen hat der Anderl mit den übrigen Kameraden die Wallischen schon am Wickel. Die sind schon hart am Feind und raufen. Ohne einen Ruf, ohne Hurra sind die dort angesprungen.

Wenn die Mitte nur nicht zerflattert.

Daß die Schweinerei bei den Ruthenen auch nicht aufhören kann.

Auch im Laufstollen, aus dem wir heraus sind, haben sie sich schon am Kragen. Wir hören direkt zwischen dem Zischen und Tacken des Maschinengewehrs, wie sie da drinnen aufeinanderloshauen.

„Toni . . .", höre ich den Rico.

„Es bleibt nur ein Ausweg! Schmeiß eine auf die Maschine vor uns!" Grad machen sie dort eine sekundenlange Pause; die haben wohl eine Ladehemmung? Herrgott, jetzt aber los.

Pramsch, da schmeißen sie ja schon eine Handgranate auf uns beide her.

„Auf! . . ."

Ich bin mit einem Satz hoch und nach vorn gesprungen. Da zerreißt es schon hinter mir den Boden. Schreit da nicht der Rico auf? Aber ich habe keine Zeit mich umzusehen, die Handgranate los . . . eine . . ., zschsch, zischt die auf . . . so und jetzt noch eine und dann hier die letzte.

Niederschmeißen und die Detonationen abwarten ist dann das Geschehen eines Augenblicks.

Teufel, haben meine Dinger da gekracht.

Daß der mit der Maschine nimmer knallt. Hat's denn den?

Da hört man jetzt endlich links das Laufen der anderen wieder. Wer schimpft denn da so dazwischen? Schüsse fallen

auch weiter links oben. Dort haut der Italiener auch noch Handgranaten zurück.

Aber mitten in dem Lärm tobt einer.

„Wartet's. I werd' enk Beine mach'n, i werd' enk helfen, ds Feiglinge!"

Das ist doch der Senfter! — Wie kommt der da auf unseren linken Flügel.

Und da hebt sich mitten im Morgendunkel, mitten im Knallen, Krachen und Schießen zwischen den heranlaufenden Landwehrinfanteristen die Gestalt des Senfter ab, der mit einem hochgeschwungenen Eispickel auf die mit gekrümmten Rücken vorstolpernden Ruthenen loshaut und prügelt, als triebe er Muli vor sich her.

„Werd's angreifen, Teifl elendige, wirst du da zubispring'n! Vorwärts, na, kannsche net schneller vor, ha!"

Ein paar keuchen bis zu mir her und schmeißen sich dann fluchend hin. Aber da lag auch wieder so ein tirolischer Teufel. Weiß der Kuckuck, der Senfter hatte mich angesteckt.

„Auf, los! Vorwärts!"

Das Dunkel verhüllte mir die sicherlich wenig erfreuten verdutzten Gesichter der eben Angekommenen. Aber sie gehorchten, wenn auch etwas schwerfällig.

„Na, wird's bald! Direktion na levu, dorthin, wo italienisches Maschinengewehr!"

Nun sprangen sie willig mit mir vor.

Das MG. lag zerhauen. Zwei Mann Bedienung daneben schienen auch tot. Weiter, weiter.

Eine neue Salve prasselte uns entgegen.

Die anderen hatten sich nur ein paar Schritt zurückgezogen, da setzte auch wieder ein neues Maschinengewehr los.

Einen Ruthenen riß es nieder.

Vorwärts ihr anderen! Da hinauf über den Abhang.

„Vooorwäääärts!"

Rasend hämmerte der da oben los!

Pramsch ... Pramsch ...

Dann gab es neue Handgranaten in unsere Schützengruppe.

„Nieder!"

Taprumprumprumprum.

Der Boden zitterte. Tseng ... flog es neben meinem Kopf nieder.

„Auf ... weiter!"

Da, ein rollendes Taktaktaktak von rechts.

Sofort verstummte die gegnerische Maschine vor uns.

Das war Flankenfeuer vom Anderl drüben. Der hatte ein MG. den Italienern auf gleicher Höhe in die Flanke gestellt. Soweit war der schon voraus.

Einer sprang neben mich her und schmiß sich hin.

„Bruggler!"

„Rico ... bist du verwundet?"

„Ja, es hat mir einen Finger weggerissen!"

„Dann geh doch zurück!"

„Nein, jetzt nicht, nein!"

Prampsch ...

Trraprumprum.

Wieder schmissen sie Handgranaten.

„Bist du verbunden?"

„Ja, aus Not geht's!"

„Rico, geh sofort zurück!"

Da war links wieder die Stimme des Senfter.

„Los, auf, vorwärts ös galizische Krautfresser! Auf! Sonst derschlag i enk!"

Und dann waren wir an der zweiten italienischen Maschine.

Der Anderl hatte uns wohl bemerkt, denn seine Maschine stellte das Feuern ein.

Wo waren denn wieder meine Ruthenen?

Daß euch der Teufel hol', da kauerten sie wieder hinter dem Rico und mir auf dem Boden und getrauten sich nicht an die italienische Stellung heran. Aber jetzt hatten wir keine Zeit auf die da mehr aufzupassen. Da vor uns lag hinter der heißen Mitrailleuse ein Alpino und riß seinen Revolver hoch. Links und rechts von ihm lagen tote Italiener. Die hatte der Anderl von rechts herüber abgeschossen.

Was wollte dieser Einsame hier noch?

Seine noch lebenden Kameraden sprangen doch überall schon aus diesem Graben zurück. Wollte er es wirklich noch auf einen Kampf auf Leben und Tod ankommen lassen!

„Hau ihm doch den Revolver aus der Hand", schreie ich eben dem Rico zu, der auf ihn losspringt.

Einen Augenblick sehen sich die beiden in die Augen, — dann wirft sich der Rico auf ihn.

Dort ringt Italiener gegen Italiener. Aber der andere, der Soldat seines Volkes ist stärker. Den Rico hindert wohl auch seine verletzte und verbundene Hand. — Er knickt zusammen, während der Alpino hochspringt und ihm einen Stoß mit der Faust vor die Brust versetzt.

„Warte Bursche, niederknallen wirst du aber den Rico nicht!"

Aber ehe ich nahe genug an ihn heran bin, geschieht etwas merkwürdiges. Der Alpino wendet mir sein Gesicht zu, lacht höhnisch auf, — einen Augenblick lang erkennt man im düsteren Morgengrau eine Reihe blendend weißer Zähne in einem von Schneesonne und Gebirgsluft wettergebräunten Gesicht, — dann ein halblauter spöttisch klingender Ruf, — „Un alpino italiano non si arrende!" — Er hebt die Waffe gegen sich — ein Aufblitzen seines eigenen Revolvers und dann stürzt der tapfere Gegner hin, schlägt mit dem

Kopf hart gegen den Lauf des Maschinengewehrs, — ein Röcheln durchzittert die Glieder noch einmal, — aus!

Der Rico ist wieder aufgesprungen, sein Gesicht ist furchtbar blaß.

„Rico, geh zurück, es hat keinen Sinn, du verblutest noch hier!"

„Dummheit! — Was das schon ist! Aber der da, der da, Bruggler, das war ein Held. Hast du verstanden, was er gerufen hat?"

„Nein!"

„Ein italienischer Alpenjäger ergibt sich nicht!"

„Na, und ihr Helden, ha, habt's euch glücklich herangetraut, Saubande feige!"

Ich weiß nicht, warum ich so schimpfe. Jedenfalls ärgere ich mich über die Ruthenen, die jetzt, nachdem der tote Soldat da am Boden liegt, auch endlich herangekrochen sind und dumm grinsend den Toten umstehen.

„Wir nix sehen, pan Kurpurall!"

„I werd' euch schon helfen, nix sehen!"

„Sagt's lieber, nix wollen! Vorwärts! Du, da, nimm das Maschinengewehr auf und du! Werdet ihr eure dreckigen Füße von dem Toten wegtun! Die anderen weiter, weiter ... und schon!"

Rico lief wieder mit aufwärts. Auch er trieb jetzt die Ruthenen. Eine Granate schlug ein.

Teufel, war das unsere Artillerie? Die schoß ja zu kurz!

Da, wieder eine. Der Druck des Einschlages schmiß uns alle hin. Zwei brüllten auf. Es waren Ruthenen.

Hinter uns pustete und hastete es nun auch herauf.

„Weiter, ihr da vorne, vorwärts, angreifen! Seid's Ruthenen?"

„Nein, Tiroler!"

Prampram ... haute es uns ein drittes Mal von der

Plätzwiese her einen Granateinschlag zwischen die angreifenden Stürmer.

„Verdammt! Die schießen ja in uns hinein!"

„Die schießen bloß in die Ruthenen, damit sie vorgehen!" ruft einer hinter mir. Es ist ein Oberjäger von den Innsbrucker Standschützen.

„Dank' schön, woher weiß denn der Artilleriebeobachter, ob wir Ruthenen oder Deutsche sind?"

„Wird's halt annehmen, weil er welche hat liegen bleiben sehen, statt vorwärtsgehen! Seid's a bissel langsam vorgangen, ihr Pusterer!"

„Red net so blöd! Zwoa Deitsche alleinig können doch net einen ganzen ruthenischen Zug vorwärtstreiben!"

Daß Rico gar kein „Deutscher" war, ging den Innsbrucker auch gar nichts an.

Der Senfter war wohl zu weit links abgekommen. Auch der Anderl war rechts schon ganz oben am Hang. Wir hatten tatsächlich etwas verlangsamt. Dafür hatten wir dann gleich die Aufmerksamkeit unserer Artillerie zu verspüren bekommen.

Als ob wir Ruthenen wären! — So eine Schweinerei. Wenn es den Rico oder mich getroffen hätte, hätten wir für die Feigheit der Ruthenen mit büßen dürfen.

Mit den Innsbruckern ging es jetzt wieder besser vor.

Wir müssen den Gegner von jedem Schneewall, von jeder Eisrinne, von jedem verschneiten Steinblock und jedem Stück Graben vertreiben. Je höher wir am Rauchkofelhang hinaufspringen, desto erbitterter und desto heldenmütiger wehren sich die Alpini.

Wieder ist das Ringen von Mann zu Mann, jedesmal ein Anspringen, Niederkollern und ganz hundsgewöhnliches Raufen. Aber unser Stoß ist doch härter als ihre Ausdauer.

Die Bosniaken am linken Flügel sind durch das Popena-

tal schon fast bis knapp unter die Eisfelder des Cristallogletschers herauf. Das Flankenfeuer des Gegners vom Pianohang und seiner Stellung über dem unteren Bachfeld des Popenabaches ist wirkungslos, weil unsere Artillerie die Stellungen da drüben so zerhaut, daß denen Hören und Sehen zu vergehen scheint.

In wenigen Minuten müssen unsere Bosniaken dort drüben so weit sein, daß sie von dort, wo früher unsere unterste Feldwache das Tal gegen den Cristallohang von unten her abriegelt, die Alpini unbarmherzig jetzt ins Flankenfeuer nehmen können. Wenn unsere oberste Feldwache, ganz oben an den Steilwänden noch in unseren Händen wäre, dann gäbe es jetzt ein furchtbares Flankenfeuer von zwei Seiten für die Zurückgehenden. Dort oben sitzt aber jetzt eine italienische Maschine, die unseren rechten Flügelangriff verteufelt säubert.

So ist also der Lehrer Bauer mit seiner Feldwache sicher beim Überfall gefangen worden, oder ist er am Ende tot?

Doch wir haben keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken.

Der Gegner weicht immer nur noch schrittweise zurück. Daß kommt nur daher, weil der Anderl mit seiner Flügelgruppe die Italiener aufrollt und ihre Linie nach halblinks zu gegen die Felswände zurückbiegt. Die sind dort schon an der Stelle, wo das Bankerl stand, auf dem der Lehrer Bauer mir damals vom Sinne unseres Kampfes gesprochen hat.

Wir müssen jetzt auch selbst halblinks abschwenken. Die Richtung gibt ja der Gegner selbst.

In unserer alten ehemals äußersten Kammlinie, gegen das Popenatal zu, werfen sich die Alpini noch einmal in die hier noch meterhohen Schneegruben. Sie vergraben sich in unsere alten Maschinengewehrnester und feuern kaltblütig und schneidig, als ob sie Standschützen wären, die niemals aus ihrer Ruhe zu bringen sind.

„Wenn unsere Artillerie nur nicht so verrückt in die Steinwänd unter der alten Feldwach' knallte", sagt einer im Hinschmeißen und Verschnaufen neben mir.

Es ist der Pramstaller wieder.

„Verflucht, der Schnee ist hier wieder so hoch, daß man bei jedem Schritt oan halb'n Meter einikugelt!"

Das stimmte, — der Angriff hier heroben war schon kein Angriff mehr, sondern ein ununterbrochenes Aufspringen, wieder in den Schnee Einbrechen, Aufspringen und dann von neuem ins weiße Geriesel Hineinplatschen.

Jeder von uns war über und über mit Schweiß bedeckt, zitterte vor Herzklopfen über die schwere Anstrengung und prustete beim minutenlangen Niederkauern und Deckung nehmen so, daß vor dem Munde jedes einzelnen ganze kleine Schneewirbel aufsprangen.

Wir hatten wieder einmal alle Zusammenhänge mit den übrigen Angreifern verloren.

Wo die Ruthenen wieder steckten, das wußte der liebe Gott. Es war auch gleich, den letzten Ansprung, den schafften wir hier schon allein.

„Warum redst' denn weg'n unsere Batterien? Schieß'n eh recht, — unter den ihrem Feuer kommt keine Katz' mehr z'rück!" frug ich den Pramstaller im Liegen wegen seiner vorherigen kurzen Bemerkung über unsere Artillerie.

„Da schau umi, auf's Schneefeld!"

Erst jetzt kam es mir zum Bewußtsein, daß es längst Tag geworden war. Aber kein dunstiger, graukalter Märzmorgen, nein, ein lauer, satter drückender Morgen lag über dem langsam absterbenden Gefechtsfeld.

Da drüben, wo rechts oberhalb des letzten Stützpunktes der Italiener ein Schneewirbel nach dem anderen von den Einschlägen unserer eigenen Granaten auftrichterte, lag das weiße Hochfeld matt und klebrig da.

„Merkst no nix?"

„Nein!"

„Da, grad unter der Wand, wo unsere Feldwach g'wes'n isch!"

Ich sah einen Augenblick hinüber.

„'n Kopf tiefer oba, aufpass'n!"

Sssssssst.

Peng . . . Peng.

Schschscht . . .

Irgendein dünner schwarzer Strich schien mir da drüben aufzuspringen, irgendeine dunkle Linie, die durch den weißen Schnee lief, aber ich hatte nicht mehr Zeit, länger hinüber zu schauen.

„Auf, vorwärts, los, 's ischt der letzte Stoß!"

Wir sprangen hoch. Nur noch sechzig, fünfzig Schritt waren es.

Vom rechten Flügel, wo der Anderl lossprang, bis zu uns her und drunter hin, gegen das weiße Tal zu, quer über den Rauchkofelhang, hetzte und jagte eine langgezogene, in kleine Gruppen aufgelöste graue Angriffswelle gegen das letzte Bollwerk des Alpini.

Jetzt endlich hatten wir sie am letzten ihrer Stützpunkte. Nur Minuten noch, und dann ist der Rauchkofel wieder frei und der unsere.

Noch einmal prasseln uns Feuergarben in die vorbrechenden Schwärme, noch einmal saust und pramscht und kracht es von Handgranatenwürfen links und rechts von uns in den Schnee und Stein, — noch einmal sehen wir auf wenige Schritte vor uns wutverzerrte Gesichter und solche, die kaltblütig und ernst auf uns starren. Dann blitzen die Bajonette vor einem auf, dann klingt Eisen an Eisen. Menschen prallen aufeinander, springen sich an, würgen, beißen, ringen, stechen, schlagen, stoßen und stürzen, bis endlich eine, zwei,

drei Gestalten aus den ineinanderverbissenen Knäueln ausbrechen, sich rückwärts drehen und in langen Sätzen über den kurzen Steilhang zum oberen Schneefeld abhauen.

Da bricht viel hundertstimmiges Hurra aus unseren Kehlen. Siegessicher anfeuernd. Zum erstenmal jauchzt es heute während des ganzen Angriffs auf, aber darum um so donnernder, um so jubelnder jetzt.

Alle schreien sie plötzlich.

„Hurra . . . Hurra . . . Hurra . . .!"

Und nicht nur wir schreien es. Von links klingt es herauf, wo die Bosniaken stürmen, von der Mitte bis zu uns herüber, wo die Ruthenen jetzt plötzlich auch anpacken, und dann hallt es sich steigernd, toller, mitreißender aus den Kehlen der Tiroler, die hier allein die ganze Köstlichkeit dieses Augenblickes wirklich verstehen können, bis an die hohen Felswände des Cristallo heran, sich hundertfach im Echo brechend und wiederholend.

Der Rico, der Senfter, der Pramstaller — alle springen wir noch einmal los, kämpfen noch einmal für Minuten den letzten Nahkampf erbittert und erfolgsgewiß durch, dann sind wir alle mit ein paar Sprüngen auch schon oben auf den Brüstungen unserer alten Gräben und den jetzigen Rückenschutzwänden des Gegners.

Wild hasten die jetzt vor uns hinunter. In Rudeln, einzeln, kopflos durcheinanderkollernd, fallend, wieder aufspringend, sich gegenseitig in den Schneegruben behindernd.

„Nach!" brüllt der Senfter.

„Nach!" schreit auch der Rico und hebt den Arm mit dem Gewehr. Das Notverbandszeug an seiner Hand ist über und über blutig.

„Nach!" schreit der Pramstaller und „nach!" brülle auch ich.

Da knallt es von links unten herauf, aus dem Hang.

Taktaktaktaktaktak —

„Das sind die Bosniaken!“

Haufenweise haut es die fliehenden Feinde hin.

„Die haben's jetzt in der Flanke!“

„Aufpassen, daß es uns net aa derwischt!“

„Ah, was, los, los, nach!“

Im Sprung sind wir von der erstürmten Stellung herunter. Der Rico immer voraus, — gleich ist er unten am Schneefeld, unterm Steinabhang, auf den wir hinterdrein herunterklettern.

In diesem Augenblick schreit eine Stimme vorn, irgendwoher ... von oben, schreit es, langgezogen, warnend:

„Achtung, ... Obaaaacht geben ..., Österreicher zurüüück, zu ...“

Das Rufen verhallt in einem unheimlichen, dumpfen Grollen. Schwer dröhnt es auf, der Boden zittert plötzlich, wie Irrlichter spielen Millionen feiner Schneefunken im wildesten Wirbeln über der Schneedecke, die Luft preßt mit einemmal furchtbar, irgend etwas zerkneift einem links und rechts die Schläfen, als ob man sie in einen eiskalten Schraubstock gedreht hätte, — die Brust ringt nach Atem, man möchte husten und kann es nicht, und dann sehe ich nur noch den Rico vor mir unten im Vorfeld, ganz weit, ganz klein, — ... läuft er da nicht schon zwischen den Italienern?

„Rico, spring doch zurück, ... zurü ...“, aber er springt doch immer noch und die andern springen doch auch, sie wirbeln geradezu durcheinander, sie rutschen ja, sie fallen hin, wie niederpurzelnde Bleisoldaten, denen man ein Aufstellbrett unter den Beinchen wegzieht ...

Und dann verschlingt ein jäh aufbrechendes Donnern, Fauchen und dumpfes Tosen alles. Ein Brüllen setzt ein, ein Heulen und Brausen.

Die weiße Hölle ist los, denn nun spricht der Berg und zermalmt den Krieg.

Ganz platt nur jetzt das Gesicht auf den Boden, ganz eng auf den schneenassen Stein den Körper gepreßt! ... nur jetzt nichts denken, nur liegen, liegen, liegen! bis sie vorübergebraust und unter unseren Augen weggebrochen ist, die Lawine, die Freund und Feind unter sich begräbt.

Und als sie dann wirklich vorbei war, — lag Frieden über dem Kampffeld. Blendend weißer Frieden.

Der Rauchkofel war zwar erobert. Wirklicher Sieger war aber nur der Berg allein geblieben.

Das sind also die Erlebnisse dieser letzten vierzehn Tage gewesen. Ich habe sie so geschildert, wie wir paar Überlebende sie empfunden haben und so wie sie in mir, jetzt, nach so kurzer Zeit noch fortleben.

Vielleicht, daß manche Gedankengänge und Gespräche, die ich aus den Zwischenpausen während der Kämpfe wiedergegeben habe, auf den ersten Blick zu langatmig und für den geschilderten Augenblick zu ausführlich erscheinen. Das kann sein. Aber ich habe sie mit Absicht, während dieser Tage, da wir hier in Welsberg auf Retablierung liegen und ich Zeit hatte, mein Tagebuch weiterzuschreiben, ein wenig ausgesponnen. Denn gerade beim Niederschreiben ist alles, was wir da oben geredet und gesprochen haben, vor mir wieder doppelt lebendig geworden, so daß ich eigentlich erst jetzt den wirklichen Sinn mancher Worte und Eindrücke zu verstehen vermag.

Hier tun wir eigentlich den ganzen Tag lang nichts.

Der Anderl hat die paar Standschützen aus dem Dorf und dem Pustertal, die noch übrig sind, auf Urlaub geschickt. Diejenigen, die dageblieben sind, und die Kameraden vom alpinen Detachement haben mit sich selber soviel zu tun, daß jedem die Ruhe eine wirkliche Wohltat ist.

Viel Post haben wir vorgefunden. Die war seit Beginn des Rauchkofelkampfes beim Abschnittskommando und in Niederdorf bei der Brigade liegen geblieben. Post für uns und für die —, die sie nicht mehr lesen können, weil sie dort oben gefallen sind oder unter dem Lawinenschnee liegen.

Auch für den Rico waren Briefe dabei. Briefe, von denen es besser ist, daß er sie nicht mehr liest, weil sie von den Leiden seiner Angehörigen im Internierungslager Katzenau erzählen. Sein Vater schreibt auch, daß seine Mutter gestorben ist. So haben beide Ruhe. Er, dort oben unter den Gletscherwänden des Cristallo zusammen mit über hundert Österreichern und Italienern, die der Berg begraben hat und sie weit weg von der Heimat, in einem der vielen Gräber eines Gefangenenlagers, wo „unzuverlässige" Österreicher „angehalten" werden.

Ich habe dem Vater einen langen Brief geschrieben und ihm erzählt, wie brav sich sein Sohn gehalten hat und wie er uns allen ein guter Kamerad gewesen ist. Auch der Hauptmann hat dem alten Herrn eine dienstliche Mitteilung zugehen lassen, worin Teroldis Führung mit großem Lob geschildert wird. So hat der Vater und der andere Bruder wenigstens einen Trost.

Aber auch andere Post ist da. Post, die mich herzlich gefreut hat. — Von Hella! — Sie ist in Brixen und muß dort in ihrem Hause nach dem Rechten sehen. Da gibt es für mich nur eines, nach Brixen fahren!

So habe ich den Hauptmann Anderl um Bewilligung eines Studienurlaubs gebeten. Ich muß ja schließlich auch daran denken, daß ich das Gymnasium fertig mache. Die Einjährigen von den aktiven Regimentern bekommen ja auch solche Studienurlaube, um ihre Klassen weiter zu absolvieren.

„Magst eh gleich auf Urlaub gehen, aa wenn' d' zwoar mei einziger Unterjäger bist!" hat der Anderl bloß gemeint und mir den Urlaub sofort bewilligt. Er hat jetzt viel zu tun. Der Rest von den Alpinen wird auch wieder aufgelöst. Der Einjährige Bötschmann ist schon fort, weil er zum Regiment zurück soll und die übrigen werden in neu aufgestellte

Hochgebirgskompagnien aufgeteilt werden. Die Standschützen aus dem Pustertal kommen in ein Bataillon, wo alle bisherigen Standschützenkompagnien von den Bataillonen Sillian, Lienz und Welsberg zusammengefaßt werden. Es sind eh nimmer viele!

Am liebsten wäre ich ja gleich nach Brixen gefahren, wie ich den Brief von Frau Hella gelesen habe. So lieb war der und ganz ohne Vorwurf, weil ich nichts außer einem kurzen Dank auf den letzten Brief von mir hatte hören lassen.

Aber ich hab' doch zuerst zur Mutter ins Dorf gemußt. Das Wiedersehen dort war einfach, wie immer. Kein Wort hat die Mutter von ihrer Sorge wegen der Beschießung geredet. Ihre ganze Sorge war nur, ob sie eben wegen der Beschießung weiter auf'm Hof wird bleiben können. Viele Familien sind nämlich weggezogen und haben alles liegen und stehen lassen.

„I geh' net vom Hofe, aa net, wenn's uns Dach über'n Kopf zusammenschlag'n", hat sie gesagt. — Und als ich sie dann dringend bat, doch um ihr Leben acht zu hab'n:

„Was redst. Wenn zwoa Bub'n müss'n sterb'n können jede Stund', werd' i alt's Weibans das bissel Krach'n no aushalt'n könn'. Schlimmer wär's, wenn der Hof allein stände und jed's Mensch alles davontrag'n könnt!"

Sie spielte damit darauf an, daß die leerstehenden Häuser von durchkommenden Soldaten und auch von bekanntem Dorfgesindel ausgestohlen wurden.

Da half also nichts bei der Mutter. Obzwar sie jeden Tag den beschwerlichen Weg zum Haselberg hinaufmachen mußte, um nach dem Vieh zu sehen, das oben die Tina betraute, war sie nicht vom Hofe wegzubringen.

„I bet' halt a Vaterunser, wenns wieder schießt. Grad jed's Haus mußt' es aa net treff'n. Jetzt schau du, Toni, nur

daß dei Schul' fertig bekommst, — 's isch eh gscheidter, als das ganze Krieg führ'n!"

Von Frau Hella hatte ich gar nichts gesagt. Es war besser. Warum der Mutter noch sorgenvolle Gedanken bereiten. Sie konnte es doch nicht verstehen.

Die Buben im Dorf, vor allem aber der junge Theißen Anderl, der mit seiner Prothese herumholpert und auch die Madln, die haben mich schier auszog'n, daß ich erzähl'n sollt', wie das mit dem Rauchkofel und der großen Lawine gewesen sei. Am Piano soll auch wieder eine niedergegangen sein, die fast hundert Mann verschüttet hat. — Und dann haben sie nach dem Lehrer Bauer gefragt.

Ist er gefangen .... ist er tot? Keiner weiß es. Wie wir nach dem Lawinenunglück aus der Stellung genommen worden sind, hat keiner mehr etwas gewußt, wo eigentlich unsere Feldwache, wo der Lehrer geblieben ist.

Das stört uns am meisten. Die Schützen und die Bub'n und Madln vom Dorf. Mit dem ist für uns etwas weg. Etwas, was uns von nun ab immer fehlen wird. Was es eigentlich ist, kann man nicht aussprechen. Aber etwas fehlt eben überall und das ist eben die Stimme, das Gesicht, die Gestalt vom Lehrer Bauer und alles, was drum herumhängt.

Ein paar Häuser im Dorf hat es auch wieder erwischt. Grad in der Richtung hinter der Kirche. Es heißt daher auch, daß die Familien, die ihre Höfe in der Schußrichtung hätten, ausziehen müßten. Darum ist die Mutter auch so sorgenvoll wegen des Alleinlassens des Hofes. Der Gemeindevorsteher hat mich aber beruhigt und gesagt: „Euer Hof liegt ja net genau in der Schußlinie. Die setzten nur die Familien auf die Straß, die sie ‚wegen augenscheinlicher Gefahr' forttreib'n müss'n. Es kostet ihnen ja z'viel, wenn's a jed'n wo anderscht unterhalt'n müss'n!"

„Die", das war der Staat, also die Bezirkshauptmannschaft. Und weil sie, also der Staat, die Kosten scheuten, dürfen die nicht unmittelbar gefährdeten Bauernfamilien in den Höfen bleiben.

Das war auch ein Standpunkt!

Da war es nur gut, daß wir Standschützen einen anderen Begriff vom Sinn des Bleibenmüssens auf den Höfen hatten! —

*

Brixen! — Wie sich das Stadtl in den paar Monaten verändert hat.

Vom Militär ist der deutsche Korpsstab nicht mehr da, dafür aber um so mehr k. u. k. Stäbe. Da wird auch wieder auf Haltung und Aussehen geachtet. Das ist einem Standschützenunterjäger aber völlig egal. Soll's einer versuchen, mir an meinem militärischen Benehmen etwas auszusetzen. Freilich, so elegant und so gut gekleidet, wie die vielen Offiziere und auch die meisten Unteroffiziere und Soldaten, die da herumgehen, ist einer, der vom Lawinenhang des Rauchkofels kommt, nicht. Aber die Mutter hat mir die Uniform schön in Ordnung gebracht und gesäubert, eine neue Extrablus'n hab' ich in Welsberg noch von einem böhmischen Kanzleiunteroffizier erstanden, — da kann ich mich schon sehen lass'n!

„Ausschau'n tust', wie's Leben!" hat der gute, alte Professor Jochum zu mir gesagt, als ich mich zum Schulbanksitzen heute früh bei ihm gemeldet hab. Und, „Sie werden wohl alles vergessen haben, was wir Ihnen mühsam an Geschichtszahlen noch vor Jahr und Tag beigebracht haben", meinte Herr Professor Amann, — „im übrigen bekommt Ihnen die Front scheinbar sehr gut", war dann noch der Nachsatz gewesen.

„Seine Majestät der Kaiser müßte seine helle Freude an

solchen braven Tirolern haben, wenn Majestät Sie sehen würde!" Das sagte wieder der Major vom Stationskommando, der zufällig meine Meldung vor dem Feldwebel in der Stationskanzlei auch mitanhörte.

Was wußten die alle, wie ich aussah! Wissen, und mir sagen, wie es wirklich um mich stand, das würde hier nur eine können! — Zu der bin ich dann, sobald ich meine dienstlichen und schulamtlichen Angelegenheiten erledigt hatte, hinausgewandert. Bis nach Neustift, auf dem Wiesenweg längs dem Eisack. Dort, wo das Schlößchen war, wehte noch immer die Flagge des roten Kreuzes. Schmutziggrau lag die Erde, die sich hier in diesem Jahr wohl auch erst spät vom Schnee befreit hatte, vor der weißen Gitterummauerung des Parkes. Ein paar Soldaten in Mänteln saßen vor dem Eingang und ließen sich von der warmen Aprilsonne bescheinen.

Auf den Treppen, über die Gänge schlürften Strohlatschen an müden Soldatenfüßen. Alles schien noch so wie früher.

Ob ich einfach zu ihrer Privatwohnung hinaufging und dort klingelte?

„Was suchst' denn da, Korporal?" frug mich jemand und schlug mir dabei auf die Schulter. Ein Feldwebel stand vor mir. Böhmen oder Mähren war seine Heimat, das hörte man so am Tonfall.

„Die Schloßbesitzerin, Herr Feldwebel!"

„Was hast du Standschützenbuberl denn bei der schönen Frau zu suchen!"

„Muß er Ihnen das denn dienstlich melden, Herr Feldwebel Ruczika?"

Die Stimme!

Wir fuhren beide beim warmen freundlichen Klang dieser Stimme herum. Er machte auf der Treppe sogar geradezu „Kehrt euch"!

Da reichte sie mir schon die Hand. Direkt am Feldwebel

vorbei. — „Grüß Gott, Herr Bruggler! Lassen Sie ihn nur getrost bei mir, lieber Feldwebel. Wiedersehen, Herr Ruczika!"

Wie ich vor ihr in ihrem Zimmer stand, nahm sie mir ganz einfach die Kappe mit dem Edelweiß aus der Hand, legte dieselbe auf einen Stuhl, dann ging sie wieder auf mich zu und nahm ganz schlicht und einfach die Hände.

„Erst anschauen lassen, dann wollen wir reden!"

Nun lachten sie mir wieder ins Gesicht, diese Augen mit all' ihrer Wärme und der verborgenen Schalkhaftigkeit, die ich an ihnen immer so gern gehabt hatte.

„Ich hab' gespürt, daß Sie kommen werden, Toni!"

„Wirklich! Das wäre aber beinahe nicht mehr möglich gewesen!"

„War's so arg, Sie armer Junge!"

Ein Schatten lag über ihrem Gesicht. Dort unter den Augen hatten sich aber doch ein paar ganz feine Fältchen eingenistet. Sonst zeigte das Gesicht die gleiche Schönheit und Frische, wie im Sommer.

„Wie gut er ausschaut, der Herr Unterjäger, Sie sind viel breiter und männlicher geworden!"

Endlich. Da war also doch jemand, der nicht mehr den Burschen in mir sah!

„Ich bin ja inzwischen auch älter geworden!"

„Was heißt älter, Toni. Daß Sie nicht immer sechzehn Jahre bleiben würden, war anzunehmen. Trotzdem, mir wäre es lieber, Sie müßten nicht zwangsläufig Ihren Jahren in der Lebenserfahrung voraus eilen!

Nun, setzen wir uns aber, und dann wollen wir erzählen. Halt noch, wie geht es Ihrer Mutter?"

Ich berichtete.

„Fabelhaft", sagte sie, als ich ihr vom Eigenwillen der Mutter, trotz der Granateinschläge auf dem Hofe zu bleiben,

erzählte, „fabelhaft finde ich das; wie klein sind wir sogenannten Gebildeten doch gegen so eine selbstverständliche Größe einer Bauersfrau!"

Ich verstand den Sinn dieser Worte nicht ganz.

„Wieso, Frau Hella ...?"

„Sagen Sie doch ruhig wieder Hella, Toni", — dann kam ein Lachen. „Na, na, doch nicht gleich rot werden. Wenn ich das sage, Sie rauher Soldat!

Ach so, Sie wollten wissen, was ich mit der Bemerkung über Ihre Frau Mutter meinte.

Sehen Sie, Toni. Ich habe draußen in Deutschland in dieser langen Zeit, während ich meinen Bruder pflegen mußte, immer wieder Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie die sogenannte Gesellschaft zwar behauptet, die Trägerin der vaterländischen oder, wie es bei uns heißt, nationalen Gesinnung zu sein, — wie sie aber in Wirklichkeit eigentlich nichts ist, als eine große ausgezeichnet eingespielte Schauspielerclique!"

„Ja, und was hat das mit der Mutter zu tun?"

„Ich habe jetzt wieder in meiner rheinischen Heimat, die ich, nachdem mein Bruder mit mir Heidelberg verlassen hatte, auf ein paar Tage besuchte, das Volk gesehen, Toni, gerade so, wie ich es vorher hier beobachtet habe. Das Volk, das heißt natürlich fast nur die Frauen des Volkes. Wenn ich Zeit hatte, bin ich oft hinaus spazierengegangen, in die wunderschöne Umgebung meiner Vaterstadt. Oben in die Dörfchen längs des Rheintales. Gott, wenn Sie diese herrliche Gegend einmal kennenlernen könnten, Toni. Die Landschaft dort oben hat mich so oft an Ihre wunderschöne Heimat erinnert. Wenn auch natürlich keine Berge da waren. — Aber ich war dort oben, durch die Ähnlichkeit der Landschaft scheinbar, in meinem Empfinden diesem Eisack und Etschtale näher und konnte mich so besser manchen Gedanken

widmen, die mich seit einiger Zeit beschäftigen. Doch darüber ein anderes Mal. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich auf diesen Spaziergängen oft mit arbeitenden Frauen am Feld oder in den Weinbergen ins Gespräch kam, die in ihrer Art so ganz dem Wesen Ihrer Mutter glichen. Und bei diesen einfachen Frauen fiel mir jedesmal auf, mit welcher ungewollten Größe sie das schwere Los trugen, das die jetzige Zeit über ihr tägliches Leben gebracht hat.

Klein, furchtbar klein kam man sich als sogenannter Gesellschaftsmensch gegenüber diesen anderen vor, die nie vom Patriotismus redeten, ihn vielleicht haßten, dafür aber in der Art, wie sie alle Beschwernisse des Krieges ertrugen, die ganze Kläglichkeit des amtlichen Patriotismus gegenüber der schweigenden Pflichterfüllung des Volkes zeigten."

„Aber Hella — das sind doch eigentlich Betrachtungen, die so gar nicht zu Ihnen passen" —

„Möglich, aber trösten Sie sich. Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich nur mit solchen Betrachtungen abgegeben habe. Sie wissen ja selbst, wie sehr mir oft unmittelbar Eindrücke zu denken geben. Und wie Sie mir das vorhin von Ihrer Mutter erzählten, da standen eben diese rheinischen Frauen plötzlich wieder vor mir. Entschuldigen Sie also, wir wollen aber gleich von etwas anderem sprechen, — was macht der künftige Beruf? Sie sind doch sicher unter einem Vorwand hier?"

„Auf Studienurlaub!"

„Wie schön. Und wie lange?"

„Vierzehn Tage."

„Ausgezeichnet. Da haben wir noch acht Tage für uns. Dann kommt mein Bruder!"

Erst jetzt konnte ich nach ihm fragen.

„Gott sei Dank ist sein Leiden nicht so arg, wie ich es Ihnen das vorletztemal in meinem Briefe schilderte. Immer-

hin, ob er jemals ganz geheilt wird ... hoffen wir es. Aber zurück zu Ihrem Beruf. Also, wie ist's? Was macht der Pfarrer?"

„Hella, Sie wissen doch. Ich hab es Ihnen ja schon damals angedeutet, nach der Parade in Innichen!"

„Na ... und?"

„Und ... ich werde sicher nicht Priester. Der Priesterberuf ist etwas Heiliges. Aber er muß nach göttlichem Willen den überirdischen Dingen zugewandt sein. Dazu hänge ich zu sehr am Leben. Ich weiß noch nicht recht, was es ist, was mich begeistern könnte. Aber ich stelle mir vor, daß es wunderbar sein müßte, seine Lebensaufgabe dem Volkstum zu widmen."

„Volkstum, Toni, wie meinen Sie das?"

„Ja, definieren, so wie man das in der Schule tut, kann ich diesen Begriff nicht. Besonders so einer gebildeten Dame gegenüber."

„Wieso?"

„Wenn ich da anknüpfe, wo ich Sie vorhin unterbrochen habe, bei den rheinischen Frauen, — da müssen Sie wieder hinunter, um das zu verstehen, was ich meine."

„Rheinische Frauen? ... ach so, Sie meinen das Volk!"

„Nein, die Seele dieses Volkes. Die Art, die solchen Opfergeist ermöglicht, wie Sie ihn gerade vorhin von den Frauen gerühmt haben. Wenn man das, was Sie erlebt haben, und das, was meine Mutter auf dem Hofe hält, und das, was die Standschützen beinahe zur Desertion aus der Stellung zwingt, wenn es ins eigene Dörfl schießt, zusammennimmt, also diese Verbundenheit der Volksseele mit der Scholle der Heimaterde, dann haben Sie ein Bild davon, was ich mir so als Volkstum vorstelle!"

„Toni, wir debattieren zu viel und wissen dabei noch gar nichts von uns selber. Was hilft das ganze feierliche Gerede

von Dingen, die nicht wir zwei selber sind, während ich Sie noch nicht einmal gefragt habe, wo Sie hier wohnen?"

„In der Stadt, bei einem ehemaligen Musiklehrer."

„Da müssen Sie sicher jeden Abend früh nach Hause?"

„Ja, studieren muß ich schon ein bissel, außerdem nimmt's mir die Rita sonst am Ende übel, wenn sie jeden Abend allein sitzt."

„Wer ist denn diese Rita?"

„Die Tochter vom Herrn Musiklehrer Santhauser, unser alter Studentenschwarm."

„Hübsch?"

„O ja!"

„Toni ... na, Sie kennen doch unsere Abmachung."

„Gewiß."

„Also."

„Hella, ich denk doch gar nicht dran!"

„Warum denn nicht?"

„Hella!"

„Dummer, kleiner Junge!" Ganz weich sagte sie das. Dabei sahen mich diese lieben Augen plötzlich so an, wie damals, daheim. Einen Augenblick waren sie ganz groß und warm, dann wurden sie plötzlich ernst.

„Die alte Freundschaft nicht vergessen, gelt!"

„Ja, Frau Hella!"

„Recht so, ... übrigens ... ich werde Kaffee bestellen."

*

Jeden Nachmittag gehe ich zu ihr hinaus.

Sie hat viel Ärger wegen ihres Hauses.

„Ich möchte den obersten Stock wieder für mich allein haben, jetzt, wo mein Bruder herkommt!" sagte sie mir.

„Aber die Militärbehörde arbeitet so langsam, — da müßten erst alle möglichen Gesuche und Eingaben gemacht

werden, — bis ich wieder Herrin in einem Teil meiner eigenen vier Wände sein kann!"

. Dann schaffte sie es aber doch noch. Sie war dazu eigens nach Bozen zum Armeekommando gefahren. Ich half dann beim Ausräumen der oberen Zimmer des Schlosses.

„Sie sollen aber nicht meinetwegen Ihre Studien vernachlässigen, Toni!" meinte sie heute zu mir, als ich gerade dabei war, Bilder in einem der Zimmer mit aufzunageln.

„Was heißt Studien, Hella! — Ich setze mich morgens für vier Stunden in die Schulbank, höre dort den Dingen zu, die die Professoren vortragen, überlege mir, wieviel ich eigentlich in diesen elf Monaten vergessen habe und freue mich, daß ich gleich nach der letzten Stunde zu Ihnen herauskommen kann!"

„Wie soll dann aber Ihre Prüfung nur ausfallen?"

„Die ... aber Hella, — das wird ja gar keine richtige Prüfung!"

„Wieso nicht?"

„Weil mir alle Professoren gesagt haben, daß sie mir nicht nur schon vorher das Thema sagen werden, welches ich in den einzelnen Fällen bearbeiten muß, sondern weil sie mir auch bei der Ausarbeitung der Aufgaben helfen werden!"

„Aber das ist dann doch keine wirkliche Prüfung!"

„Natürlich nicht, — es ist ja nur Formsache, damit ich nicht den Klassenaufstieg verliere."

„Aber das Wissen fehlt Ihnen dann doch, Sie brauchen doch den ganzen Lernstoff, um später eine Unterlage für Ihren späteren Beruf zu haben!"

„Immer wieder der Beruf? ... Na, schön, das ist ja richtig. Aber das wird allen Frontstudenten so gehen! Außerdem, wenn ich doch nicht Geistlicher werde, dann wird mir das Latein und Griechisch ja ohnehin nicht allzu arg fehlen."

„Toni, wir müssen aber jetzt einmal in allem Ernst von Ihrer Zukunft sprechen!"

Sie setzte sich neben mich auf das Sofa.

„Also ausgerechnet jetzt soll das sein, hier in diesem kahlen Zimmer, wo zwei Stühle und ein Sofa die einzigen Zeugen einer so wichtigen Aussprache sein müssen!"

„Die Umgebung stört gar nicht! Im übrigen dürften die Gegenstände hier im Zimmer ja weniger interessant sein. Zu denen sprechen Sie ja auch nicht, sondern zu mir."

Ich hielt noch immer das Bild, das ich gerade aufhängen wollte, in der Hand.

Draußen regnete und schneite es. Ein echter April!

„Erinnern Sie sich daran", hörte ich Hellas Stimme jetzt wieder neben mir sagen, „was ich Ihnen damals bei Ihrer Mutter zu Hause, im Pferdestall war es, glaube ich, gesagt habe: Sie müßten den Mut finden, Ihr Schicksal für die Zukunft zu entscheiden!"

„Das hat sich aber doch nur auf meine Absicht, einmal Priester zu werden oder nicht, bezogen, Hella!"

„Sicher. Aber heute, wo Sie sich für das ‚Nicht' entschieden haben, sollen Sie trotz des Krieges, der sich noch vor Ihre Zukunft stellt, daran denken, einen klaren Weg über das ‚Nachher' zu finden."

„Ich hab's Ihnen ja schon angedeutet, Hella, — ich glaube, ich werde mich einmal für unsere Bauern, für die Heimat, — für das Volkstum dieser Berge hier einsetzen."

„Einsetzen? ... Soll das so viel heißen, daß Sie die Menschen hier in diesem Land für gefährdet betrachten?"

„Gefährdet, — das wohl nicht, Hella, — denn, wie der Krieg ausgehen wird, das ist wohl sicher. Wir werden ihn, denke ich, doch nicht verlieren. Aber allein gewinnen können wir Österreicher ihn wohl auch nicht. Dazu müssen uns schon die Deutschen helfen. Aber gerade deshalb, weil

Deutschland uns helfen muß und wird, glaub' ich, daß unsereins eine große Aufgabe vor sich hat. Wir müssen beim deutschen Volk im Reich darum kämpfen, daß man uns Deutsche in Österreich versteht!"

„Anerkennt, meinen Sie wohl, Toni?"

„Anerkennen, das braucht es gar nicht, Hella. Wir Tiroler zum Beispiel, wir wissen selber genau, was wir können. Dazu braucht's nicht erst ein ‚Bravo!' oder ‚Sehr gut!' Aber erklären müssen wir allen Deutschen, die nicht aus Österreich sind, daß wir es eigentlich viel schwerer haben, als sie, weil wir nicht nur so eine Art Vertreter des Reichsvolkes in der Monarchie sind, sondern gleichzeitig auch die besten österreichischen Staatsbürger sein sollen!"

„Und diese Gedanken haben Sie in Ihrer Jugend schon so weit durchgedacht, daß Sie im Ideengut dieser Gedankenwelt das Ziel einer Lebensarbeit sehen?"

„Gewiß, Hella!"

„Dann müßten Sie ja der Front dafür geradezu dankbar sein!"

„Gewiß, Hella. Ich möcht' das Erlebte aus meiner Erinnerung niemals mehr hergeben!"

„Das ist merkwürdig. Dann hat das Kämpfen unserer Leute, — wenn man vom hergebrachten Patriotismus absieht, doch einen großen und tiefen Zweck!"

„Sicher. Schauen Sie, Hella, der Zweck dieses Kämpfens ist ein ganz anderer als der, den der amtliche Patriotismus uns vormacht. Der Sinn dieses Krieges bleibt für unser Volk immer der gleiche, ob wir auf den Schlachtfeldern nun siegen oder verlieren, — nämlich die Erweckung der deutschen Idee!"

„Das ist doch aber gerade der amtliche Patriotismus!"

„Niemals! Das ist das Erwachen des Volkstums, das

sich überall, wo Deutsche geschlossen leben, zur Nation bekennen wird!"

„Toni, was Sie da sagen, ist zwar für mich augenblicklich noch kein ganz klar ausgesprochener Begriff, aber jetzt kommt es mir mit einem Male zum Bewußtsein, daß ich unbewußt solches oder ähnliches schon oft empfunden habe. Jetzt auf einmal spüre ich, daß das, was Sie da vorhin gesagt haben, Empfindungen waren, die mich schon lange in ganz unklaren Formen verfolgt haben! Sie haben recht. Solche Ideale, wie Sie sie da eben vor mir erstehen ließen, sind wert genug, den Inhalt eines Lebenskampfes zu bilden!"

„Hella, wenn ich Sie so reden höre, dann wird meine Verwunderung über Sie immer größer. Wie ist's nur möglich, daß Sie als Frau aus einer ganz anderen Welt wie unsereins solche Gedanken haben?"

„Frau einer anderen Welt, Toni ... darunter haben Sie sich wohl eine Dame vorgestellt, die an nichts anderes denkt, als an ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen, an elegante Kleider, an Flirts und Männergeschichten?

Was wissen denn Sie, Sie Bub Sie, vom Eigenleben einer Frau!"

„Freilich weiß ich nicht viel davon. Aber gehört habe ich doch, was die Offiziere und die Kameraden, die etwas von den Frauen verstehen, so erzählt haben!"

„Was haben die erzählt?"

„Gott, Hella, was man so von den Frauen erzählt!"

„Natürlich! Immer die alte Geschichte!

Und Sie, Toni, Sie haben mich dann wohl auch so eingeschätzt, so ... na ..."

„Hella?!"

„Schon gut, ... übrigens, für wie alt schätzen Sie mich denn eigentlich?"

Das war wohl eine heikle Frage. Wenigstens wußte ich von den gebildeten Kameraden, daß man eine Frau nie nach ihrem Alter fragen und ihr erst recht nicht sagen durfte, wenn man sie für älter ansah.

„Also . . . Toni . . .“

„Ja, ich kann da gar nichts . .“

„Natürlich können Sie. Sagen Sie es doch ehrlich heraus!“

In diesem Augenblick wäre ich lieber nochmals oben auf dem Rauchkofel gewesen. Scheußlich war diese Situation. Da half aber nichts. Also . . . wie alt schätzte ich sie eigentlich? Fünfundzwanzig war sie doch schon sicher. Aber ob sie nun fünfundzwanzig oder achtundzwanzig oder gar noch älter war, das konnte ich wirklich beim besten Willen nicht sagen.

Sie mochte meine Gedanken erraten haben.

„Na . . . soll ich Ihnen helfen?“

„Ach, Hella, das ist doch alles jetzt so uninteressant. Ob Sie nun fünfundzwanzig oder achtundzwanzig Jahre alt sind, was hat das mit uns beiden denn zu tun?“

„Waaas . . . sagen Sie da . . . fünfundzwanzig oder . . . aber Toni . . . um Gottes willen, sehe ich denn wirklich so alt aus? Wie kommen Sie denn dazu?“

„Aber Sie waren doch schon einmal verheiratet, da habe ich mir halt gedacht, daß Sie nicht . . .“

Hella wurde plötzlich ganz still. Sollte ich hier wiederum eine Dummheit gesagt haben? Ich war schon wirklich ein schrecklicher Esel. Jetzt fiel mir auch ein, daß damals die Paula, ihr Stubenmädchen, davon erzählt hatte, daß Hellas Ehe mit dem Hauptmann nicht glücklich gewesen sei. —

„Toni . . .“ Hellas Hand lag jetzt auf der meinigen. „Sehen Sie . . . ich war achtzehn Jahre, als ich heiratete. Jung, wie ich damals war, verliebte ich mich Hals über Kopf in den glänzenden, eleganten österreichischen Offizier,

den ich während eines Badeaufenthaltes mit meinen Eltern in Abbazia auf einer Gesellschaft kennen lernte. — Irgend etwas an der sympathischen, warmen Art des Österreichers hat mich also schon damals gefesselt, wie Sie sehen!"

Es war aber ein bitterer Zug, der bei diesen letzten Worten um Hellas Lippen spielte. So mußte ihre spätere Erfahrung mit der sympathischen Art ihres österreichischen Gatten eben doch so wenig angenehm gewesen sein, wie das Mädchen sie geschildert hatte.

„Ja, und dann kam die Ehe mit einem um beinahe zwanzig Jahre älteren Manne. In einer Umgebung, die mir als Deutsche doch völlig fremd und ungewohnt war. Wir sind erst knapp vor Kriegsausbruch her nach Brixen gezogen, Toni. Vorher wechselte mein Mann die Garnisonen oft. Wir waren erst in Prag, dann in Görz und zuletzt in Wien. Aber weniger dieses unruhige Leben, als so manches andere, über das ich jetzt nicht mit Ihnen sprechen möchte, hat meine Mädchenhoffnungen vom Glück einer Ehe arg zerstört. Dann fiel mein Mann, — auf einer Inspektionsreise oben an der russischen Grenze, — wenige Wochen vor Kriegsbeginn. Ein Grenzposten schoß ihn irrtümlich an. — Und nun bin ich schon seit zwei Jahren Witwe, — eine Witwe mit vierundzwanzig Jahren!"

Wie lange wir nach diesen letzten Worten Hellas nicht geredet haben, weiß ich nicht mehr.

Aber lange, ganz, ganz lange muß es gedauert haben, bis ich wieder Herr über die Gedanken wurde, die auf mich einstürmten. Was mußte die Frau hier durchgemacht haben, daß sie bei ihrer großen Jugend schon so reif, schon so abgeklärt nicht nur über Dinge ihres Eigenlebens, sondern auch über Angelegenheiten, die doch eigentlich nur Männer angehen konnten, dachte. Diese Frau aus der vornehmen Gesellschaft barg für mich, den einfachen Bauernsohn, eine neue, ganz un-

geahnte Welt. Eine Welt, die sie und mich nicht trennte, sondern gerade im Gegenteil zusammenführte. Und jetzt in diesem Augenblick spürte ich es endgültig, wie sehr ich an dieser Frau hing und was diese Frau für mich bedeutete und für meine ganze künftige Lebenseinstellung bedeuten würde. Fort war plötzlich all die geheime Angst, die in der Gestalt dieser Frau etwas unerreichbares für mich gesehen hatte.

Kein Standesunterschied, keine Rücksicht auf die Verschiedenheit der Herkunft konnte hier noch einmal in mir das Gefühl aufkommen lassen, das ich nicht zu ihr gehörte, wie sie zu mir.

•

Warum schreibe ich eigentlich noch an meinem Tagebuch? Seinen Zweck hat es ja längst verloren. Denn seitdem der Standschützenunterjäger Anton Bruggler wieder in der Stellung liegt und bei der zweiten Kompagnie des Standschützenbataillons Pustertal Dienst tut, hat die Postordonnanz beinahe jeden Tag einen Brief an eine gewisse Frau Hella v. Teuff in Brixen weiterzubefördern. Drei Dinge aber, Briefe an Hella zu schreiben, ein Tagebuch zu führen und Krieg zu spielen, das kann selbst der Soldat in der ruhigsten Frontstellung des Weltkrieges nicht alles zugleich. Es fragt sich daher nur, was von den drei Dingen wichtiger ist, die Frau, das Tagebuch, oder der Krieg. Am wichtigsten ist natürlich die Frau, — dann kommen die beiden anderen — das Tagebuch und der Krieg.

Da wird es wohl verlieren, das alte abgegriffene Büchel. Denn der Krieg, der muß halt sein, das Büchelschreiben, das muß nicht sein. Aber ganz untreu will ich ihm doch nicht werden. Wir wollen's beide so halten, daß ich das, was Hella nicht hören darf, ihm anvertraue und ihm nicht, was diese wieder angeht. Das ist nämlich das, was ich Hella jeden Tag immer wieder zu sagen habe, wie lieb ich sie habe, und daß

mir der ganze Krieg und die Front und alles was drum herum ist, sauwurscht ist, weil ich nur mehr an den Morgen denke, an den Tag, wo der Standschütze Bruggler mit Hella von Teuff zusammen einen neuen Weg beschreiten wird, einen Weg, der seinen Ausgang aus dieser Bergfront genommen hat, und der nun weiterführen soll an eine andere Front, wo zwar nicht geschossen werden wird, dafür aber um so leidenschaftlicher mit anderen Waffen gekämpft werden muß. Dieser Kampf wird aber ein viel schönerer für mich sein, weil Hella mir dabei helfen wird, helfen als ... Kameradin und als ...

Halt! Das geht zu schnell, liebes altes Tagebuch. Ich darf dich auch nicht anschwindeln. Denn Hella hat beim Abschied nur zu mir wörtlich gesagt:

„Toni ... durchhalten, so, wie bisher, nicht wahr. Und achtgeben. Nicht leichtsinnig sein. Denken Sie an das, was Sie sich zur späteren Lebensaufgabe gemacht haben. Sie haben da eine Pflicht übernommen, die ebenso wichtig ist, wie die des Soldaten. Und dann, denken Sie an die Mutter und denk' auch ein wenig an mich, ja ... an mich, du Bub, du. Ich will den Kampf, den du später zu deinem Lebenszweck machen willst, miterleben, als Kameradin, als ...“

Da war ihr Bruder dazwischen gekommen. Der Herr Oberleutnant. Er war während der letzten Woche meines Studienurlaubs fast immer dabei gewesen, wenn ich Hella besuchen gekommen war. So mußte ich ausgerechnet in diesem Augenblick stramm stehen und gehorsamst für das herzliche Lebewohl danken, das der Herr Oberleutnant mir an die Front mitgab. So ist das eine Wort unausgesprochen geblieben, das ich beinahe hingeschrieben hätte. Aber es ist schon ganz gleich. Ich hab doch aus den Worten, die Hella nach jenem Nachmittag oben im leeren Schloß-

zimmer, oftmals zu mir sagte und aus ihrem ganzen Verhalten mir gegenüber, gespürt, daß sie mich lieb hat. Und dann sagen es ja auch ihre Briefe. — Ja, diese Briefe.

Die Kameraden ziehen mich schon die ganze Zeit wegen dieser Briefe auf. Ich weiß bald nicht, wo ich sie unterbringen und verstecken soll. Ich muß sie höchstens einmal der Mutter ins Dorf hinausbringen, um sie dort aufzuheben. Die Mutter hat jetzt wenigstens eine Sorge weniger. Der Louis, mein Bruder ist zurückgekommen und wird nimmer einrücken brauchen. Sein linker Arm ist steif geblieben von einer Handgranatenverwundung. So hat's ihn auch als Generalspfeifendeckl erwischt. Ganz so, wie ich es damals gedacht habe, als die Mutter mir so froh erzählte, daß er Generalspferdebursch geworden sei und nun hinter der Front in Trient läge.

„Sie hab'n halt Handgranaten ausprobiert und 'n General vorgeführt", hat der Louis mir erzählt, „und wie ich mit die Pferd abreit'n will, scheut' der Schimmel vom Rittmeister, dem General sein Adjutanten, geht durch und ich mitt'n eini mit die zwei wildgewordenen Roß', wo sie grad die Kracher losbrenn' tun. S'ischt aber no gut gang'n. Für mi isch' der Krieg aus!"

Er war für ihn aus. So hatte der Hof wenigstens den Bauern sicher. Und die Mutter brauchte sich nicht mehr so zu sorgen und mußte weniger schuften. Der Bruder würde sie schon wegbringen, wenn es wieder ins Dorf schoß. Aber auch ich war froh. Jetzt, wo der Bruder wieder da war, war ich erst recht frei für die Zukunft.

„Wann jetzt der Krieg do bald aus wär", hat die Mutter nur gemeint, als ich, von Brixen kommend, den einen Tag bei ihr zugekehrt war und mich daheim als absolvierten Studenten der sechsten Klasse des Gymnasiums vorgestellt hatte.

„Ja, wann der Krieg jetzt aus war, da könnt'st du jetzt

aa wieder studieren und nachher bald was G'scheidtes werd'n, Toni!"

Die gute Mutter! Kein Wort hatte sie mehr vom Priesterberuf gesagt. Ja, wenn er nur wirklich bald aus wäre, der Krieg, — jetzt, wo das Leben so vor einem steht!

Aber er will wohl noch gar nicht aus sein. Da herunten im Fischleintal, vor dem Zwölfer, der Oberbachspitze und am Fuße der Rotwandspitze und des Elfer, da ist zwar der Frühling eingezogen und treibt mit Macht und Pracht die Natur zu neuem Leben. Aber der Krieg kümmert sich nicht darum. Hier an den Steigen zur Drei-Zinnen-Hütte und zur Zsigmondyhütte, hart an die spiegelglatten Wände des Zwölfer und der Oberbachspitze gedrückt, hausen wir in den Löchern, die ein hoher Divisionsstab Stellungen nennt, die der Hauptmann Ander aber Scheißgrub'n genannt hat.

Sie ist wieder vollzählig beieinander, die Platt'n aus 'n Dorf. Das heißt, soweit sie noch lebt. Der Kralinger ist wieder da und auch der Senfter, der Bartele, der Stemberger. Die beiden waren nach dem Barackenabsturz am Rauchkofel erst verschüttet gewesen. Dann hatten sie sich auch bis zu den Innsbrucker Standschützenköchen durchgearbeitet gehabt und waren von dort in die Labestation an der Naßwand geschafft worden. Aber auch der Jörgl, der Taschler ist wieder da. Der war monatelang beim Brigadekommando in Niederdorf gewesen. Aber das Saufen hat er auch dort nicht verlernt. Nach Schnaps stinkt er noch immer. Und von den übrigen Kameraden ist auch der Rotter Peppi, der Kinniger und der Summerer wieder zur Kompagnie eingerückt. Dann ist noch der Andergasser da, der Pramstaller und der alte vierundsiebzigjährige Großvater vom Baumgartner Hannes. Sein Enkel, der Hannes, ist jetzt wieder von seiner Fußverwundung ganz geheilt und hat es nun endlich erreicht, daß er als Fünfzehnjähriger mit dem Großvater bei der Kompagnie dient.

Wenn der Lehrer Bauer noch bei uns wär, wär's mir lieber. Denn ihm könnte ich alles von Hella erzählen und mir so vieles herunterreden, was mich in diesen Tagen beschäftigt. Aber er ist wohl sicher gefangen.

Morgen sind wir genau ein Jahr im Feld. Ein Jahr Standschützendienst an der Front. Viel herumgezogen sind wir eigentlich nicht an dieser Front. Nur immer so weit, daß wir höchstens vier Stunden vom Dörfel entfernt gewesen sind. Hier im Fischleintal wär ja alles sonst ganz schön in der Stellung, — nur, daß die Pelze uns grad überall in die Löcher, ja sogar in die Latrine schießen können...

*

Ich hab' vorgestern nimmer weiter geschrieben. Auch jetzt hab' ich nur ganz kurz Zeit. Zuerst hab' ich auch Hella noch eine Karte schreiben müssen, denn in vier Stunden geht's los. Wie ich vorgestern gerade am Schreiben bin, da stürzt der Pramstaller zu uns ins Kavernenloch und schreit:

„Die Teifl san in der Rotwand!"

Hinausspringen und die Mäuler nach der Rotwandspitze an der unser linker Flügel entlangläuft hinaufreißen, war eins. Aber kaum, daß wir die Gesichter ordentlich in der Maisonne heraußen hatten, da regnete es schon buchstäblich auf uns los.

Taktaktaktaktaktaktaktaktak.

„Himmelherrgottsakra! das hatte uns noch gefehlt!"

Da hatten die Burschen eine glatte Wand überklettert und waren daran, uns nun in die linke Flanke zu kommen. So ungefähr dreihundert Meter über uns hatten sie sich eingenistet. Mitten in der Wand, so schien es. Das war ja eine Teufelsleistung. Wenn die ein paar Tage dort oben blieben, mußten wir Fischleinboden glatt aufgeben.

„Stellung keinesfalls räumen", kam der lakonische Befehl

vom Unterabschnitt am Watschingerhof durch. Der Hauptmann tobte am Telephon.

„Die schieß'n mir ja die Leut aus der Kavern heraus, ich muß die Front wenigstens fünfhundert Meter zurücknehmen!"

„Nichts zurücknehmen, ohne Befehl. Grabt euch tiefer ein."

Wo sollen wir uns hier tiefer eingraben. Vielleicht in die Felssteine. Dabei knatterte die italienische Maschine lustig weiter aus der Gegend der Rotwand herunter.

Oben in der Zwölfergruppe wurde der Italiener nun auch unruhig. Wie die Burschen das nur gemacht hatten, fast bis zur Rotwandspitze von ihrer Stellung aus hinaufzuklettern!

„Krall'n aufi über die Wand, als wenn's Schütz'n war'n!" fluchte der Hauptmann nebenan in seinem Bau.

„Da schreiben's in die Zeitungen drin, als ob die Wallischen alls lauter Davonrenner wär'n. Da schaug' aufi . . ., so aufi z'krall'n über die Wänd mit oan Masching'wehr und oaner ganz'n Patroll, Bui . . . na i sag', sie san ebenso schneidig, wie wir, die Alpini!"

So redeten die Schützen bei uns in der Kaverne.

„Net lang' red'n!"

Der Hauptmann war aus seinem Unterstand zu uns in die Kaverne herübergekrochen.

„Net red'n sollt's, aber dafür losen, wie mir die Patroll wieder obakrieg'n!"

„Obaschiaß'n geht net, Hauptmann Anderl!"

„Das weiß i selbst! Zeig'n, wer mehr Schneid hat! Die Stellung darf net z'ruckg'nommen werden. Da bleibt nur eins.

Obahol'n!"

„Na, getraut's euch vielleicht net?"

Taktaktaktaktaktak.

Draußen spritzte wieder der Schotter vom Maschinengewehrfeuer aufgepeitscht auf.

„I geh, Hauptmann!"

Der Baumgartner Hannes war das!

Fünfzehn Jahre alt sein und sich als erster melden. Freilich, wie der kletterte keiner von uns, trotz seiner kaum verheilten Wunde!

„Na?"

Warum der Hauptmann ausgerechnet mich ansah. Es waren doch noch andere da.

„I geh mitt'n Hannes!"

„Nix da!"

„Das wär' ja no schöner, Großvatta Baumgartner, du mit deine siebenzig Jahr!" rief da ein Schütze dazwischen.

„Es geh scho i statt deiner, Großvater Baumgartner!"

Ich weiß eigentlich nicht, warum ich das gesagt hatte, aber die Augen des Hauptmanns, die zwangen einen einfach, so zu reden.

Der Senfter klettert auch mit und —

Der Hauptmann Anderl selber. Wenn der freilich dabei ist, dann können sich die schneidigen Alpiniburschen da oben freuen. Denn, wenn der Anderl klettert, dann bleiben die Gamsen stehen und schauen dem Hauptmann zu.

Wir müssen noch vor Morgengrauen weg. Der Hannes und der Hauptmann kennen den Weg ganz genau. Es soll da ein verflucht gefährliches Band zu traversieren sein, knapp sechzig Meter vor dem Gegner. Wenn er uns nicht merkt und wir glücklich hinaufkommen, so kommen wir ungefähr fünf Meter ober den anderen zu liegen, sobald wir an Ort und Stelle sind. Dann heißt's einfach, — sehen, wer bessere Nerven hat.

Wenn wir heute beim Morgengrauen losklettern, können wir beim ersten Tageslicht in der Senke am Rotwandgrat

sein. Dann müssen wir bis zum Abend dort liegen bleiben und dürfen uns nicht rühren. In der Nacht geht's dann los. Erst so, und dann am Seil.

Spät am Abend haben sie uns noch die Kletterschuhe hereingebracht und die Seile. An Munition nehmen wir nur je vier Magazine mit, dann je eine Handgranate und — das Messer. Mehr können wir beim besten Willen nicht brauchen.

„Da hast' no a Packerl Verbandszeug, —" sagt der Jörgl und stopft mir das Päckchen in die Tasche. Er stinkt schon wieder nach Rum.

„Jörgl, gib' mir gscheidter oan Rum mit. Der sell soll's Leben besser erhalt'n ob'n in die Wänd!"

„Rum, ja i bring'n dir schon. Aber ein so ein Bub'n, wie du bisch, den laßt der Herrgott eh ohne Rum leb'n!"

So, und nun noch einen Gedanken an Hella! Sie darf ja nicht wissen, daß wir morgen und übermorgen etwas leichtsinnig mit unserem Leben umgehen müssen. Auf die Karte habe ich darum nur geschrieben, daß wir eine kleine Klettertour vorhaben. Etwas anderes, mit genaueren Angaben, dürfte ich ja auch nicht schreiben.

Aber jetzt muß ich Schluß machen! Es sind ohnehin nur mehr knappe drei Stunden, die wir schlafen können. Wann werden wir einmal den vielen Schlaf nachholen können, den der Krieg uns jungen Burschen weggestohlen hat ...

Bruneck in Südtirol, Mai 1920.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Endlich, nach wochenlangen vergeblichen Versuchen, Ihren festen Wohnsitz zu erfahren, ist es mir gelungen, Ihren augenblicklichen Aufenthalt festzustellen. Und nun, da ich weiß, wo man Sie immer mit einiger Sicherheit erreichen kann und es nicht mehr nötig ist, Ihren Weg nur durch die Zeitungsberichte von Ihren Vorträgen zu verfolgen, glaube ich, daß ich es wagen kann, ein Vermächtnis in Ihre Hände zu legen, das ich seit meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft zu treuen Händen erhalten und bisher aufbewahrt habe.

Es ist dies das Tagebuch meines ehemaligen Schülers, des Standschützenunterjägers Anton Bruggler, der, wie Sie ja selbst wohl seit langem wissen, am vierundzwanzigsten Mai 1916 auf der Rotwand bei einem Patrouillengefecht zwischen zwei Hochgebirgsabteilungen gefallen ist.

Als Tonis alter Lehrer glaubte ich ein Recht dazu zu haben, das Tagebuch des Gefallenen, das die Kameraden mit den Habseligkeiten des Jungen der Mutter überreicht hatten, an mich zu nehmen, als diese es mir zeigte. Aber erst beim Lesen dieser Aufzeichnungen eines Sechzehn- und Siebzehnjährigen kam es mir zum Bewußtsein, daß ich doch nicht das Recht hatte, dieses Tagebuch zu behalten. Ich hätte Ihnen damit, ganz unabhängig von allem Persönlichen, was Sie darin berührt und in Ihnen wohl kaum verheilte Wun-

den aufreißen wird, das Bild eines jungen Menschen vorenthalten, den ein einziges Jahr Krieg zum deutschen Manne geformt hat.

Mit deutschem Tirolergruß

Bauer,
pensionierter Lehrer und ehemaliger Leutnant
der Tiroler Standschützen.

ANTON
GRAF
BOSSI
FEDRIGOTTI

STAND-
SCHÜTZE
BRUGGLER